— Lindau —

Ein unglückliches Volk

EX LIBRIS FELIX BAUM

Felix Baum s. l. Freundin

zu Chanukka 1905.

Ein unglückliches Volk

Erster Band

Von Rudolf Lindau erschienen im gleichen Verlage:

Gesammelte Romane und Novellen.

Inhalt:

Band I: Gordon Baldwin — Im Park von Villers — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben.
Band II: Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde.
Band III: Robert Ashton — Das Glückspendel.
Band IV: Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidiert — Der Seher — Treu bis in den Tod.
Band V: Reisegefährten.
Band VI: Der Gast — Zwei Seelen.

Separat Ausgaben.

Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen.
Der lange Holländer. Novellen.
Schweigen. Neue Novellen.
Die kleine Welt. Novellen.
Der Flirt. Novellen.
Liebesheiraten. Roman.
Erzählungen eines Effendi.
Der Fanar und Mayfair.
Türkische Geschichten.
Aus China und Japan.
Zwei Reisen in der Türkei.
Ein unglückliches Volk.

Ein unglückliches Volk

Roman

von

Rudolf Lindau

Erster Band

Zweite Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

RBR
Jantz
#277
bd. 1

Erstes Buch

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/einunglcklichesv01lind

Erstes Kapitel.

Es wurde recht hoch gespielt — aber nicht höher als gewöhnlich. Hohes Spiel, an das man jahrelang nicht gedacht hatte, war in jenem Winter wieder einmal die Mode geworden. — Ein junger, ursprünglich reicher, jetzt, wie man sagte, nahezu ruinierter Prinz hatte sie eingeführt, und die erfahrenen alten Klubmänner sahen voraus, daß sie andauern würde, bis drei oder vier der Spieler, mit mehr oder weniger Skandal, daran zu Grunde gegangen sein würden. Dann durfte man den schließlich unvermeidlichen Umschwung erwarten, denn derartige Ereignisse waren erfahrungsmäßig von viel unliebsamem Gerede in der Gesellschaft und bei Hofe begleitet und von erheblicher Verminderung der Klubeinnahmen aus Kartengeldern gefolgt. — Vorläufig blühte das Geschäft aber noch. Jeden Abend versammelten sich dieselben fünfzehn bis zwanzig Personen in dem hellerleuchteten, mäßig geheizten großen Spielzimmer des vornehmen Klubs, und wenn die Winternächte nicht so lang gewesen wären, so würden sie sich selten vor Tagesanbruch von einander getrennt haben.

Die Gesellschaft bestand hauptsächlich aus jüngeren

Offizieren und Mitgliedern des diplomatischen Korps, aus älteren unverheirateten oder verwitweten Gutsbesitzern und einigen reichen Müßiggängern mit vornehmen Namen und den besten Manieren. Auch einige Spekulanten, die an der Börse bekannt und oftmals genannt waren, hatten sich Aufnahme oder zeitweiligen Eintritt in den Klub zu verschaffen gewußt, und die nivellierende Macht des Spiels ließ sie dort als gesellschaftlich ebenbürtige Genossen der anderen Spieler erscheinen; aber in den meisten Fällen doch immer nur so lange, wie die Vereinigung am Spieltische dauerte. Außerhalb des Klubs gingen Graf X. und Herr Y. gewöhnlich kühl grüßend aneinander vorüber.

Es war gegen zehn Uhr abends. In einem der hohen, durch schwere Vorhänge von der Außenwelt getrennten, mit dicken Teppichen belegten Spielzimmer saßen an verschiedenen kleinen Tischen einige ältere Herren, die mit emsiger Ruhe einer Partie Whist, Piquet oder Bézique oblagen. Das waren die sogenannten „Säulen" des Klubs, Männer, die seit vielen Jahren zu bestimmten Stunden dort erschienen, alte Spielgenossen fanden und sich gegen Mitternacht, häufig noch früher, zurückzuziehen pflegten. Dem wilden Spiel der jüngeren Herren, die sich im Nebenzimmer am großen Ecartétisch versammelten, wohnten sie in den meisten Fällen nur auf kurze Zeit bei, als aufmerksame, obgleich unbeteiligte Zuschauer und sachverständige Kritiker des Spiels und der Haltung der Spieler.

Das Ecartézimmer, in dem nur ein einziger schmaler, langer grüner Tisch stand, war um zehn Uhr noch leer, dann aber füllte es sich schnell, und bald saßen sich zwei Herren gegenüber, nachlässig damit beschäftigt, die soeben

den Paketen entnommenen Karten zu mischen. Nachdem die verhältnismäßig kleinen Einsätze geregelt waren, begann die Partie. Sie dauerte, ohne daß das Spiel höher geworden wäre, seit etwa einer Stunde, als ihr durch das Auftreten eines der Anwesenden, der sich bisher noch nicht daran beteiligt hatte, ein neuer Charakter gegeben wurde.

„Wenn es den Herren genehm ist, so mache ich eine ‚Chouette‘," sagte langsam eine etwas schnarrende, aber nicht unangenehme Stimme.

Der eine der Spieler, der auf der Langseite des Tisches mit dem Rücken gegen die Wand gesessen hatte, erhob sich darauf und räumte mit vertraulicher artiger Verbeugung dem Sprecher seinen Stuhl ein, auf dem sich dieser behaglich niederließ. Das war der junge Prinz, der zeitweilige erste Held des bisher noch ziemlich einförmigen, allgemein gekannten Dramas, das sich seit Beginn des Winters im Ecartézimmer des Klubs abspielte, ein noch ganz junger, schwächlich aussehender Mann mit müdem Gesichte. Er hatte in der besten englischen Gesellschaft hoch spielen und viel verlieren gelernt und machte seiner teuer erkauften Erziehung alle Ehre. Seine Bewegungen, wie er die Karten langsam mischte, gab, aufhob und ausspielte, waren gemessen, wohl geeignet, den einen oder anderen seiner Gegner ungeduldig zu machen. Davon konnte man jedoch nichts bemerken: die vollkommene Ruhe die in dem Gemach herrschte, wurde nur von Zeit zu Zeit durch die wenigen zum Spiel gehörigen Ausdrücke unterbrochen.

Der Kampf gegen die Chouette blieb längere Zeit unentschieden; aber das Spiel war von Anfang an hoch

geworden. Der Prinz, der im Klub immer nur bei seinen Vornamen Walter Georg genannt wurde, strich, wenn er gewonnen hatte, mehrere tausend Mark ein und bezahlte ähnliche Beträge, wenn er verlor. Gegen ein Uhr morgens neigte sich das Glück in auffälliger Weise dem Prinzen zu. Er gewann drei Partien hintereinander, und da das Spiel immer höher geworden war, so hatte er eine beträchtliche Ansammlung von Gold, Banknoten und von Spielmarken, die zur größeren Bequemlichkeit der Spieler bei einem der dazu angestellten Bediensteten des Klubs eingewechselt wurden, neben sich liegen. Aber die Reihen seiner Gegner lichteten sich nicht, und für jeden geschlagenen trat ein neuer, meist bereits ungeduldig wartender Kämpfer ein. Dies geschah in einer bestimmten Reihenfolge, so daß einem jeden der gegen den Prinzen Spielenden Gelegenheit geboten wurde, sich mit diesem messen zu können.

Der Prinz hatte wieder gewonnen.

„Oer! Die Reihe ist an dir!“ sagte einer aus der Corona, der mit Umsicht und Sachkenntnis den Gang der Partie leitete.

Ein junger Offizier ließ sich auf den Stuhl dem Prinzen gegenüber nieder. Er war guter nordischer Abstammung, mittelgroß, wohlgebaut, mit lichter Gesichtsfarbe, hellem Haupthaar, langem rötlich braunem Schnurrbart, klaren grauen Augen, frischem Mund, jugendlichem Kinn. Sein Gesichtsausdruck, sein Sprechen, seine Bewegungen hatten etwas Herzgewinnendes.

Der Freiherr Heinrich von der Oer und der Prinz begrüßten sich mit leichter Kopfbewegung wie alte Bekannte.

Der Prinz blickte, die weißen Hände ineinander ge-

legt, nach dem Platze, wo die Einsätze aufgereiht wurden. Darunter befand sich unter anderem ein Fünfhundertmarkschein, den Der aus einer flachen Brieftasche gezogen hatte.

„Rien ne va plus," sagte der Prinz nach einer kleinen Weile, und das Spiel begann.

Der, von der Corona sachverständig beraten, spielte ohne Übereilung, fehlerlos. Aber das Glück war nicht auf seiner Seite. Nach wenigen Minuten mußte er seinen Platz einem anderen Spieler einräumen. Er trat etwas zurück, suchte in seiner Brieftasche und zog daraus noch zwei Hundertmarkscheine, die er zu den übrigen Einsätzen der neuen Partie legte. — Sie war bald für ihn verloren.

„Dies ist die siebente Partie, die Sie gewinnen," sagte einer der Spieler.

Der Prinz schien die Bemerkung nicht zu hören, aber als er die nächste Partie verloren hatte, sagte er: „La chouette est levée," und erhob sich. Ein anderer Spieler war sofort auf seinem Platz, und das Spiel nahm seinen Fortgang, ohne länger als auf wenige Minuten unterbrochen worden zu sein. Der Prinz beteiligte sich nicht mehr daran. Der hatte schon nach der siebenten Partie, in der er seine letzten zweihundert Mark verloren, nicht mehr gespielt.

Der Prinz trat langsam in den neben dem Spielzimmer gelegenen großen Salon, ließ sich dort auf einen niedrigen ledernen Sessel vor dem freundlich prasselnden Kaminfeuer nieder und zündete sich eine frische Cigarette an. Auf einem andern Sessel, ihm gegenüber, saß Der, der in das Feuer blickte und dabei sinnend an seinem langen Schnurrbart zupfte.

„Oer!"

Der Angeredete zuckte wie aus dem Schlaf geweckt zusammen, obgleich Walter Georg leise gesprochen hatte. „Was giebt's?" fragte er.

„Du hast heute wieder einmal kein Glück gehabt?"

„Ich habe nur zweimal gesetzt."

„Du spielst seit geraumer Zeit unglücklich."

„Nicht glücklich wenigstens," sagte Oer mit einem gezwungenen Lächeln.

„Geniert es dich?" fragte der Prinz freundschaftlich, zutraulich.

„Durchaus nicht . . . Ich danke dir übrigens."

Darauf verstummte die Unterredung. Oer verfiel wieder in sein vorheriges Sinnen. Der Prinz blies stumm die schneeweißen Rauchwolken einer Cigarette vor sich hin. Nach kurzer Weile erhob er sich, und ziemlich ungezwungen gähnend sagte er: „Wir hatten gestern eine lange Sitzung. Heute will ich früh zu Bett gehen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht," gab Oer freundlich zurück. Als bald darauf einige andere Spieler in den Salon traten und in lauter Unterhaltung vor dem Kamin Platz nahmen, erhob er sich und verließ das Zimmer, ohne daß die anderen sonderlich auf ihn geachtet hätten. Er schritt die Linden hinunter, durch das Brandenburger Thor und über den Königsplatz und näherte sich dann einer der neuen kurzen Straßen, die nach dem Kronprinzen-Ufer führen. Es war bitter kalt. Auf dem Königsplatz wehte dem nächtlichen Wanderer eisiger Wind entgegen, aber er schien es nicht zu fühlen. Er hatte die Hände in die

Taschen seines Paletots gesteckt und schritt langsam und nachdenklich seiner Wohnung zu. Endlich hatte er sie erreicht, und bald darauf befand er sich in einer gut durchwärmten behaglichen Junggesellenwohnung.

Oers Gewohnheit war, sich, wenn er des Abends nach Hause kam, schnell auszuziehen, zu Bett zu legen und dann sogleich einzuschlafen. Die aufregenden Spielnächte der jüngsten Zeit hatten daran nichts geändert, und auch die letzte Partie, die ihn so nachdenklich zu machen schien, ließ ihn der guten Gewohnheit nicht untreu werden. Er legte sich sorgenvoll zu Bett, aber nach zehn Minuten war er fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen stand er zur üblichen Stunde auf, setzte sich, sobald er gefrühstückt hatte, an den Arbeitstisch und entwarf ein kurzes Schreiben, das er auf einem großen Bogen sorgfältig abschrieb, in einen Umschlag legte, versiegelte und an seinen Regiments-Kommandeur, den Oberst von Steinmann, adressierte. Darauf kleidete er sich an, und pünktlich zur Stunde, wo der Kommandeur die gewöhnlichen dienstlichen Meldungen empfing, befand er sich in dessen Vorzimmer. Nachdem er einige Minuten gewartet hatte, wurde er vorgelassen.

Oberst von Steinmann war ein kleiner hagerer Mann mit gerötetem Gesicht, kurzgeschorenen grauen Haaren und kurzgestutztem dunklem Schnurrbart. Seine Stimme war hart, aber seine hellen Augen blickten freundlich.

„Nun, was führt Sie hierher?“ fragte er, sobald er den militärischen Gruß Oers erwidert hatte. Und dabei blickte er auf den großen Brief, den der junge Offizier in der Hand hielt.

„Ich wollte gehorsamst bitten, Herr Oberst, mein Abschiedsgesuch entgegenzunehmen und zu befürworten."

„Den Teufel . . . will ich thun! Wie kommen Sie dazu, Ihren Abschied nehmen zu wollen?"

„Es ist eine lange Geschichte, Herr Oberst."

„Erzählen Sie sie nur."

Er nötigte Oer sich zu setzen, und dieser trug darauf in gedrängter Kürze seine Angelegenheit vor. Es war die alte Geschichte. Der Oberst hatte sie schon gehört, denn sie war ihm in seiner Eigenschaft als langjährigem Regiments-Kommandeur einige Male erzählt worden. Aber Oers Fassung enthielt eine wesentliche Abweichung von dem bekannten Thema. Oer hatte sich am Spieltisch ruiniert — aber er war nicht vollständig zu Grunde gerichtet. Er gab dem Oberst die Versicherung, er habe keinen Pfennig Schulden und besitze noch bare zweitausend Thaler.

„Sie haben noch zweitausend Thaler bares Geld und hören auf zu spielen, nachdem Sie Ihr Vermögen verloren haben?" fragte der Oberst ungläubig.

„Ich hatte mir mein Wort gegeben, an diesen letzten Rest meines Vermögens nicht zu rühren."

„Das war vorsichtig von Ihnen . . . Aber ist es nötig, daß Sie Ihren Abschied nehmen, wenn Sie keine Schulden haben? Was wollen Sie denn anfangen? Sie sind doch Soldat und, soviel ich weiß, nichts weiter als Soldat?"

Oer gab auf diese Fragen ausweichenden Bescheid. Den Vorschlag, in einem andern, weniger kostspieligen Regimente zu dienen, wies er zurück. „Aus eigenem An-

triebe möchte ich meine Versetzung aus der Garde in die Linie nicht beantragen."

„Das kann ich begreifen," meinte der Oberst. „Und was sagt Ihr Herr Vater zu der Sache?"

„Der weiß noch nichts."

„Der arme Herr! Es wird ihn tief kränken."

Heinrich antwortete nicht.

Der Oberst erbrach das kurze Abschiedsgesuch und las es. Dann saß er eine Weile nachdenklich da. Endlich sagte er: „Es thut mir leid, Sie zu verlieren; aber ich werde Ihr Gesuch weitergeben. — Daß Sie keine Schulden haben, gefällt mir."

Der Oberst erhob sich, und damit war Oer verabschiedet. Er richtete jedoch noch eine Bitte an den Regiments-Kommandeur. „Ich möchte sogleich zu meinem Vater reisen und habe noch verschiedenes zu ordnen, ehe ich Deutschland verlasse."

„Wohin wollen Sie gehen?"

„Ich beabsichtige auszuwandern. — Darf ich gehorsamst bitten, mir einen sechswöchentlichen Urlaub erwirken zu wollen?"

„Den Urlaub will ich in dem Falle befürworten." Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: „Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater und sagen Sie ihm, er würde in den nächsten Tagen einen Brief von mir erhalten."

Als Heinrich sich entfernt hatte, ging der alte Steinmann, wie man ihn nannte, obgleich er den Beinamen gar nicht verdiente, da er kaum die erste Hälfte der Vierzig überschritten hatte, finster vor sich hinblickend im Zimmer auf und ab. Der Vater des jungen Offiziers, der Ge-

neral a. D. von der Oer, war ein langjähriger Freund Steinmanns, und dieser hatte den hoffnungsvollen Sohn mehr in sein Herz geschlossen, als er selbst wußte.

Heinrich ging zunächst auf das Telegraphenamt, um seinem Vater anzuzeigen, daß er am nächsten Morgen bei ihm eintreffen werde; dann begab er sich zu dem besten Freunde, den er im Regiment hatte, seinem Vetter, dem Rittmeister von Keßner, und erzählte ihm, aus welchen Gründen er sich entschlossen habe, sein Abschiedsgesuch einzureichen, auch teilte er ihm mit, daß er Berlin und Deutschland schuldenfrei den Rücken kehre.

Keßner machte ihm ebensowenig zwecklose Vorwürfe, wie der Oberst es gethan hatte, aber er bestand länger als dieser darauf, Oer sollte nicht so schnell alle Brücken hinter sich abbrechen, sondern es zunächst, probeweise gewissermaßen, mit einer billigen Garnison versuchen. Oer wies dies zurück: die Würfel seien gefallen, sagte er, der Regiments-Kommandeur habe bereits sein Abschiedsgesuch in Händen, und er selbst könne, nach dem, was er ihm gesagt, nicht daran denken, es zurückzuziehen. Darauf drang Keßner nicht weiter in ihn.

„Ich wußte übrigens nicht, daß du ein Spieler bist," sagte Keßner später.

„Ich bin es auch nicht," antwortete Heinrich verdrießlich. „Der Zufall hat mich eines Tages an den Spieltisch geführt, und ich bin mir selbst nicht klar darüber, was mich immer wieder dorthin zurückgezogen hat. Ich habe nicht ein einziges Mal wild gespielt; aber ich habe sechs Monate lang ununterbrochen unglücklich gespielt und bin fast regelmäßig jeden Abend um größere oder kleinere

Summen ärmer nach Hause gekommen. Von meinem Vater erhalte ich keine Zulage. Ich hatte ihm deshalb auch nicht Rechenschaft von meinen Auslagen abzulegen. Ich zehrte an der Erbschaft meines Onkels, über die ich freie Verfügung hatte. Zunächst achtete ich kaum darauf, daß ich sie schnell und erheblich verminderte. Das war wahrscheinlich unverantwortlich leichtsinnig, aber daß ich mir das heute sage, kann an der Sache nichts mehr ändern. Als mich der alte Bergmann, mein Bankier, der auch meines Onkels Bankier gewesen war, eines Tages darauf aufmerksam machte, da war es schon zu spät. Mein Vermögen war bereits so zusammengeschmolzen, daß ich von den Zinsen des Kapitals doch nicht mehr hätte leben können, und da nahm ich mir vor, auf der eingeschlagenen Bahn weiterzugehen. ‚Vielleicht wendet sich das Glück,‘ sagte ich mir. ‚Wendet es sich nicht — nun, so muß ich so wie so an einen vollständigen Wechsel meines Lebens denken.‘ — Es wandte sich nicht. Gestern abend habe ich die letzte Kleinigkeit verloren, die ich zum Spiel zu meiner Verfügung hatte. — Ich habe mich systematisch, geschäftsmäßig, möchte ich sagen, zu Grunde gerichtet. Jetzt bin ich fertig mit meiner Karriere, mit Berlin, mit Deutschland. Und nun will ich mein Glück anderswo versuchen. Ich bin nicht verzweifelt, nicht einmal niedergeschlagen. Ich bin verdrießlich, ich ärgere mich, ein schönes Leben, das mein war, ohne irgendwelche Veranlassung, ja ohne Leidenschaft, gegen nichts aufs Spiel gesetzt und verloren zu haben.“

„Ich sehe dich noch vor deiner Abreise?“ fragte Keßner.

„Selbstverständlich. — Ich fahre jetzt zu meinem Vater. Es ist ein schwerer Gang. In fünf oder sechs Tagen bin ich wieder hier, und dann möchte ich so schnell wie möglich fort."

„Und der Abschied?"

„Der kann mir in so kurzer Zeit nicht bewilligt sein, aber das wird mich hoffentlich nicht zurückhalten. Steinmann war sehr freundlich. Er hat mir einen sechswöchentlichen Urlaub zugesichert. Ehe der abläuft, wird alles in Ordnung gebracht sein. An eine Mobilmachung ist ja heute leider nicht zu denken . . . Auf Wiedersehen in einer Woche etwa."

„Auf Wiedersehen," sagte Keßner zerstreut.

Einige Stunden später saß Heinrich auf der Eisenbahn, und am nächsten Morgen zu früher Stunde stand er vor seinem Vater, dem unendliche Liebe für den Sohn aus den schönen milden Augen leuchtete und Herzensgüte auf dem Gesicht geschrieben war. Bald darauf wußte der alte Herr alles, was der Sohn ihm anzuvertrauen hatte. Kein Wort der Klage oder des Vorwurfs kam über seine Lippen, aber er schien plötzlich gealtert. Dem Sohn schnitt der stumme Jammer des Vaters ins Herz. Er verstand jetzt erst, daß er diesen, weit mehr als sich selbst, zu Grunde gerichtet und bereute bitterlich, was er gethan hatte.

Die Unterhaltung mit seiner Schwester Gabriele brachte ihm keine Erleichterung. Das junge Mädchen dachte nicht daran, den niedergeschlagenen Bruder aufrichten zu wollen; sie selbst verlangte nach Trost. Sie begann bitterlich zu weinen, als sie hörte, sie müsse sich auf unbestimmte,

wahrscheinlich auf lange Zeit von ihrem geliebten Bruder trennen, aber sie hatte sich keinen Zwang aufzuerlegen, um ihn mit Vorwürfen zu verschonen. Sie fand es ganz natürlich, daß ein junger Mann spielte und Schulden machte. Das Unglück, worüber sie jammerte, war nur, daß Heinrich die Uniform ausziehen und nach Amerika auswandern wollte.

„Kannst du denn nicht hier bleiben?"

„Nein, liebste Gabriele, es geht nicht."

„Aber warum dir nicht Geld borgen? Das kann doch nicht schwer sein. Tante Margarete, die so reich ist und keine Kinder hat, würde dir gewiß gern alles geben, was du gebrauchst."

„Tante Margarete hat andere Neffen und Nichten, die sich mehr um sie bekümmern, als ich es gethan habe — und ich mag nicht auf deren Kosten leben . . . Glaube mir nur, es geht nicht anders, als ich dir gesagt habe. Ich muß fort."

„Es ist zu traurig."

„Ja, es ist sehr traurig."

„Und der arme Papa. Wie wird der Dich vermissen!"

„Ja," sagte Heinrich nachdenklich vor sich hinblickend. „Gabriele," fuhr er nach einer Pause fort, „versprich mir eins: sorge für Papa."

„Aber Heinrich! Wie kannst du das besonders von mir verlangen? Das ist doch selbstverständlich."

„Es ist selbstverständlich; aber du sollst es mir noch besonders versprechen. — Du mußt ihm zuliebe thun, was du ihm nur an den Augen absehen kannst. Du

mußt ihn trösten, wenn er traurig ist, ihm sagen, daß ich bald zurückkehren werde."

„Alles will ich thun, was du verlangst . . . Es ist zu traurig!" Und ihre Thränen flossen von neuem.

Darauf umarmte Heinrich seine Schwester, und die beiden saßen eine Weile still nebeneinander. Dann sagte Gabriele in ruhigem Tone:

„Was sagen deine Berliner Freunde zu deinem Fortgehen?"

„Niemand außer Keßner weiß davon."

„Der gute Keßner. Ja, der ist ein Freund. — Und Walter Georg?"

„Wie sollte er dazu gekommen sein, von meiner Abreise zu sprechen? Er weiß noch nichts davon."

„Er wird sehr traurig sein. Er liebt dich wie einen Bruder."

„Unsinn, Gabriele! Ich stehe ihm nicht näher, als hundert andere."

„Da irrst du dich. Er hat mit mir, so oft ich mit ihm zusammen war, kaum von etwas anderem als von dir gesprochen. Ich habe ihn deswegen lieb gewonnen. Aber werde ich ihn wiedersehen? Es ist nicht daran zu denken, daß Papa im März nach Berlin geht, wie er zuerst wollte. . . Was sollte er auch dort ohne dich? Es ist zu traurig!" Sie seufzte tief. Sie hatte sich seit Wochen auf die Berliner Reise gefreut. Sie war im vergangenen Jahre zum ersten Mal ausgeführt worden. Wie schön das gewesen war! Alle Abend eine Gesellschaft, ein Ball, das Theater, ein Konzert. Und überall junge liebenswürdige Männer, die kein anderes Bestreben

zu haben schienen, als sich ihr angenehm zu machen. Vielen war dies auch geglückt, aber am besten hatte ihr doch Walter Georg gefallen: nicht seines Prinzentitels wegen, sondern weil er so vornehm aussah, so klug und milde über alle und alles sprach und für ihren Bruder eine warme Freundschaft bekundete. Und nun würde sie ihn nicht wiedersehen! Wer weiß, ob sie je wieder nach Berlin kommen würde. Sie fühlte sich sehr unglücklich.

„Und Anna?" fragte sie weiter.

Heinrich lächelte traurig. „Ja . . . Anna," sagte er gedehnt. — Die unvergeßlichen Stunden, die er mit ihr verlebt, die großen Hoffnungen, mit denen er sich getragen hatte! Ein Traum . . . Comtesse Anna Harmen, das schöne reiche Mädchen, um deren Gunst sich so viele bewarben, und die ihn, wie er eine Zeit lang geglaubt, vor allen anderen ausgezeichnet hatte! Darüber waren nun schon viele Monate vergangen.

Eines Abends, auf dem ersten Ball der Saison, hatte sie seinen zutraulichen Gruß kalt, beinahe unfreundlich erwidert. Er war bestürzt zurückgetreten. — Was sollte das bedeuten? Er hatte sie fragend angesehen, aber auf ihrem Gesicht keine Antwort gelesen. Er war sich bewußt, nichts gethan zu haben, was diese plötzliche Veränderung ihres Benehmens rechtfertigen könnte. Also eine Laune! Das war nicht hübsch; das hätte er nicht von ihr erwartet. Oder vielleicht noch etwas Schlimmeres, Unerträgliches. Glaubte sie, ihn ungestraft kränken zu können, weil sie die reiche Comtesse Harmen war? — Er trat langsam zurück und verlor sich im Getümmel der zahlreichen Gesellschaft.

Im Laufe der nächsten Wochen traf er verschiedene Male mit ihr zusammen, er näherte sich ihr jedoch nicht wieder. Es fraß an seinem Herzen, ihr nicht mehr in die Augen blicken zu dürfen, ihre Stimme nicht mehr zu hören, aber je länger die äußerliche Entfremdung andauerte, je mehr verbiß er sich in den Entschluß, keinen Versuch zu einer Wiederannäherung zu machen. „Sie hat den Graben zwischen uns gezogen," sagte er sich, „an ihr ist es, eine Brücke darüber zu schlagen, wenn sie nicht vorzieht, von mir getrennt zu bleiben."

Das gesellschaftliche Leben erschien ihm bald öde. Er langweilte sich, wenn er Anna nicht sah, und er grämte sich, wenn er sie im Kreise anderer, wie in unerreichbaren Fernen erspähte. Seine Abende waren nicht mehr wie früher durch das Zusammensein mit der Geliebten ausgefüllt. Er verließ Bälle und Gesellschaften zu früher Stunde. Und dann ging er in den Klub, und dort trat er eines Abends, nachdem er sämtliche illustrierten Zeitungen, die im Lesezimmer auslagen, durchblättert hatte, „zum Zeitvertreib" an den Spieltisch. Es wurde eine Gewohnheit, die bald Herrschaft über ihn gewann. Schließlich kam die Katastrophe.

Der war zu gerecht, um Anna Harmen dafür verantwortlich zu machen. Er hatte sich nicht aus Verzweiflung, um sich zu betäuben, an den Spieltisch gesetzt. Er würde sich seiner Schwäche geschämt haben, hätte er anästhetischer Mittel bedurft, um seinen Liebesschmerz ertragen zu können. — Aber in seinem Herzen hatte sich große Bitterkeit gegen Anna Harmen angehäuft.

Alles dies ging ihm seit Monaten im Kopfe herum,

und Gabriele berührte eine schmerzlich schwingende Saite seines Herzens, als sie fragte: „Und was sagt Anna zu deiner Abreise?“

„Ja . . . Anna . . . Die habe ich lange nicht gesehen, und ich bezweifle, daß ich sie so bald wiedersehen werde.“

„Was ist denn zwischen euch vorgefallen?“ fragte Gabriele weiter. „Als ich euch das letzte Mal zusammen sah, da wart ihr ein Herz und eine Seele. Ich dachte damals, du würdest bald um sie anhalten. Das hättest du nur thun sollen. Sie hatte dich lieb.“

„Du siehst mit Schwesteraugen. Alle Welt muß deinen Bruder lieb haben, unter anderen Walter Georg, der es mir nie gezeigt, und Anna Harmen, die mir das Gegenteil klar gemacht hat.“

„Hat sie dir einen Korb gegeben?“

„O nein! So weit ist es nicht gekommen.“

„Nun, was hat sie also verbrochen?“

„Sie war eines Abends unfreundlich, und das hat mich geärgert.“

„Was hat sie dir gesagt?“

„Sie hat mir gar nichts gesagt. Ich begrüßte sie freundlich, und da bekam ich einen Gegengruß, als hätten wir uns nie zuvor gesehen.“

„Das ist alles?“

„Für mich war es genug.“

„Du hast sie nicht gefragt, was ihr Benehmen zu bedeuten habe?“

„Nein . . . Sie war mir eine Aufklärung schuldig, wenn sie gewillt war, ein Mißverständnis zu beseitigen.“

„Und seitdem hast du nicht wieder mit ihr gesprochen?"

„Nein."

„Hast sie nicht wiedergesehen?"

„Mehrere Male — von weitem. Sie kam mir ganz vergnügt vor."

Gabriele trat einen Schritt zurück und schüttelte entrüstet den Kopf: „Aber Heinrich, Heinrich," sagte sie vorwurfsvoll, „weil dir ein gutes, liebes Mädchen, das dir tausend Freundlichkeiten erwiesen hat, einen unfreundlichen Blick zuwirft — er war vielleicht nicht einmal unfreundlich, — da drehst du ihr den Rücken?"

„Ja, das habe ich gethan."

„Nun, dann hast du sie eben nicht lieb gehabt, dann lag dir nur wenig an ihr, und es ist ganz gut für sie, daß du sie in Frieden gelassen hast."

„Höchst wahrscheinlich," gab Heinrich zurück. Er wollte das Gespräch abbrechen. Er fühlte sich im Rechte. Aber darüber wollte er mit der Schwester nicht streiten. Er sah nach der Uhr.

Gabriele wollte den traurigen Abschied nicht durch den Schatten eines Zwistes mit ihrem Bruder verbittern. Er sollte in ungetrübter Liebe von ihr scheiden können. „Komm nur bald zurück," sagte sie, den Bruder unter Thränen umarmend, „und sei beruhigt wegen Papas; ich werde für ihn sorgen. Aber komm bald zurück, denn was sollen wir beide ohne dich anfangen?"

„Sobald ich kann, komme ich zurück. Lebe wohl, liebe Gabriele."

Der Abschied zwischen Vater und Sohn war kurz und feierlich.

„Du nimmst meinen Segen mit auf deine Wege," sagte der Alte. „Möge Gott dich beschützen." —

Die nächsten Tage in Berlin gingen mit Vorbereitungen zum Aufbruch schnell dahin. Die Erlaubnis, abreisen zu dürfen, ohne die Bewilligung seines Abschieds abzuwarten, war ihm vom Regiments-Kommandeur erwirkt worden. Es war in hohem Grade unwahrscheinlich, daß er genötigt sein würde, seinen Urlaub zu unterbrechen. Für alle Fälle würde man im Regiment immer wissen, wo er durch Briefe oder Telegramme zu erreichen war.

Wenige Tage vor seiner Abreise empfing Oer den Besuch Walter Georgs. Er war dadurch einigermaßen überrascht und fragte sich, was den Prinzen, der sich ihm gegenüber stets kameradschaftlich und unbefangen freundlich, aber niemals besonders aufmerksam gezeigt hatte, veranlaßt haben möchte, ihm zuguterletzt noch näher zu treten. Walter Georg gab darüber keine Aufklärung, er vermehrte nur Oers Verwunderung, indem er ihm sagte: „Ich will dich nicht lange aufhalten. Ich weiß, daß du beschäftigt bist. . . . Ich wollte dir nur sagen, daß ich mich freuen würde, wenn ich dir hier, während du da drüben bist, von Nutzen sein könnte . . . du verstehst mich? . . . Ich würde mich freuen." Und gleich darauf erhob er sich, drückte Oer die Hand und entfernte sich in der ihm eigenen ruhigen Weise.

Oer blickte ihm kopfschüttelnd nach. — Aber es stand ihm noch eine zweite und größere Überraschung bevor. Als er am Abend, nachdem er bei Keßner gespeist hatte,

seine Wohnung betrat, ermüdet von den Vorbereitungen zu seinem Aufbruch und noch unter dem traurigen Eindruck des letzten Zusammenseins mit dem Vater und der Schwester, überreichte ihm sein Bursche einen Brief. Er öffnete ihn hastig, denn er hatte auf dem Umschlag sogleich die schöne Handschrift der Comtesse Anna Harmen erkannt.

„Lieber Herr von Oer, mein Vater hat soeben erfahren, daß Sie Berlin verlassen. Es wäre ihm eine Freude, Sie vor Ihrer Abreise sehen und Ihnen Lebewohl sagen zu können. Ich soll Sie deshalb in seinem Namen bitten, einen Tag zu nennen, an dem Sie bei uns essen wollten. Wir sind bis Ende der Woche jeden Abend frei. — Sie würden außer uns beiden nur Rittmeister von Keßner finden, mit dem Sie ja immer gern zusammen sind. — Um halb sieben Uhr, wenn Ihnen die Stunde paßt. Ich hoffe, Sie erfreuen uns durch eine Zusage. Anna Harmen."

Das Blut war Oer beim Lesen dieser Zeilen ins Gesicht gestiegen, und innige Befriedigung leuchtete aus seinen Augen, die kurz vorher noch so ernst geblickt hatten, als er sich schnell niedersetzte, um die Einladung mit warmem Danke anzunehmen: auf morgen, da er übermorgen abend abreisen werde. — Dann klingelte er dem Burschen: „Tragen Sie diesen Brief zum Grafen Harmen. Es ist keine Antwort darauf."

Gegen Mittag des nächsten Tages, während er mit Packen und ähnlichem beschäftigt war, empfing Oer eine Zeile von Keßner: „Ich habe bis fünf Uhr Dienst. Um halb sieben Uhr essen wir zusammen. Auf Wiedersehen. K."

Mit dem Glockenschlag halb sieben trat Oer in die Harmensche Wohnung, wo er von dem alten Grafen mit

großer Herzlichkeit empfangen wurde. Anna reichte ihm freundlich die Hand. In demselben Augenblick trat Keßner ein, und gleich darauf meldete ein Diener, daß das Mahl angerichtet sei. Es verlief still. Keßner sprach von den letzten Veränderungen in der Armee, die auch den Grafen, obgleich er sich seit langen Jahren vom Dienst zurückgezogen hatte, noch immer lebhaft interessierten. Von Oers Angelegenheiten war nicht die Rede. Die Anwesenheit der Diener würde eine vertrauliche Unterhaltung gestört haben.

Als die vier wieder in das Wohnzimmer getreten waren, nahm der Graf seinen Gast bei Seite. „Ich werde Sie nicht durch müßige Fragen ermüden," sagte er. „Ich weiß wohl so ziemlich alles, was Sie mir darauf erwidern würden. . . Es ist traurig . . . aber schließlich . . . es hätte noch viel schlimmer kommen können. . . Das infame Spiel! Aber nun zur Sache. Wir haben im vergangenen Sommer in Marienbad eine amerikanische Familie kennen gelernt. Charmante Leute! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß es Amerikaner so guter Klasse gäbe. — Wir lernten sie zufällig kennen: Vater, Mutter, zwei Töchter. Anna befreundete sich mit der älteren, einem reizenden Kinde. Ich hatte jeden Nachmittag eine gute Partie Schach mit dem Vater. Wir waren täglich viele Stunden lang zusammen, und als wir Marienbad am selben Tage verließen, lud ich sie ein, in Harmen Halt zu machen. Das nahmen sie an und waren uns zwei Tage lang liebe Gäste. Anna und Miß Helen stehen seitdem in lebhaftem Briefwechsel."

Graf Harmen machte eine kurze Pause. Dann sprach er weiter: „Ich habe mir gedacht, eine Einführung bei

Sands könnte Ihnen vielleicht nützlich sein. Der Brief liegt fertig geschrieben auf meinem Tisch. Sie brauchen ihn nicht abzugeben, aber ich rate Ihnen, es zu thun. Sie würden liebe Menschen kennen lernen."

„Sie sind zu gütig," sagte Oer. „Ich weiß gar nicht, womit ich das verdient habe."

„Darüber seien Sie beruhigt. Sie haben es verdient. Unter hundert jungen Männern in Ihrer Lage hätten sich nicht zwei so gut benommen wie Sie. Sie sind geschlagen. Das kann jedermann vorkommen; aber sie treten einen ehrenvollen Rückzug an: mit Waffen und Gepäck. — Ich hoffe bald gutes von Ihnen zu hören. — Schreiben Sie mir, wie die Sands Ihnen gefallen haben."

Er trat aus dem Zimmer und kehrte gleich darauf mit einem Brief in der Hand zurück, den er Oer übergab. „Henry Ph. Sands Esq., 57th Street No. 81, New York" stand auf der Adresse. Dann gesellte er sich zu Keßner, während Anna damit beschäftigt war, den Kaffee einzuschenken. Sie brachte die zwei ersten Tassen ihrem Vater und dem Rittmeister. Als sie an den kleinen Tisch am entgegengesetzten Ende des Zimmers zurückkehrte, folgte ihr Oer und blieb mit der Tasse in der Hand, die sie ihm gereicht hatte, vor ihr stehen.

„Wir wollen uns setzen," sagte Anna unbefangen.

Zwischen den beiden und dem Grafen und Keßner lag das weite Gemach. Anna und Oer brauchten nicht einmal die Stimmen zu dämpfen, um sicher zu sein, daß niemand sie belauschte; doch sprachen sie leise. Das Gespräch berührte zunächst nur Oberflächliches. Anna fragte, wann Oer abzureisen gedenke, welchen Weg er gewählt,

ob er ein gutes Schiff bekommen habe und ähnliches. Der antwortete darauf mit unnötiger Ausführlichkeit, denn Anna hörte kaum, was er sagte. Ihre Gedanken waren darauf gerichtet, wie sie es anzufangen habe, um auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte, und um zu erfahren, was sie hören wollte.

„. . . . . Und wie lange gedenken Sie fortzubleiben?"

„Davon habe ich heute noch keine Ahnung."

„Wahrscheinlich sehr lange?"

„Ja. Einige Zeit wird es wohl dauern."

„Papa wollte Sie bei den Sands einführen. Da werden Sie sich hoffentlich bald neue Freunde machen."

„Niemand kann mir die alten ersetzen," kam langsam über Heinrichs Lippen.

Da begegneten sich die Augen der beiden in einem traurigen Blick, und Anna brauchte nicht mehr nach Worten zu suchen: „Herr von Oer, weshalb haben Sie mich während des ganzen Winters gemieden?"

Das hatte Oer vor wenigen Tagen noch, als er vor seiner Schwester stand, ganz genau gewußt, aber jetzt fühlte er sich unsicher. — Hatte Anna ihm wirklich Grund gegeben, sich von ihr zu entfernen? Er wurde verlegen, aber er mußte antworten. Er that es zögernd, unbeholfen. Es wurde ihm zu Mute wie einem Manne, dem im Kampfe die Waffe aus der Hand geschlagen wird. — „Weshalb ich Sie gemieden habe, Comtesse? . . . Es ist mir schwer genug geworden . . . Weil ich annahm . . . weil ich annehmen mußte . . ."

„Nun, Herr von Oer?"

„Weil ich annehmen mußte, das entspreche Ihren Wünschen.“

„Das konnten Sie annehmen?“

„Ja, das habe ich ganz bestimmt geglaubt . . . ganz bestimmt.“ Er sprach schneller, mit größerer Festigkeit: „Ich erinnere mich jedes Wortes, jedes Blicks, als ob das alles vor einer Stunde geschehen wäre: Ich sah Sie eintreten und näherte mich Ihnen. Ich freute mich, Sie zu sehen, und das mußten Sie erkennen, als ich Sie begrüßte. — Da schreckte mich ein harter Blick von Ihnen zurück . . .“ Er atmete tief auf und wurde unruhig. „Darauf war ich nicht vorbereitet, Comtesse Anna; darauf war ich in der That nicht vorbereitet. Alles hätte ich eher erwartet.“ Er sprach jetzt lebhaft, mit verhaltener Leidenschaftlichkeit. „Was sollte ich thun? — Ich fühlte mich von Ihnen zurückgewiesen, und ich gehorchte . . . ich ging . . . ja . . . ich mußte gehorchen! Und Sie riefen mich nicht zurück, weder durch ein Wort, noch einen Blick oder eine Bewegung.“

Anna hatte das Haupt gesenkt. Nun antwortete sie leise, wie zu sich selbst sprechend. Sie erinnerte sich des unglückseligen Auftritts ebenso genau wie Oer, sie wußte auch, daß sie seinen freundlichen Gruß kalt erwidert hatte. „Aber,“ fuhr sie fort, „erst als Sie plötzlich zurücktraten, erkannte ich, daß ich Sie verletzt hatte. . . Was konnte ich in dem Augenblick noch thun, Herr von Oer? . . . Sie waren verschwunden.“

Oer wagte kaum nach der Aufklärung zu fragen, die er eine Zeit lang so ungeduldig von ihr erwartet hatte. Sie kam ihm mit der Antwort zuvor: sie war an jenem

Tage verstimmt gewesen, wegen eines Vorfalls, von dem sie lieber nicht sprechen wollte, da sie wohl wußte, daß er nicht als Rechtfertigung einer unverdienten Unfreundlichkeit gelten konnte; aber es hatte auch durchaus nicht in ihrer Absicht gelegen, unfreundlich zu sein. Sie war nur auf ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters auf dem Ball erschienen, nachdem sie zunächst gebeten hatte, zu Hause bleiben zu dürfen. „Ich hätte mich beherrschen und nicht andere durch mein verdrießliches Gesicht verletzen sollen. Es war ein Fehler, daß ich das nicht that. Ich habe es seitdem erkannt. — Herr von Oer, zürnen Sie mir deswegen heute nicht mehr."

Oer hätte sie um Verzeihung bitten mögen. Hatte er Anna nicht bitteres Unrecht zugefügt, daß er in seinem Herzen argwohnte, sie wollte sich das Recht anmaßen, ihn nach Belieben freundlich oder unfreundlich zu behandeln? „Es war ein arges Mißverständnis," brachte er mühsam hervor.

„So zürnen Sie mir nicht mehr?"

„Ich zürne nur mir selber," brachte er reumütig hervor.

„Nun dann wollen wir Frieden schließen," sagte Anna freudig, ihm die Hand reichend.

Es war beiden zu Mute, als wäre ihnen eine schwere Last abgenommen worden, doch konnten sie den alten unbefangenen Ton nicht wiederfinden. Sie sprachen mit einander wie zwei Tischnachbarn, die sich vor dem Essen vorgestellt sind und nachher von einander trennen und gegenseitig vergessen werden. Eine kurze Pause war eingetreten, die Anna, die nachdenklich vor sich hinge-

blickt hatte, mit der Frage unterbrach, wann Oer abreisen werde.

„Morgen abend."

„Müssen Sie denn abreisen?" fragte Anna schüchtern, das erste Wort betonend. Und als Oer sie statt einer Antwort bestürzt ansah, fuhr sie leise fort: „Könnten Sie nicht hier bleiben?"

Viele Gedanken mögen im Zeitraum weniger Sekunden durch das Gehirn ziehen und so klare feste Eindrücke zurücklassen, daß sie sich auf dem Gesichte bemerkbar abzeichnen. — O ja, es hätte wohl ein Mittel gegeben, ihn in Berlin festzuhalten: eine reiche Heirat . . . mit Comtesse Anna Harmen zum Beispiel. — Aber das war unmöglich. Seine Augen waren liebevoll und traurig auf Anna gerichtet, als er mit großer Sanftmut in der Stimme leise antwortete: „Ich muß fort . . . das werden Sie ja auch erkennen . . . Aber ich hoffe, auf Wiedersehen."

Anna hatte verstanden, was in Oers Herzen vorgegangen war, und ihre Augen glänzten in feuchtem Schimmer, als sie entgegnete: „Ja, auf Wiedersehen . . . Vergessen Sie uns nicht."

Keßner hatte die beiden seit geraumer Zeit beobachtet und wohl bemerkt, daß die Unterredung, die sie miteinander hatten, keine gewöhnliche war. Er hatte sich deshalb bemüht, die Aufmerksamkeit des Grafen zu fesseln, was ihm auch gelungen war. Als er jetzt sah, daß Anna und Oers sich die Hände wie zum Abschied reichten, glaubte er dem langen Zwiegespräch, das Graf Harmen auffallen konnte, ein Ende machen zu dürfen. Er richtete eine gleichgiltige Frage an Oer, aus der dieser verstand,

daß sie ein Zeichen zum Aufbruch bedeuten sollte. Er erhob sich deshalb und näherte sich den beiden anderen, und nachdem er mit Graf Harmen noch einige herzliche Worte gewechselt hatte, nahm er von ihm und von Anna Abschied und entfernte sich gleichzeitig mit Keßner. — „Glückliche Reise" vom Grafen und „Auf Wiedersehen" von Anna waren die letzten Worte, die er vernahm.

Auf der Straße sagte Keßner: „Du hattest ja eine lange Unterredung mit der Comtesse — und während des ganzen Winters warst du ihr aus dem Wege gegangen."

Oer blieb stehen, und seinen Freund gerade anblickend, sagte er langsam: „Ich glaube, ich habe mein Glück ebenso leichtsinnig verspielt wie mein Vermögen."

„Hast du dich mit der Comtesse überworfen?"

„Im Gegenteil: ich habe mich mit ihr versöhnt."

„Ich verstehe nicht . . . Was willst du sagen?"

„Es wäre unnütz, heute noch etwas zu sagen. Aber höre, Keßner . . . vertraulich . . . wenn du mit Anna Harmen zusammentriffst, so bringe das Gespräch auf mich und erzähle mir in deinen Briefen von ihr."

„Ah . . ." machte Keßner gedehnt. „Liegen die Sachen so? . . . Nun, ich will gern thun, was du von mir verlangst. Aber ich rate dir, laß die Geschichte nicht zu tiefe Wurzeln fassen. Früher oder später wirst du dich ja doch wahrscheinlich mit einem Verlust abzufinden haben . . . Überlege dir die Sache wie ein vernünftiger Mann. — Wenn du Glück hast, großes, besonderes Glück, so bist du vielleicht in acht oder zehn Jahren in der Lage, nach Deutschland zurückzukehren. Denn als

Passagier zweiter Klasse wirst du nicht wiederkommen wollen."

„Sicher nicht. — Lieber bleibe ich draußen . . ."

„Natürlich. Wie alt bist du?"

„Sechsundzwanzig."

„Und Comtesse Anna?"

„Neunzehn Jahre."

„Schön. Nehmen wir den glücklichsten Fall: acht Jahre. Acht und neunzehn gleich siebenundzwanzig. Glaubst du, daß die Comtesse so lange auf dich warten, daß man ihr erlauben wird, so lange auf dich zu warten? — Ich habe die beste Meinung von ihr; aber ist denn ein Kind von neunzehn Jahren Herrin ihres Herzens? — Und du selbst? Bist du deiner vollkommen sicher für die lange Zeit deiner ungebundenen Freiheit? Wenn du zwei oder drei Jahre lang nichts von Anna Harmen gesehen hast und wahrscheinlich doch nur wenig von ihr gehört, und wenn du dann, oder noch später, ein hübsches, gutes Mädchen antriffst, das bereit wäre, dir ihr Herz zu schenken, — würdest du dich von ihr abwenden? . . . Du antwortest nicht . . . Du würdest dankbar ihre Hand nehmen . . . und das wäre recht von dir. — Und Comtesse Anna, ebenso frei wie du, wenn ich nicht irre . . ."

„Vollkommen frei."

„Comtesse Anna würde dasselbe thun. Also sei vernünftig!"

„Ich will mich bemühen, vernünftig zu sein, obgleich das nicht meine starke Seite ist. Aber trotzdem erinnere

ich dich an dein Versprechen, mir in deinen Briefen von ihr zu erzählen."

„Das habe ich dir versprochen, und darauf kannst du rechnen, bis du selbst mir sagst: ‚Genug!'" — Die beiden waren vor Oers Wohnung angelangt. „Ich spreche wahrscheinlich morgen im Laufe des Tages bei dir vor. Jedenfalls hole ich dich um fünf Uhr ab. Wir essen dann zusammen, und ich begleite dich bis Bremen. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Als Oer in sein Zimmer trat, wartete dort ein Telegramm auf ihn: „Tante Margarete trifft heute abend im Hotel Royal ein. Besuche sie morgen früh. Papa ist ganz wohl. Gabriele."

Das Telegramm machte Oer keine Kopfschmerzen. Er würde Tante Margarete aufsuchen. Das betrachtete er als eine „Dienstsache". So nannte er vor sich selbst alles, was er thun mußte, ob es ihm Vergnügen machte oder nicht, und das verrichtete er stets willig. Bald darauf begab er sich zur Ruhe: zum letzten Male in Berlin — auf lange Zeit jedenfalls. Die Unterhaltung mit Anna hatte ihn innig erfreut; aber jetzt fühlte er sich nicht freudig erregt. Keßners verständige Worte hatten ihn abgekühlt. Dagegen nagte an seinem Herzen der Gedanke, sein Glück verscherzt zu haben, und er wiederholte die Worte, die er Keßner gesagt hatte: „Glück und Geld aufs Spiel gesetzt und verloren — das Geld sicher — das Glück . . ." er seufzte, „das Glück wahrscheinlich." Aber er wollte den Mut nicht verlieren.

Zu früher Stunde begab sich Oer am nächsten Morgen

zur älteren Schwester seines Vaters, der Gräfin Margarete Huysburg, denn die alte Dame, seit dreißig Jahren Witwe, hatte fast immer auf ihren Gütern gelebt, die sie mit großer Umsicht verwaltete, und begann den Tag um sechs Uhr morgens. Sie empfing ihren Neffen freundlich, doch mit einer gewissen kühlen Überlegenheit, die in ihrem selbständigen Charakter lag. Sie hatte schon zu Lebzeiten ihres früh verstorbenen Mannes das Regiment im Hause geführt und sich seit dessen Tode zur milden Autokratin ausgebildet. Sie hätte mit ihrem Namen, ihrem Vermögen und Familienanhang einen hervorragenden Platz in der besten Berliner Gesellschaft behaupten können, aber sie hatte vorgezogen, als Alleinherrscherin auf ihren Gütern zu leben. Sie war hager, klein und zierlich, mit dürren feinen Händen, weißem Gesicht und schneeweißem Haar, ihre klaren blauen Augen blickten hinter der stark vergrößernden Brille scharf und klug, doch keineswegs übelwollend auf ihre Umgebung.

„Nun setz' dich, mein Sohn," sagte sie. Darauf hielt sie dem Neffen eine kurze, kühle Strafpredigt, die dieser, ohne ein Wort zu erwidern, über sich ergehen ließ, wobei er sie ernst und treuherzig ansah.

Als sie geendet hatte, sagte er nur: „Du hast ganz recht, Tante. Ich bin ein großer Esel gewesen."

„Gut, daß ich es dir nicht zu sagen brauche." Darauf richtete sie verschiedene Fragen an ihn, unter anderen, wieviel Geld er mitnehme.

„Zweitausend Thaler."

„Du hinterläßt keine Schulden?"

„Nein."

„Nun, zweitausend Thaler ist eine ganz hübsche Summe. Wenn du vernünftig bist, so kannst du davon so lange leben, bis du dir etwas dazu verdienst. Und wann denkst du zurückzukehren?"

Heinrich erinnerte sich an das, was Keßner gestern gesagt hatte: „In acht oder zehn Jahren, denke ich mir."

„Dann wirst du mich schwerlich noch am Leben finden."

„Sag' das nicht, Tante Margarete. — Ist Großvater Oer nicht neunzig Jahre alt geworden? Du hast noch Anrecht auf zwanzig Jahre Leben, und mein Vater auf dreißig, und es wäre mir der traurigste Gedanke, daß ihr von dem Rechte keinen Gebrauch machen würdet. Ich möchte, daß ihr noch Freude an mir erlebt."

„Wie Gott will! Du bist ein guter Junge. Steh einmal auf und tritt näher, daß ich dich ordentlich ansehen kann." Heinrich gehorchte. Sie betrachtete ihn aufmerksam. Dann streichelte sie ihm die Wangen, und als er sich dabei zu ihr hinabbeugte, küßte sie ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit. „Du siehst deinem Vater erschrecklich ähnlich. Er steht als junger Mann vor mir, wenn ich dich ansehe. Aber er war besser als du. Er hat nie dumme Streiche gemacht . . . Der gute Heinz! Ich spreche von deinem Vater," fügte sie lächelnd hinzu, doch war verhaltene Rührung in ihrer feinen Stimme. „Du bist der ungeratene Heinrich! . . . Aber ich bin dir nicht böse. Gieb mir noch einmal die Hand, mein Sohn, und dann will ich dir Lebewohl sagen, denn du wirst heute noch viel zu thun haben." Als er ihr ehrerbietig die Hand küßte, blickte sie wohlwollend auf ihn hinab, und in ihren alten hellen Augen schimmerte eine

große Thräne. — „Nimm dies noch," sagte sie, ihm ein verschlossenes Couvert reichend, „und kaufe dir dafür irgend etwas, was dich an deine alte Tante erinnert."

„Ich danke dir für alles Liebe und Gute, das du mir im Leben erwiesen hast," sagte Heinrich. „Tante Margarete . . ."

„Ja, mein Sohn."

„Besuche Papa oder lade ihn ein, zu dir zu kommen. Er hat dich so lieb, und ich fürchte, er wird jetzt traurig sein."

„Es freut mich, daß du das von mir verlangst; aber es war nicht nötig. Ich reise morgen wieder zu ihm, und er und Gabriele kommen dann auf lange Zeit zu mir."

„Ich danke dir."

„Du dankst mir, weil ich meinen Bruder lieb habe? Das ist alte treue Liebe. Aber es ist ganz gut gemeint, was du sagst, und freut mich. Also noch einmal: Lebewohl!"

Auf der Straße öffnete Heinrich den Umschlag, den Tante Margarete ihm gegeben hatte. Dann lächelte er gutmütig, ohne einen Schatten von Enttäuschung. Der Umschlag enthielt einen Hundertmarkschein.

Keßner reiste am Abend mit seinem Vetter nach Bremen und begleitete ihn am nächsten Morgen nach Geestemünde und bis an Bord des Lloyddampfers „Rhein"; auf dem Heinrich Oer an einem trüben, kalten Februartage Europa auf unbestimmte Zeit verließ.

Zweites Kapitel.

Eine Meerfahrt ist etwas sehr Heilsames für ein unruhiges, sorgenvolles Herz. Der atmete auf wie von einer schweren Last befreit, als er die Küste hinter sich verschwinden und das weite graue Meer vor sich sah. Das Wetter war stürmisch und rauh, die See ging hoch. Der stellte mit Befriedigung fest, daß sie ihn nicht krank machte; aber er durfte noch nicht daran denken, sich frei zu bewegen: als er es versucht hatte, war er gefallen und hatte sich weh gethan. Seitdem verhielt er sich ruhig an einem Platze, wo er sich an einer der eisernen Stangen, an denen ein Boot hing, fest anklammern konnte.

Das Deck war beinahe leer. Er bemerkte nur einen älteren Fahrgast mit scharfgezeichnetem, glattrasiertem Gesichte, der, eine kurze Holzpfeife im Munde, die Hände in den Taschen einer Pilotenjacke, gelassen auf und ab spazierte, — und neben ihm einen zweiten Passagier einen Mann von etwa dreißig Jahren, der mit dem Glattrasierten von Zeit zu Zeit einige Worte wechselte. Als der Jüngere das erste Mal an Der vorüberging und die Augen aufschlug, die er bis dahin zu Boden gerichtet hatte, war Der förmlich betroffen von dem Blick, der auf

ihn gefallen war: solch' ernste, nachdenkliche, sorgenvolle Augen hatte er nie in seinem Leben gesehen. Im übrigen erinnerte der unbekannte Reisegefährte Oer unwillkürlich an den Kassierer seines Berliner Bankiers, einen hageren kleinen Mann mit gebogener scharfer Nase, schwarzem Haar und dunklen, klugen, spähenden Augen, den er immer für einen Juden gehalten, bis Bankier Bergmann ihm eines Tages gesagt hatte, Herr Ohannes Howian, der sich als ausgezeichneter Arbeiter und vollkommen zuverlässiger Mensch bewährt habe, sei reinster arischer Abstammung, Armenier, der ältesten christlichen Kirche, der gregorianischen, angehörig, ohne einen Tropfen semitischen Blutes in den Adern.

Oers Reisegefährte war von kleiner, zierlicher Gestalt, hatte das aufmerksame, zurückhaltende Wesen Herrn Howians und wie dieser kohlschwarzes Haar und eine bleiche Gesichtsfarbe. Mit dem Leben auf der See schien er vertraut zu sein, denn er ging auf dem schwankenden glatten Deck ebenso gemächlich und sicher auf und ab wie der Glattrasierte.

Als die beiden zum dritten oder vierten Male an Oer vorübergingen, bemerkte dieser, daß der Dunkle ihn mit einer gewissen, wenn auch keineswegs unhöflichen Aufmerksamkeit musterte; aber er beachtete dies nicht. Gleich darauf erblickte er ihn in kurzer Unterhaltung mit dem ersten Steward, der in die Thür getreten war, die vom Deck nach dem Salon führte, und das Wetter beobachten zu wollen schien. Aus kleinen Anzeichen glaubte Oer entnehmen zu können, daß die beiden von ihm sprächen, und er war deshalb nicht überrascht, als der Dunkle

plötzlich auf ihn zutrat und ihn nach kurzem höflichem Gruß fragte, ob er die Ehre habe mit dem Freiherrn von der Oer zu sprechen.

Der Fremde bediente sich der englischen Sprache, und Oer, dem sie geläufig war, antworte in derselben: „Mein Name ist Oer."

„Und ich heiße Artin Howian," sagte der Fremde. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Dienste anbiete. Ich thue dies auf Wunsch meines Bruders Johannes Howian, den ich vorgestern abend in Berlin verlassen habe, und der mir aufgetragen hat, Ihnen seine Empfehlungen und die Grüße seines Chefs, des Herrn Bankier Bergmann, zu übermitteln. Da ich Amerikaner bin, so könnte ich mich Ihnen vielleicht in irgend einer Weise nützlich machen. Das würde mich freuen, und ich bitte Sie, über mich zu verfügen."

Der Mann hatte eine weiche, tiefe Stimme, und seine Sprechweise, die nichts von der unmanierlichen, häßlichen Breite des „Yankee English" hatte, berührte Oer angenehm. Er streckte die Hand aus, die der andere höflich ergriff, und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Howian."

Nachdem die beiden noch einige Worte gewechselt hatten, sagte Oer: „Als Sie auf mich zukamen, dachte ich mir sogleich, Sie müßten wohl ein Landsmann, wenn nicht ein Verwandter Herrn Howians sein, den ich in letzter Zeit oftmals in Anspruch genommen habe."

„Das weiß ich," antwortete Herr Artin ruhig und vertraulich, aber keineswegs aufdringlich, setzte er hinzu: „Es ist wohl das einfachste, Sie erfahren sogleich, daß Herr Bergmann mit mir über Sie gesprochen hat.

Er weiß, daß ich in ihm den Wohlthäter meines Bruders verehre und er Vertrauen zu mir haben darf. Sie stehen seinem Herzen sehr nahe, denn er hat mir anempfohlen, für Ihr Wohl wie für das seines eigenen Sohnes zu sorgen. Und darum bitte ich Sie, in mir einen Ihnen aufrichtig ergebenen Menschen zu erblicken." —

Der „Rhein" war ein altes Schiff. Die Überfahrt von Bremen nach New York war auf acht Tage angesetzt. — Man schließt sich an Bord eines Schiffes häufig nur an einen oder an zwei der Mitreisenden an, mit denen man dann während einer langen Reise sehr viel verkehrt. Oer hatte unter den Fahrgästen außer Howian nicht einen entdeckt, der ihn angezogen hätte, und war mit jenem sozusagen von früh bis spät zusammen. Da gab es während der langen Abendstunden auf dem dunklen Deck oder in der spärlich erleuchteten Kajüte stundenlange Unterhaltungen, und die beiden wurden in wenigen Tagen so vertraut, daß Oer es keineswegs indiskret finden konnte, als der Armenier, nachdem er seine Teilnahme an den Schicksalen seines Reisegefährten begründet hatte, die Frage an ihn richtete, wie er sich seine nächste Zukunft in Amerika eigentlich vorstellte.

„Daran habe ich noch nicht gedacht," antwortete Oer. „Wie sollte ich dazu Zeit gefunden haben? Meine Hauptsorge während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Deutschland war nur, mich fertig zur Abreise zu machen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die vielerlei auf einmal verrichten können."

„Sehr schön. Aber in den nächsten Tagen werden Sie eine neue Aufgabe haben. Sie sind nun frei. Was

wollen Sie mit Ihrer Freiheit anfangen? — Ich frage nicht aus Neugierde. — Was können Sie überhaupt, außer Soldat sein?"

Der saß eine Weile nachdenklich da, dann sagte er mit einem etwas verlegenen Lächeln: „Ich habe mir soeben klar gemacht, daß ich eigentlich gar nichts kann."

„Das ist nicht viel; aber ich höre es doch lieber, als wenn Sie mir sagten, Sie wären zu allem bereit. Sie sagen, Sie könnten nichts. Sicher, Sie unterschätzen sich. Denken Sie noch einmal nach! Sind Sie Musiker, Maler, Buchhalter, haben Sie eine gute Handschrift, könnten Sie einen Zeitungsartikel schreiben, oder in irgend welchen fremden Sprachen correspondieren? . . . Also? . . ."

Nach einer Pause antwortete Der bescheiden: „Ich spreche, außer deutsch, englisch und französisch, ich habe eine ganz leserliche Handschrift, ich zeichne ein bißchen, und ich kann reiten und verstehe auch etwas von Pferden."

„Nun sehen Sie," sagte Howian ermutigend, „da besitzen Sie ein ganz ansehnliches Kapital. Ich werde darüber nachdenken, wie wir es am besten anlegen können. Irgend etwas wird sich schon für Sie finden."

Schon am ersten Tage der Reise hatte Howian Der mit Herrn Bolton, dem hagern, glattrasierten Mann, bekannt gemacht. Der Alte hatte dabei die kurze Holzpfeife im Munde behalten, eine harte, wettergebräunte Hand ausgestreckt und gesagt: „Freut mich, Herr, Ihre Bekanntschaft zu machen," und viel weiter war er auch während der nächsten Tage nicht gekommen, obgleich er gewöhnlich den langen Promenaden beiwohnte, die Der und Howian auf dem Deck machten. — Mit der Zeit

erfuhr Oer, Herr Bolton sei ein reicher Rheder, der sich nicht klar darüber zu sein scheine, was er mit seinem Gelde anfangen solle. Er sei unverheiratet, besitze nicht einmal einen eigenen Hausstand, begnüge sich mit einer kleinen Wohnung in dem ruhigsten guten Gasthause von New York und habe die einfachen Sitten eines Mannes bewahrt, der mit nichts angefangen und sich das erste Geld zu seinen Unternehmungen durch hartes ehrliches Arbeiten erwerben mußte.

„Er scheint ein verschlossener Mann zu sein," sagte Oer.

„Das ist er. Er unterhält fast gar keine gesellschaftlichen Beziehungen." Howian machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Wir haben uns zufällig kennen gelernt. Mir will er wohl, und davon hat er mir Beweise gegeben."

Am Morgen des zehnten Tages nach der Abreise von Bremen legte der „Rhein" in New York an. Sämtliche Fahrgäste begaben sich an Land. Im letzten Augenblick, als Oer sich von Howian trennen wollte, um nach seinem Gepäck zu sehen, sagte dieser: „Haben Sie schon bestimmt, wo Sie in New York absteigen werden?"

„Ich will zunächst in das Alexandra-Hotel gehen," antwortete Oer. „Morgen beabsichtige ich, mich dann nach einer passenden Wohnung umzusehen. Sobald ich die gefunden habe, hören Sie von mir."

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen," entgegnete Howian. „Kommen Sie zunächst zu mir. Ich wohne allein in einem geräumigen Hause. Sie werden niemand stören, und Ihre Gesellschaft wird mir eine Freude sein."

Oer erhob einige höfliche Einwendungen, aber Howian bat so herzlich, seine Gastfreundschaft nicht zu verschmähen, daß Oer sie schließlich annahm.

Nach der Ruhe auf dem Meere machte das wilde Treiben des New Yorker Straßenlebens zunächst einen unangenehmen Eindruck auf Oer; in wenigen Tagen gewöhnte er sich daran und bemühte sich, ihm Interesse abzugewinnen; aber es entmutigte ihn nur. Er wußte aus Büchern und von Hörensagen, daß all die Leute, die emsig und still an ihm vorübereilten, sich auf der Jagd nach dem Dollar befanden, und er sagte sich mit einer gewissen Betrübnis, daß, wenn er sich ihnen auch anschließen wollte, er doch keine erkennbare Aussicht hätte, irgend welche Jagdbeute heimzubringen. Howian hatte ihm in dieser Beziehung auch keinen Wink gegeben. „Sehen Sie sich nur zunächst etwas um," hatte er gesagt. „Die Zeit, die sie dazu verwenden, ist nicht verloren." — Oer erinnerte sich zahlreicher Lebensgeschichten, die er gelesen oder gehört hatte, von Leuten, die ohne einen Heller nach New York gekommen waren und jetzt zu den reichsten Männern des Landes gezählt wurden. Aber die glänzenden Vorbilder gaben ihm keine Lehren. „Ich fürchte," sagte er vor sich hin, „ich habe kein Talent zum Reich-werden."

Die kleine Villa, in die Howian seinen Gast geführt hatte, war in einer der neuen Straßen nördlich vom Central Park gelegen. Das Grundstück, auf dem sich das Häuschen erhob, war vor vielen Jahren von Herrn Bolton für einen Spottpreis erworben worden. Es hätte nun mit erheblichem Nutzen ausgebeutet werden können, wäre der

Besitzer zu bewegen gewesen, ein großes Haus oder eine schöne Villa darauf errichten zu lassen. Das hatte Herr Bolton nicht gethan. Er war eben ein Sonderling, wie die Leute von ihm sagten, und begnügte sich mit dem billigen Mietszins, den ihm die kleine Villa einbrachte. — Vor dem freundlichen Gebäude befand sich, durch ein eisernes Gitter von der Straße getrennt, ein schmaler Vorgarten, den Herr Howian mit großer Sorgfalt unterhalten ließ. Diese Arbeit verrichtete ein riesiger Mann mit großen, dunklen, ernsten Augen und schlichtem pechschwarzem Haar, der gleichzeitig den Dienst des Pförtners der Villa versah.

In dem Hause ging alles ganz still zu, doch herrschte darin ein reges geheimnißvolles Leben. Die verhältnismäßig zahlreiche Dienerschaft bewohnte die Räume unter dem Hochparterre. Das Haus war auf das ordentlichste gehalten; doch vernahm Oer nie, daß ein Befehl gegeben wurde. Die Leute verrichteten ihre Dienste, ohne ein Wort zu sagen, und wenn sie unter sich sprachen, so geschah es im Flüsterton. — Beim Essen wurden Oer und Howian von einem auffallend schönen jungen Menschen in reicher armenischer Tracht bedient, der geräuschlos kam und ging und, ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, es weder seinem Herrn noch dessen Gaste an irgend etwas fehlen ließ.

Howian hatte seine Geschäftsräume in der City; den größten Teil des Tages jedoch verbrachte er in seiner Wohnung. Dort empfing er zahlreiche Besuche — meist von sorgfältig und unauffällig gekleideten blassen jungen Männern, augenscheinlich Armeniern, die geräuschlos in das Haus traten, und von denen Oer nichts mehr sah und

hörte, sobald das schwere Thor sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Am Tage der Ankunft hatte Howian seinem Gaste das Haus gezeigt. Es bestand aus drei großen Räumen im Erdgeschoß, von denen einer, nach dem Hofe gelegen, Herrn Howian als Arbeitszimmer diente. Oer bemerkte darin einen großen eichenen, mit vielen Papieren beladenen Arbeitstisch und einen schweren eisernen Geldschrank. — Im Speisezimmer standen einfache dunkle gute Möbel, im Wohnzimmer einige bequeme Sessel und an zwei Seiten des Gemachs niedrige breite Diwans, auf denen große und kleine, harte und weiche Kissen mit kostbaren seidenen Überzügen anscheinend unordentlich umherlagen. Die Wände waren kahl, den Fußboden bedeckten Teppiche in persischen Mustern mit verblichenen, ruhigen Farben. — Im ersten Stock befanden sich sechs freundliche mittelgroße Zimmer, von denen dem Gast zwei angewiesen waren, zwei vom Wirte bewohnt wurden und zwei leer standen. Dort, wie im Erdgeschoß und wie auf der schmalen Treppe, war der Fußboden mit alten Teppichen bedeckt. Howian sah Oer nur während der Mahlzeiten und des Abends, und dieser hatte das Gefühl, daß er in der That niemand in dem ruhigen Hause störte.

Wenige Tage nach seiner Ankunft fragte Oer beim Frühstück, um welche Zeit man in New York Besuche zu machen pflege.

„In der City?"

„Nein, in 57th Street."

„Nun, wohl am besten nach der Promenade im Central Park: gegen fünf Uhr, sollte ich meinen. Dann werden

Sie auch, wenn Damen im Hause sind, eine Tasse Thee bekommen."

„Kennen Sie einen Herrn Sands?" fuhr Oer fort.

„Sands?" sagte Howian lächelnd. „Deren giebt es viele in New York. — Wie heißt Ihr Freund mit Vornamen?"

Oer zog den Brief aus der Tasche, den Graf Harmen ihm gegeben hatte, und las die Adresse: „Henry Philip Sands."

„Henry Philip? Natürlich kenne ich ihn. — Ein sehr angesehener Mann."

„Verkehren Sie mit ihm?"

„Nein, ich bin ihm nicht vorgestellt worden. Aber es ist möglich, daß er meinen Namen gehört hat. — Ja, den werden Sie gegen fünf Uhr zu Hause treffen. Er verläßt Wall Street gewöhnlich vor vier Uhr."

Nach dem Frühstück schrieb Oer einige Zeilen an Herrn Bergmann, um ihm für die Einführung bei Herrn Howian zu danken, und zwei ausführliche Briefe an seinen Vater und an Keßner Dann machte er sich langsam auf den Weg nach 57 th Street, und einige Minuten nach fünf Uhr befand er sich vor einem stattlichen Hause, das die Nummer 81 trug. Er stieg die breiten, niedrigen Stufen einer Freitreppe hinauf, klingelte und stand gleich darauf einem Diener in schwarzer Livree mit weißer Binde gegenüber.

„Herr Sands zu Hause?"

„Nein, Herr Sands ist noch nicht zu Hause — aber Mistreß Sands."

„Übergeben Sie der Dame meine Karte."

Der Diener entfernte sich, kam gleich darauf zurück, war Oer behilflich, den Überrock abzulegen, und riß sodann die hohe weiße Thür zu einem großen Gemach auf, aus dem sich freundliche helle Stimmen in lebhafter Unterhaltung vernehmen ließen.

In der Mitte des Zimmers, in der Nähe eines großen runden Tisches, auf dem in einem Samowar kochendes Wasser brodelte, saß ein kleiner Kreis junger und älterer Damen in auserlesen modischen Straßentoiletten, die sämtlich den Kopf nach der Thür wandten und den Eintretenden mit freundlicher Aufmerksamkeit musterten. Daran war der alte Gardeoffizier gewöhnt, und mit leichter artiger Verbeugung näherte er sich unbefangen der glänzenden Gruppe. Er hatte auf einen Blick erkannt, daß sich darin einige junge hübsche Gesichter befanden. Eine der älteren Damen kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Seien Sie herzlich willkommen, Herr von der Oer!" — Sie sagte „Vanderoer", mit Betonung der ersten Silbe, und anders wurde Oer seitdem überhaupt nicht mehr genannt. — „Graf Harmen hat uns bereits auf die Freude Ihres Besuches vorbereitet." Dann folgte eine allgemeine Vorstellung: „Viscount Vanderoer — Mistreß Holms, Miß Holms, Mistreß Winthrop, Miß Jane Winthrop, meine Töchter Helen und Alice."

Oer verbeugte sich rechts und links.

„Bitte, nehmen Sie Platz."

Die Unterhaltung der Damen, die einen Augenblick unterbrochen worden war, nahm ihren etwas lauten Fortgang; aber Mistreß Sands kümmerte sich eine Zeit lang ausschließlich um den neuangekommenen Gast, den sie mit

Fragen überschüttete. Die meisten bezogen sich auf den Grafen Harmen und auf Comtesse Anna, und Oer gab darauf willig Bescheid. Während dieser Zeit hatte die ältere Tochter, Fräulein Helen, Oer eine Tasse Thee gereicht und sich sodann ihm schräg gegenüber gesetzt, aufmerksam den Fragen der Mutter und den Antworten des Gastes folgend. Als sich Mistreß Sands auf eine Bemerkung ihrer Nachbarin zu dieser wandte, übernahm Fräulein Helen mit vollkommener Sicherheit die Sorge um die Unterhaltung des Fremden. — Es lag nicht in den Gewohnheiten des Gardeleutnants, die Augen vor einem hübschen jungen Mädchen niederzuschlagen, und er musterte sein Gegenüber mit wohlgefälliger Aufmerksamkeit: ein reizendes, zierliches Geschöpf mit feinem Gesichtchen zartester Farbe, seidenglänzendem hellbraunem Haar und großen, klaren, freundlichen Augen.

„Wie geht es meiner schönen Freundin Comtesse Anna?" fragte sie. „Hat sie Ihnen keine Grüße für mich aufgetragen?" Die Stimme war etwas scharf, aber sie berührte Oer nicht unangenehm. Die Sprecherin war so hübsch, und sie blickte ihn so freundlich zutraulich an, als wäre er ein alter Bekannter.

Oer war nicht dazu erzogen worden, vor einer artigen sogenannten gesellschaftlichen Lüge zurückzuschrecken, und es würde ihm niemals eingefallen sein, jemand wegen einer solchen zu tadeln; aber es lag in seinem Charakter, keine bewußte Unwahrheit, wie harmlos sie auch sein mochte, sagen zu können. Doch war er etwas verlegen, als er die Frage, die Miß Helen an ihn gerichtet hatte, leise verneinte.

„Oh!" machte die kleine Amerikanerin mit einem

leichten Anflug von Enttäuschung auf dem hübschen Gesichte. „Ich werde ihr noch heute schreiben und mich bitter darüber beklagen."

„Thun Sie das lieber nicht, gnädiges Fräulein, und lassen Sie mich Comtesse Anna entschuldigen. — Mein Entschluß, Deutschland zu verlassen, wurde plötzlich gefaßt und ich sah Comtesse Anna nur ein einziges Mal vor meiner Abreise. Graf Harmen und seine Tochter sprachen beide sehr freundlich von Ihnen allen. Sie nahmen wohl als selbstverständlich an, daß ich Sie von ihnen grüßen würde. — Das hätte ich mir gleich sagen sollen."

„Nun, schön," meinte Miß Helen wieder freundlich lächelnd, „dann will ich mich nicht beklagen — weil Sie es wünschen."

In dem Augenblick wurde die Thür wieder geöffnet, und Herr Sands trat herein: ein großer, hagerer Mann vornehmen Anstandes, mit dem Gesichtsausdruck und der Haltung eines abgearbeiteten müden Menschen. Er begrüßte zunächst die anwesenden Damen, und nachdem ihm dabei Mistreß Sands einige Worte zugeflüstert hatte, wandte er sich schnell an Oer, den er mit derselben Herzlichkeit, wie es vorher Frau Sands gethan hatte, bewillkommnete. Dann ließ er sich neben Oer in den niedrigen Sessel fallen, den seine Frau ihm eingeräumt hatte. — Die Unterhaltung zwischen Sands und Oer war zunächst nur eine Wiederholung des Gespräches mit Frau Sands.

Die Dämmerung brach ein, mehrere große Lampen wurden in das Zimmer getragen. Die Damen entfernten sich mit freundlichem Kopfnicken und artigem Lächeln. Bald waren nur noch Herr und Frau Sands mit Oer im Zimmer.

Dieser wollte sich erheben, um ebenfalls zu gehen. Mistreß Sands hielt ihn zurück.

„Noch ein Wort. Dürfen wir hoffen, Sie recht oft zu sehen?“ fragte sie in herzlichem Tone. „Sie finden uns jeden Tag zum Lunch und zum Thee und sehr häufig auch des Abends zu Hause. — Würden Sie uns die Freude bereiten, morgen den Anfang zu machen und im kleinsten Kreise bei uns zu essen? Ich bin glücklich, einen Freund des Grafen Harmen, dem wir so viel Liebenswürdiges verdanken, bei uns empfangen zu können. Also morgen?“

Oer nahm dankend an.

„Darf ich um Ihre Adresse bitten?“ fragte Herr Sands.

„Ich wohne bei Herrn Artin Howian,“ antwortete Oer, und gleichzeitig nannte er Straße und Nummer des Hauses.

„Bei Howian, dem Armenier?“ fragte Herr Sands etwas verwundert.

„Ja, er ist Armenier. Aber, bitte, sagen Sie mir, habe ich etwa einen Fehler begangen, seine Gastfreundschaft anzunehmen? Ich habe Howian erst kürzlich kennen gelernt.“

„Herr Howian, den ich nicht persönlich kenne, erfreut sich des besten Rufes. Doch überraschte es mich, als Sie ihn als Ihren Wirt nannten. Sie wissen doch, was er treibt?“

„Davon habe ich keine Ahnung. Ich fürchte, ich bin wieder einmal leichtsinnig gewesen. Gestatten Sie mir, Ihnen zu erklären, auf welche Weise ich mit Herrn Howian bekannt geworden bin.“ Und er erzählte von dem ersten Zusammentreffen auf dem „Rhein“, von dem lebhaften

Verkehr, der sich dort zwischen ihm und Howian entwickelt, und schließlich von dessen Einladung, die er annehmen zu müssen geglaubt habe.

„Das war vollkommen richtig, und Sie haben nichts Außergewöhnliches gethan. Als ich nach Ihrer Adresse fragte, geschah es in der Absicht, Sie zu bitten, während Ihres Aufenthaltes in New York bei uns fürlieb zu nehmen. Ich kann also Herrn Howian nicht tadeln und bedaure nur, daß er mir zuvorgekommen ist. — Herr Artin Howian ist der hiesige Vorstand des armenischen revolutionären Comités."

„So?" machte Oer gedehnt. Die Worte „revolutionäres Komitee" hatten einen unheimlichen Klang in den Ohren des ehemaligen Offiziers, der erst vor wenigen Tagen die geliebte Uniform ausgezogen hatte. „Ja, dann kann ich seine Gastfreundschaft doch wohl kaum länger in Anspruch nehmen?"

„Ich würde dies gern bestätigen, weil ich dann hoffen dürfte, daß sie meine Einladung annähmen — aber ich würde Herrn Howian unrecht thun, wenn ich in Ihrem Herzen Verdacht gegen ihn erwecken wollte. Das armenische Comité hat eine andere Aufgabe, als die der geheimen Gesellschaft von Umstürzlern, Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten und so weiter. Es besteht aus Patrioten, die nichts weiter vorhaben, als die Knechtschaft abzuschütteln, unter der das armenische Volk in der Türkei schmachtet. Ich bin ein nüchterner Geschäftsmann, und die Hoffnungen der armenischen Revolutionäre erscheinen mir als Utopien, für die ich mich nicht erwärmen kann, aber eine aufrichtige Sympathie versage ich ihnen nicht. — Sie befinden sich

beim Haupte der armenischen Revolutionäre in eigentümlicher Gesellschaft, sicherlich nicht in schlechter. Viele halten sie sogar für bewunderungswürdig."

Oer fühlte sich beruhigt. Er war in den strengsten konservativen Grundsätzen erzogen worden, und das Wort „Revolution" hatte ihn stutzig gemacht. Aber hier handelte es sich nicht um eine Umwälzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern um die Befreiung des Vaterlandes von der Schmach fremder Herrschaft. — Das erschien ihm in Ordnung.

Auf dem Heimwege, den er bald darauf antrat, dachte er an die blassen, dunklen Männer, die geheimnisvoll bei Howian ein- und ausgingen. „Jedenfalls Verschwörer," sagte er sich, und es gefiel ihm, in dem Hause zu wohnen, wo alle Fäden der Verschwörung zusammenliefen, und sich mit dem Manne befreundet zu haben, der diese Fäden in den Händen hielt und in der Lage zu sein schien, eine große blutige Bewegung zu lenken. Daß ihm selbst ähnliches in New York zustoßen könnte, war ihm in Berlin am allerwenigsten in den Sinn gekommen.

In seinem Zimmer fand Oer einen Brief ohne Poststempel, auf dessen Umschlag er die altmodische Handschrift des Bankiers Bergmann erkannte. Das kurze Schreiben war in wohlthuend herzlichem Tone verfaßt. Es bezweckte augenscheinlich nur, Oer Vertrauen zu Artin Howian einzuflößen, den Bergmann einen edlen Menschen nannte, der sein Leben in uneigennütziger Weise einem erhabenen Zwecke geweiht habe.

Bald darauf begab sich Oer in das Speisezimmer, wo Howian ihn bereits erwartete.

„Herr Bergmann hat mir einen Brief für Sie gesandt, da er ihre hiesige Adresse nicht kannte. Sie werden ihn gefunden haben?“ Und nachdem Oer dies bejaht hatte, setzten sich die zwei zu Tisch.

Howian stellte weiter keine Fragen, was Oer bemerkte. Die strenge Zurückhaltung aller auf Oers persönliche Angelegenheiten bezüglichen Fragen, die der Armenier zu beobachten pflegte, war seinem Gast bereits angenehm aufgefallen. Nach einer kleinen Weile begann dieser aus eigenem Antriebe von seinem Besuche bei den Sands zu erzählen. „Herr Sands hat mir auch von Ihnen gesprochen,“ sagte er zum Schluß.

„Ich dachte mir wohl, daß er meinen Namen kennen würde,“ meinte Howian lächelnd.

„Er sprach mit Hochachtung von Ihnen. Das hat mich gefreut.“

„Das freut auch mich, und ich bin Herrn Sands dafür dankbar.“ Howian saß einige Minuten mit zu Boden geschlagenen Augen nachdenklich da. Dann sagte er, wie einer, der plötzlich einen Entschluß gefaßt hat: „Ich hoffe, Herr von Oer, unsere Lebenswege werden nicht so bald auseinander gehen. Da Sie mir nun die Ehre erweisen, mein Gast zu sein, so halte ich es für meine Pflicht, Sie nicht im Dunkeln darüber zu lassen, was in diesem Hause vorgeht, und was ich selbst treibe. Es ist kein Geheimnis. In London, Petersburg, Paris und auch in Konstantinopel, wenn dort auch nur geheimnisvoll, wird davon gesprochen. Einiges, was man sagt, ist richtig, Vieles irrtümlich, vielleicht boshaft erfunden. Aber auch wenn das Ganze ein Geheimnis wäre, Ihnen

würde ich es anvertrauen. Es ist eine etwas lange Geschichte. Wenn es Ihnen recht ist und Sie nicht müde sind, so erzähle ich sie Ihnen nach dem Essen."

„Sie werden einen aufmerksamen Zuhörer an mir finden," sagte Oer.

Eine halbe Stunde später befanden sich die beiden in Howians behaglichem stillem Wohnzimmer, und sobald sie sich dort gesetzt hatten, begann der Armenier zu sprechen.

Seine Redeweise war leise, langsam und bedächtig, nur selten durch kurze Pausen unterbrochen. Es hörte sich an, als läse er etwas vor. Dabei blickte er Oer nicht an, sondern hielt die Augen zu Boden geschlagen oder richtete sie in die Leere. Der Ausdruck seines Gesichts war ein tief ernster. Den linken Ellenbogen hatte er in die rechte Hand gestützt, während die andere an dem schwarzen, feinen Bart zupfte oder das Kinn umspannt hielt.

Artin Howian erzählte die jammervolle Leidensgeschichte seines uralten Stammes, der seit drei Jahrtausenden von einer Knechtschaft in die andere getrieben worden ist, über den Parther, Perser, Griechen, Römer, Byzantiner, Sarazenen, Seldschucken, Russen und Türken mit unbändiger Grausamkeit geherrscht haben, und dessen erbärmliche Überreste jetzt von dem Auswurf der Menschheit, von räuberischen Lasen, Kurden und Tscherkessen, gebrandschatzt, gemartert, dahingeschlachtet werden: eine Geschichte Jammers ohnegleichen, eine Geschichte der Grausamkeit, Niedertracht, Habsucht, Gottlosigkeit — eine Geschichte der Schande der Menschheit.

Howian sprach mit gedämpfter Stimme weiter, aber

sie war heiser und rauh geworden und zitterte in verhaltener leidenschaftlicher Erregung. Der Ausdruck seines weißen Gesichts hatte sich verändert, war finster, unheimlich, erschrecklich geworden.

Er erhob sich schwerfällig und strich sich mit der Hand über die bleiche Stirn, auf der dicke Schweißtropfen perlten, dann sagte er mit mühsam errungener Fassung: „Ich kann die Geschichte meines Volkes nicht erzählen, ich kann nicht daran denken, ohne daß es in mir gährt und kocht ... Was haben wir verbrochen, ein friedliches Volk, um von der starken Welt, die uns umschließt, gemißhandelt zu werden, wie das giftige, blutgierige Raubtier von dem Jäger, der es erlegt hat, nicht gemartert wurde? Und was führen unsere Henker zu ihrer Entschuldigung an, und was läßt sie straffrei umherschweifen und ihr grausames Vernichtungswerk ungehindert fortsetzen? — Unser einziges Verbrechen ist, uns vor unsern wilden Eroberern durch menschliche Tugenden auszuzeichnen. Sie, die Krieger, waren faul, blutgierig, raublustig; wir sind arbeitsfroh, friedliebend, ein Volk von Ackerbauern und Hirten, die, weil man sie ihrer Herden und Triften beraubt hatte, um ihr Leben fristen zu können, zu Gewerbtreibenden und Händlern wurden. Und als wir als solche, aus dem irdischen Paradiese vertrieben, das unsere Heimat war, im Schweiße unseres Angesichts unser Brot aßen, da mißgönnte man uns auch das, nannte uns Wucherer, geldgierige Blutsauger, entführte unsere Frauen und Kinder in Gefangenschaft, schlimmer als in den Tod, und stahl uns roter bewaffneter Hand, was wir mühsam und friedlich erworben hatten. Kein Volk der Erde ist so unglück-

lich gewesen wie das armenische. Jedes andere wäre dem tausendjährigen Jammer und Elend unterlegen und gleich vorsintflutlichem Getier von der Erde verschwunden, — aber wir leben noch. — Wo ist ein anderer Menschenstamm, der sich ähnlicher Widerstandskraft rühmen könnte wie der armenische? Millionenköpfige Tyrannei hat entsetzlich auf ihm gelastet, aber ihn nicht erdrücken können. Die ältesten Christen der Christenheit, haben die Gregorianer, achtzehn Jahrhunderte lang, inmitten von Heiden, Ungläubigen, Abtrünnigen gelebt, doch niemals ihren Glauben verleugnet und, obgleich Gott sie verlassen zu haben schien, stets auf Gott vertraut. ‚Hussahadelú tschenk!‘ — ‚Verzweifle nicht!‘ — ihr Feldgeschrei hat sie nach jeder Niederlage zu neuem Aufruhr, neuem Kampfe geführt.“

Zum ersten Male, seitdem er seine Erzählung begonnen hatte, machte Howian eine längere Pause. Er durchmaß das Gemach hastigen Schrittes, der sich erst nach und nach verlangsamte. Endlich ließ er sich Oer gegenüber wieder nieder, und zu diesem sprechend, während der erste Teil seiner Rede einem Selbstgespräch geglichen hatte, sagte er ruhig: „Ein solcher Aufruhr bereitet sich jetzt wieder vor. Was immer Sie darüber gehört haben oder erfahren mögen, glauben Sie nicht, daß wir wahnsinnig Unmögliches erstreben. Wir wissen, daß heute ein unabhängiges Armenien ein politisches Unding ist, und wir wollen unsere Kräfte, mit denen wir haushalten müssen, nicht im Kampfe um das Unerreichbare vergeuden. Wir erstreben nur, die Daseinsbedingungen des Armeniers, die heute in der Türkei schlimmer sind als die des Tieres im

Walde, zu menschlichen zu machen, seinen von ganz Europa anerkannt berechtigten Ansprüchen auf Sicherheit der Familie, des Lebens und des Eigentums Geltung zu verschaffen. Zu dem Zweck haben wir ein doppeltes Ziel im Auge: die christlichen Völker zu einer wirksamen Verteidigung unserer Menschenrechte zu bewegen — oder, wenn dieser Versuch scheitert — und ich fürchte, er wird scheitern —, mit allen Mitteln den Untergang unseres schlimmsten Feindes, des bereits sterbenskranken türkischen Reiches, zu beschleunigen. Um bei dem Vorwärtsstreben nach diesem doppelten Ziele Irrwege thunlichst zu vermeiden, haben sich Comités gebildet — man nennt sie ‚revolutionär', obgleich sie diesen Namen durchaus nicht verdienen —, die die planmäßige Leitung der Bewegung übernommen haben. An die Spitze des amerikanischen Comités hat man mich berufen. — Ich habe keine andere Aufgabe im Leben, als das mir damit geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. — Herr von Oer," fuhr Howian nach kurzer Pause fort, „Sie gehören einer großen, tapfern, edlen Nation an, die ich verehre — einer siegreichen! Mein armes Volk ist in tausend Schlachten, von der Übermacht erdrückt, geschlagen worden. Den mit Haß gesättigten Patriotismus des ungerecht Besiegten kennen Sie nicht, Herr von Oer. — Dafür danken Sie Gott! Er ist schrecklich, blut- und markvergiftend. Er zehrt an mir und an Tausenden meiner Genossen und treibt uns zum Äußersten. Wenn die Stunde geschlagen haben wird, wenn wir uns, so Gott will, zum Kampfe erheben, dann werden wir, so hoffe ich, der Welt zeigen, daß nichts, was wir seit der Urgeschichte unseres Volkes ertragen haben, unsern

Mut gebrochen hat, und daß wir noch heute für das Wohl unseres auf der Welt zerstreuten Stammes — die Heimat hat man uns geraubt — ungebeugten Muts Freiheit, Gut und Leben einzusetzen entschlossen sind. — ‚Hussa-hadelú tschenk!‘ Wir werden nicht verzweifeln!“

Howian schwieg. — Der war ergriffen. Er erhob sich und reichte seinem Gastfreund die Hand.

„Ich möchte,“ sagte er, „ich könnte Ihnen bei dem Kampf, den Sie unternehmen, beistehen. Im Geiste bin ich Ihr Verbündeter.“

„Ich danke Ihnen,“ war Howians kurze Antwort.

Drittes Kapitel.

Am nächsten Morgen sah Oer nur wenig von seinem Wirte, den Geschäfte zu ungewöhnlich früher Stunde nach der City riefen. Als er sich von Oer verabschiedete, sagte dieser, er sei eingeladen, bei Frau Sands zu essen, denke aber, frühzeitig genug wieder zu Hause zu sein, um Howian noch Guten Abend zu wünschen.

„Sicherlich. Es wird nicht spät werden. Man verläßt hier Gesellschaften zu früherer Stunde als in Europa."

Oer verbrachte den Tag mit Briefschreiben und einem langen Spaziergang im Central Park, wo er Gelegenheit hatte, sich an den schönen Pferden und gutgehaltenen Equipagen zu erfreuen. Dann kleidete er sich um, und mit der Pünktlichkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden war, traf er bei den Sands zur anberaumten Stunde ein. Er wurde dort einem älteren Herrn, dem Bruder von Frau Sands, und zwei hübschen, kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchen vorgestellt, die seinen Gruß weder eingeschüchtert, noch dreist, sondern mit einer gewissen kühlen Herablassung erwiderten. Es überraschte den jungen Offizier, ohne ihn jedoch zu verdrießen. „So grüßen ja bei uns die kleinen Prinzessinnen," sagte er sich. Und

wie kleine Prinzessinnen sahen die beiden jungen Mädchen aus mit ihren zarten Gesichtchen und zierlichen Gestalten in tadellos frischen Toiletten. — Aber im Laufe des Abends, beim Sprechen und Lachen, zeigten sie keine Spur von dem feierlichen Ernst, der Fürstenkindern selbst beim Lachen so eigentümlich ist und sie namentlich Fremden, wenn diese nicht gerade Standesgenossen sind, als unnahbar erscheinen läßt. — Nein, die kleinen amerikanischen Prinzessinnen waren durchaus nicht unnahbar, und ihre hellen lachenden Kinderaugen erschienen Oer, der keineswegs ein Geck war, wie eine freundliche Einladung, sich nicht einschüchtern zu lassen und sich ihnen gefälligst nähern zu wollen. — Dazu aber war Herr Vanderoer von anderer Seite zu sehr in Anspruch genommen. Er saß bei Tisch zwischen Frau Sands und Fräulein Helen. Mistreß Sands war so freundlich und aufmerksam, wie der anspruchsvollste Gast es nur verlangen konnte. Aber die weltkluge Dame hatte sich wohl gesagt, daß ihr junger Tischnachbar sich mit seiner jungen Nachbarin besser unterhalten würde als mit ihr, und Miß Helen und Herr Vanderoer benutzten die Gelegenheit, die ihnen geboten wurde, um einigermaßen mit einander bekannt zu werden. Zu längeren Auseinandersetzungen konnte es nicht kommen, dazu war der Kreis zu klein, aber Miß Helen, die bereits seit einem Jahre „ausging", eine der umschwärmten Schönen der letzten Saison gewesen war und später in Newport schon manch junges Männerherz wenn auch nicht gebrochen, so doch leicht oder schwer krank gemacht hatte — Miß Helen besaß die Kunst, in wenigen Worten viel zu sagen.

„Flirt" ist ein gutes englisches Wort, das von älteren

und modernen englischen Schriftstellern anstandslos gebraucht worden ist und mancherlei Bedeutung hat, unter anderen auch die einer Person, welche darauf ausgeht, Männerherzen zu bethören. — Das Wort hat sich erst seit einigen Jahren bei uns eingebürgert, aber was es ausdrückt, ist nicht etwa aus England oder Amerika bei uns eingeführt worden, sondern das war schon da, als Adam und Eva sich verlangend und verheißend gegenüberstanden. Auch für Heinrich von Oer war es durchaus nichts Neues. Er hatte sogar in dieser Beziehung während der letzten zehn Jahre auf Bällen und Gesellschaften reichliche Erfahrungen gesammelt. Die Angriffe, die jetzt in Worten und Blicken auf seinen Seelenfrieden gerichtet wurden, verwirrten ihn keineswegs, so daß er ruhig beobachtend die Bemerkung machte, der kleine amerikanische Flirt gehe feiner und gleichzeitig energischer vor als ihre deutschen Schwestern. Er vergnügte sich höchlich darüber. Aber das und ähnliches war weit entfernt, Miß Helen zu genügen. Sie betrachtete es — ohne jemals darüber nachgedacht zu haben — als die Aufgabe eines jeden jungen Mannes, mit dem sie zusammentraf, sie angenehm zu unterhalten, als ihr zweifelloses Recht dagegen, den betreffenden jungen Herrn angenehm zu beunruhigen. Mit dem soeben erst in Amerika gelandeten Fremdling Vanderver wollte ihr dies nun durchaus nicht gelingen. Wohl erschien er gewissenhaft darauf bedacht, sie zu unterhalten, aber keineswegs dazu veranlagt, sich von ihr beunruhigen zu lassen. Er lächelt harmlos, schien den tieferen Sinn gewisser Worte, die sie an ihn richtete, gar nicht zu erfassen und sich auch nicht die Mühe geben zu wollen,

ihn zu verstehen, und begnügte sich damit, ihre Fragen ausführlicher, als es nötig war, zu beantworten. Am auffälligsten war es aber für Miß Helen, daß er sehr wenig von seiner eigenen Person und gar nicht von der seiner liebenswürdigen Tischnachbarin sprach und sie dabei so treuherzig und unbefangen anblickte, als unterhalte er sich in pflichtschuldig respektvoller Artigkeit mit einer älteren Dame, und nicht als befände er sich in der beneidenswerten Lage, neben einer gefeierten jungen Schönheit zu sitzen, die sich unverkennbare Mühe gab, ihm zu gefallen.

Ähnliches war Miß Helen noch nicht vorgekommen. Sie war an schnelles Siegen gewöhnt, und in kurzer Zeit ermüdete sie der Kampf. „Er ist thöricht," sagte sie sich und wandte sich von ihm ab. Das hatte durchaus nichts Auffälliges, denn die guten Sachen, die aufgetragen wurden, gaben jedem der Anwesenden das Recht, sich von Zeit zu Zeit ausschließlich mit dem zu beschäftigen, was vor ihm auf dem Tische stand. Das that Oer ruhigen Herzens mit gebührender Aufmerksamkeit und Anerkennung, während Miß Helen sich damit begnügte, Messer und Gabel äußerst zierlich zu gebrauchen, ohne einen anderen Vorteil daraus zu ziehen als das Bewußtsein, sie äße nach allen Regeln der Kunst. Sie warf einen verstohlenen Blick auf Oers Teller. Es würde sie gefreut haben, hätte sie ihren Nachbar etwas Ungeschicktes begehen sehen. Aber auch diese Genugthuung wurde ihr nicht. Herr Vanderoer ließ sich nicht den kleinsten Fehler zu schulden kommen, und bald sah sie ihn ihrer Mutter zugewandt, die, nachdem die Tochter ihren Tischnachbar sich selbst überlassen hatte,

mit sicherem gesellschaftlichen Takte die Unterhaltung mit dem fremden Gast wieder aufnahm.

Etwas später rückten die Diener die Stühle zurück, und die kleine Tischgesellschaft erhob sich, um wieder in das Empfangszimmer zu gehen. Der führte Frau Sands, verneigte sich im Salon mit artiger Verbeugung vor ihr und gesellte sich, als wäre dies etwas Selbstverständliches gewesen, zu Herrn Sands, mit dem er sich angelegentlich zu unterhalten schien. Darauf wandte er sich in ruhiger Erfüllung bewußter gesellschaftlicher Pflichten noch an einen und den andern der Anwesenden, und nachdem er auf diese Weise in einer kleinen Stunde die Runde der ganzen Gesellschaft gemacht hatte, nahm er seinen Hut und empfahl sich, wobei er Herrn und Frau Sands, deren Bruder, Miß Helen und ihre Schwester, auch die kleinen hübschen Mädchen nicht vergessend, alle mit gleicher ruhiger Freundlichkeit, begrüßte. Als er gegangen war, wurde Kritik über ihn geübt. Man war seines Lobes voll.

„Und er sieht gut und zuverlässig aus," schloß Frau Sand die Unterhaltung, „und hat die besten Manieren. Unsere jungen Herren könnten sich ein Beispiel an ihm nehmen. Und er ist wirklich sehr hübsch."

„Ach, er ist reizend!" warf eine der zwei Sechzehnjährigen ein.

„Hältst du ihn für klug, Mama?" fragte Miß Helen, die bis dahin noch nicht gesprochen hatte.

„Klug? Das weiß ich nicht. Darauf lege ich auch bei fremden Gästen keinen Wert, solange sie nur verstehen, sich angenehm zu machen."

Während dieser Zeit schritt Oer regelmäßigen langen Schrittes seiner Wohnung zu. Er war nachdenklich, aber Miß Helen war es nicht, die seine Gedanken beschäftigte. — Er sagte sich, das Leben, das er seit seiner Ankunft in New York führe, sei sicherlich ein ganz vergnügliches, aber doch wohl sehr wenig geeignet, ihn auf dem Wege, ein Vermögen zu machen, vorwärts zu bringen. Darüber hatte Howian, seitdem sie in dessen Hause angekommen waren, noch nicht ein Wort gesagt, und in der Unterhaltung mit Herrn Sands hatte Oer die Frage überhaupt nicht berührt. Herr Sands schien in dem Fremden nur einen Empfohlenen des verehrten Grafen Harmen zu erblicken und sich über das, was jenen nach New York geführt haben mochte, keine Gedanken zu machen. Oer seinerseits hatte sich nicht entschließen können, bei dem ersten längeren Zusammensein mit Herrn Sands geschäftliche Fragen, die ihn allein angingen, zu berühren. Das mußte gegebenfalls einer besonderen Gelegenheit, die er selbst schaffen wollte, einem Besuch in den Geschäftsräumen Herrn Sands in Wall Street, überlassen bleiben; aber er wollte noch an demselben Abend mit Howian sprechen, der seine Verhältnisse kannte, und der ihm durch das Vertrauen, das er ihm am vorhergehenden Abend geschenkt, schnell nahe gerückt war.

Artin Howian erwartete den Gast in seinem Arbeitszimmer. Er legte, als Oer eintrat, ein Paket verschiedener Papiere zusammen, das er in einer Schublade verschloß, und sagte: „Sie kommen zur rechten Stunde. Ich bin soeben mit einer längeren Arbeit fertig geworden und fühle mich etwas müde. Da ist mir Ihre liebe Gesell-

schaft doppelt angenehm. Bitte, machen Sie es sich hier bequem."

Oer ließ sich auf einen Sessel nieder, und nachdem er die Frage, ob er seinen Abend angenehm verbracht habe, mit freundlicher Bejahung beantwortet, verstummte er und sog nachdenklich an der Cigarre, die Howian ihm beim Eintritt angeboten hatte.

Herr Artin Howian beobachtete seinen Gast wohl eine Minute lang mit großer Aufmerksamkeit. Dann sagte er: „Woran denken Sie, Herr von Oer? Sie erscheinen ernster, als Sie es sein sollten, nachdem Sie einige Stunden in liebenswürdiger Gesellschaft verbracht haben."

Darauf erzählte Oer, was ihm während des Heimweges durch den Kopf gegangen war.

„Machen Sie sich deswegen keine Sorge," sagte Howian. „Ich habe Sie nicht durch zwecklose Unterhaltungen über Ihre Zukunft behelligen wollen, aber ich habe mich, seitdem wir uns kennen gelernt haben, darum gekümmert und hege die besten Hoffnungen, daß dies mit Aussicht auf Erfolg geschehen ist. Sie müssen zunächst noch eine gewisse Lehrzeit hier durchmachen und sich an andere Beschäftigung und Sorgen gewöhnen als die, welche Ihr Leben bisher ausgefüllt haben. Dazu denke ich Ihnen bald eine passende Gelegenheit bieten zu können, und zwar durch Vermittlung unseres Reisegefährten Bolton, der Sie in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, aufsuchen wird, um Ihnen Vorschläge zu machen, auf die ich Ihnen rate einzugehen. Er ist augenblicklich nicht in der Lage, Ihnen eine sonderlich gewinnbringende

Beschäftigung anzubieten, aber nach meinem Dafürhalten ist die Hauptsache, daß Sie überhaupt nicht müßig gehen, sondern die Zeit, bis wir etwas Besseres, hoffentlich Gutes, gefunden haben, mit nützlicher und lehrreicher Arbeit ausfüllen. — Verstehen Sie irgend etwas von Landwirtschaft?" unterbrach er seine Rede plötzlich.

„Nicht viel," antwortete Oer. „Aber ein vollständiger Ignorant bin ich in dieser Beziehung nicht. Ich habe einen Teil meiner Jugend auf dem Landgute meines Vaters zugebracht, und dort war es immer meine Lieblingsbeschäftigung, mich den Arbeiten des Inspektors anzuschließen."

„Dann werden Sie das, was Bolton von Ihnen erwartet, vollkommen erfüllen können," entgegnete Howian. „Er beabsichtigt, Sie nach einer Besitzung, die er im Nordwesten erworben hat, zu senden, um dort die Ausführung ganz bestimmter Ansiedlungspläne, die von Fachmännern ausgearbeitet worden sind, zu überwachen. Es wird ein gesundes Leben in freier Luft sein. Ich habe nicht mit ihm darüber gesprochen, welches Gehalt mit der Stellung, die er Ihnen zudenkt, verbunden sein würde. Aber das erscheint mir, wie gesagt, auch ohne Belang. Jedenfalls werden Sie so viel verdienen, daß Sie bequem davon leben können."

Oer dankte freudig erregt. „Ich hatte gar nicht erwartet," sagte er, „daß ich bereits in so kurzer Zeit irgend etwas erreichen würde."

Schon am nächsten Morgen erschien Herr Bolton bei Oer und wiederholte dort in kurzen Worten, was Howian seinem Gaste gesagt hatte. Die Geldfrage regelte der

alte Rheder in höchst einfacher Weise, indem er sagte: „Darüber können wir später sprechen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Vollkommen,“ antwortete Oer. „Wann wünschen Sie, daß ich abreise?“

„Das kann nicht sogleich geschehen. Aber ich möchte, daß Sie sich von heute ab als meinen Beamten betrachteten, da ich Sie ja, nachdem Sie meinen Antrag angenommen haben, verhindere, sich nach etwas Anderm umzusehen. — Hier ist ein Check von fünfhundert Dollars, der für Ihre Ausgaben in New York, für Ihre Ausrüstung und für die Reise genügen wird. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, mir später genaue Abrechnung darüber zu geben, so will ich Sie daran nicht verhindern; nötig ist es nicht.“

Oer war durch diese Vorschläge nicht überrascht. Er hatte noch niemals irgend jemand, mit dem er geschäftlich zu thun gehabt, beargwohnt und fand es selbstverständlich, daß man Vertrauen zu ihm hatte. Doch wies er den Check zurück, indem er sagte: „Hier in New York kann ich beim besten Willen nichts ausgeben, während ich Howians Gast bin. Auch meine Ausrüstung dürfte kaum noch besondere Kosten verursachen, da ich mich vor meiner Abreise von Berlin mit Reit- und Jagdanzügen versehen habe und auch einen Sattel und einige Waffen mit mir führe. Da wird es sich also nur darum handeln, mir seinerzeit so viel zu geben, daß ich bis nach Yakima gelangen kann.“

„Wie es Ihnen am bequemsten ist,“ sagte Bolton und steckte den Check wieder ein.

Als Oer seinem Wirte einige Stunden später das Er-

gebnis der Besprechung mit Bolton mitteilte, sagte dieser: „Mein alter Freund genießt mit Recht den Ruf eines Sonderlings, denn das möchte ich Ihnen doch sagen, damit Sie sich nicht ein falsches Urteil über seine Landsleute bilden, daß nicht viele Amerikaner einem Fremden so unbestimmte Vorschläge machen würden, wie Bolton es gethan hat; aber es war richtig, sie anzunehmen."

Am nächsten Morgen erwachte Oer froh und hoffnungsvoll. Das war so deutlich auf seinem Gesichte zu lesen, daß Howian es beim Frühstück sofort bemerkte. „Man braucht Sie nicht zu fragen, ob Sie gut geschlafen haben," sagte er. „Sie sehen aus wie ein Bild der Gesundheit."

„Ich befinde mich in der That sehr wohl, seitdem ich nun Aussicht habe, bald an die Arbeit gehen zu können. Von Natur bin ich kein trübsinniger Mensch, aber während des letzten Winters wäre ich es beinahe geworden Die Gefahr ist vorüber — seit gestern."

„Das freut mich," sagte Howian, und nach einer kleinen Pause setzte er freundlich hinzu: „Wollen Sie den Festtag nicht irgendwie feiern?"

Oer blickte Howian fragend an.

„Ich meine, Sie sollten heute etwas vornehmen, was Ihnen Vergnügen macht, vielleicht einen kleinen Ausflug. Eine Fahrt auf den Hudson läge da wohl am nächsten, denn Westpoint will jedermann gesehen haben, der in New York gewesen ist; aber wir sind noch etwas früh im Jahre. — Was meinen Sie zu einem Spazierritt im Central-Park?"

„Dazu würde ich gern ‚ja' sagen, nur fehlt mir die Hauptsache: ein Pferd."

„Das bitte ich mir zu überlassen. Wann wollen Sie das Pferd hier haben? Gegen drei Uhr, glaube ich, wäre die beste Zeit."

„Sehr wohl, das nehme ich dankend an."

Howian begab sich darauf in die City, und Oer ging in sein Zimmer, um seinen Vater, seine Schwester und Keßner von den Ereignissen der letzten Tage zu unterrichten. Er war kein schneller Schreiber, und ehe er sich versah, meldete ihm der junge armenische Diener, das Pferd stehe vor der Thür.

Oer trat an das Fenster. Er war darauf vorbereitet, daß Howian ihm einen der üblichen Mietsgäule zur Verfügung gestellt haben würde, aber zu seiner Freude erblickte er ein gut gesatteltes und gezäumtes edles Tier, wie er ein schöneres nur selten gesehen und noch seltener geritten hatte. Er zog sich schnell um und schwang sich nach wenigen Minuten in den Sattel. Eine kleine halbe Stunde später, während er bereits Bekanntschaft mit seinem Pferde gemacht hatte, war er im Central-Park.

Er machte zunächst einen Rundritt durch die großen Anlagen, wobei er zahlreiche gute Equipagen, aber nur wenig Reiter sah. Als er, durch den schnellen Ritt angenehm erregt, wieder nach dem Eingang des Parks zurückkehrte, erblickte er in geringer Entfernung vor sich eine Gruppe, aus zwei Damen und einem Herrn bestehend, von der ihm die beiden Amazonen durch ihre tadellose und gefällige Haltung auffielen. Die drei ritten im Schritt, und Oer hatte sie nach wenigen Minuten überholt. Als er sich umwandte, um den Reiterinnen

ins Gesicht zu sehen, erkannte er die beiden Fräulein Sands. Er hielt sein Pferd an und grüßte. Fräulein Helen erwiderte den Gruß mit dem liebenswürdigsten Lächeln und fragte sogleich, ob Herr Vanderver seinen Spazierritt bereits beendet habe oder ihnen noch eine Zeitlang Gesellschaft leisten wollte. Dazu war Der gern bereit, und nachdem er mit dem Begleiter der Damen, einem Herrn Winthrop, bekannt gemacht worden war, setzte er sein Pferd zur Rechten des von Fräulein Helen gerittenen und war bald in lebhaftem Gespräche mit ihr. Es war eine Art Fortsetzung des Tischgesprächs, das die beiden jungen Leute gehabt hatten, aber Der befand sich in heiterer Stimmung und zeigte besseres Verständnis als am ersten Abend für Fräulein Helens Bemerkungen. Dies entging der scharfsinnigen jungen Dame nicht einen Augenblick, und da sie gleichzeitig erkannte, daß Herr Vanderver wirklich vorzüglich zu Pferde aussah, weit besser als Herr Winthrop, so war sie geneigt, ihr vorschnelles Urteil, der junge Fremde möchte wohl etwas thöricht sein, zurückzunehmen.

Aus dem Schritt setzten sich die Pferde in Trab und bald darauf, als der verödete Weg es gestattete, in einen guten Jagdgalopp. Die vier jungen Leute hatten sich in zwei Paare geteilt. Vorn ritten Fräulein Helen und Der, die jüngere Schwester und Herr Winthrop folgten in geringer Entfernung.

„Sie müssen recht oft mit mir ausreiten," sagte Miß Helen.

„Das würde mir Freude machen," antwortete Der, „aber ich kann es nicht versprechen, da mir das

Pferd, das ich reite, von Herrn Howian geliehen worden ist."

„Er wird es Ihnen sicherlich gern jeden Tag überlassen. Thäte er es nicht, so stelle ich das Pferd meines Vaters zur Verfügung. Er selbst reitet jetzt niemals aus."

„Sie sind zu freundlich . . . aber . . ."

„Aber?" . . . machte Helen stirnrunzelnd, als Der stockte.

„Ich werde New York wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen verlassen."

„So?" fragte das junge Mädchen gedehnt. „Kehren Sie nach Deutschland zurück?"

„Nein, im Gegenteil ich entferne mich noch mehr von meiner Heimat. Ich will nach Yakima gehen."

„Nach Yakima? Ganz oben im Nordwesten, in die Wildnis? Das ist ja schrecklich! Sie werden sich dort tödlich langweilen."

„Das fürchte ich kaum; aber auch wenn es dort nicht vergnüglich wäre, müßte ich das mit in den Kauf nehmen, da ich nicht ausschließlich zu meinem Vergnügen nach Amerika gekommen bin."

Helen ließ den Kopf hängen und schien nachdenklich. Nach einer kleinen Weile sagte sie: „Aber wollen Sie wenigstens, so lange Sie noch hier sind, einige Male mit mir ausreiten?"

„Gern."

„Die Promenade im Central-Park gehört zu unseren regelmäßigen Gewohnheiten. Ich sehe Sie also hoffentlich noch recht oft."

„So oft ich frei sein werde, gnädiges Fräulein.“ — Und er schien die verlockende Einladung ganz in Ordnung zu finden.

Einem so kühlen jungen Manne war Miß Helen überhaupt noch nicht in ihrem Leben begegnet. Eigentümlicherweise fühlte sich die verwöhnte Dame dadurch nicht verletzt. Nach einer kleinen Weile sagte sie: „Herr Vanderver, wir kennen uns erst seit wenigen Tagen, und bald werden Sie uns wieder verlassen. Wollen Sie mir nicht während unseres kurzen Zusammenseins in einer Weise gefällig sein, die mir Freude machen und Ihnen, wenn Sie überhaupt gern reiten, kaum beschwerlich sein kann? — Versprechen Sie mir, daß Sie, solange Sie noch in New York sind, so oft es Ihnen möglich ist, mit mir ausreiten wollen. — Mehr verlange ich nicht. Oder ist auch das noch zu viel?“

Das junge Mädchen sah, während sie dies sagte, förmlich traurig aus, und Der hatte nicht den Mut, ihr zum dritten oder vierten Male einen Korb zu geben. „Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, „ich bin dankbar für Ihre große Liebenswürdigkeit und werde mit Freuden von der Erlaubnis Gebrauch machen, so oft ich frei bin, Ihr Begleiter sein zu dürfen. — Um welche Zeit reiten Sie gewöhnlich aus?“

„Zwischen drei und halb vier.“

„Schön. Sie können darauf rechnen, mich, so oft es mir erlaubt ist, pünktlich um ein Viertel auf vier Uhr, vor der Thür zu sehen, endweder zu Pferde, wenn Herr Howian mich auch ferner beritten machen kann, oder zu

Fuß, um Bekanntschaft mit dem Pferde Ihres Herrn Vaters zu machen.

„Das ist hübsch von Ihnen. — Wann reisen Sie ab?"

„Ich weiß es noch nicht genau."

„Weiß Papa schon davon?"

„Nein, ich selbst habe es erst heute früh erfahren."

„Dann schlage ich vor, Sie trinken jetzt eine Tasse Thee bei uns. Papa wird sicherlich bald kommen, und dann können Sie ja sogleich mit ihm sprechen. — Wir alle hatten uns darauf gefreut, Sie während des Winters häufig zu sehen."

Die vier waren wieder an das Eingangsthor gelangt. Das Wetter hatte sich abgekühlt, und die Promenade im Park war beendet. Im langsamen Schritt der Pferde näherte sich die kleine Gesellschaft dem Sandsschen Hause. Aber ehe sie in dasselbe eintraten, sagte Oer: „In zwanzig Minuten bin ich wieder hier. Ich reite nur nach Hause, um das Pferd seinem Besitzer zurückzugeben." Darauf grüßte er und ritt, so schnell es der harte Weg erlaubte, nach seiner Wohnung. Dort kleidete er sich um und begab sich dann, nachdem er erfahren hatte, daß Herr Howian noch nicht heimgekehrt sei, schleunigen Schrittes zu den Sands.

Während des Weges beschäftigten sich seine Gedanken lebhaft mit Fräulein Helen. — Junge Menschen sind stets geneigt, diejenigen, die ihnen Wohlwollen bezeugen, lieb zu gewinnen. Die ganze Kunst des „Flirtens" ist, zu Beginn wenigstens, darauf begründet. Im späteren Verlaufe wird wohl auch noch von anderen Waffen Ge-

brauch gemacht, — hie und da, und nicht ohne Erfolg, von schlechter anstatt von freundlicher Behandlung; — aber der Anfang zu einem freundschaftlichen oder liebenden Verhältnis ist doch gewöhnlich der, daß der eine annimmt oder annehmen zu können glaubt, er habe dem oder der andern aus irgend einem Grunde besonders gefallen. — So erging es dem guten Oer. In seinem Herzen lebte das Bildnis der geliebten Comtesse Anna noch in frischen glühenden Farben, und er würde in ehrlichem Glauben die Achsel gezuckt und gelächelt haben, hätte ihm jemand gesagt, er sei auf dem besten Wege, ihr eine Rivalin zu schaffen. — „Die kleine Miß Sands ist wirklich reizend," sagte er sich, und er glaubte dies ebenso harmlos sagen zu können, wie er von einem Buche oder Bilde, das ihm gefallen hätte, gesprochen haben würde.

Als er in das Sandssche Empfangszimmer eintrat, wurde er von Frau Sands mit Ausdrücken lebhaften Bedauerns über seine nahe bevorstehende Abreise begrüßt.

Diskretion, in einem gewissen Sinne des Wortes, verbietet, daß man einen tieferen Einblick in die persönlichen Angelegenheiten eines andern zu gewinnen versuche, als dieser freiwillig gewähren will. — Diese Art Zartgefühls, die dem Orientalen und im Abendlande dem Engländer als etwas Selbstverständliches erscheint, wird von einigen Völkern des Westens nicht so streng geübt. In Amerika scheint man darauf im allgemeinen geringen Wert zu legen. Man fragt dort häufig nach persönlichen Verhältnissen, nach Vergangenheit, Gegenwart und den Zukunftsplänen eines neuen Bekannten mit derselben Unbefangenheit, wie man sich nach dessen Befinden erkundigt.

Eine Ausnahme von dieser Regel bilden wohl nur: die auf Reisen Gelegenheit gefunden haben, sich darüber zu belehren, daß Diskretion in den feinfühlenden Klassen der Gesellschaft als etwas Angenehmes, von guter Erziehung, „guter Kinderstube", wie man sagt, schwer zu Trennendes betrachtet wird.

Oer hatte ein durchaus nicht übel gemeintes, doch gleichzeitig rücksichtsloses Verhör seitens der Frau Sands zu bestehen: weshalb er eigentlich Deutschland verlassen habe, welche Zwecke er in Amerika verfolge, was ihn bewöge, jetzt nach Yakima zu gehen, und so weiter. Diese Fragen machten ihn befangen. Er kannte das englische Wort nicht: „Ask me no questions, and I tell you no lies", was dem ungebührlich Ausgefragten das Recht einräumt, auf indiskrete Fragen unwahre Antworten zu geben. Es lag in seinem Charakter, die Wahrheit sagen zu müssen. Doch ließ er sich bei dieser Gelegenheit nicht auf Einzelheiten ein und begnügte sich damit, Frau Sands oberflächliche Belehrung zu geben: er wäre aus dem Garderegiment, in dem er bisher gedient habe, ausgetreten, weil ihm das Leben zu theuer geworden sei, und es hätte seinem Geschmack besser zugesagt, im Auslande an einer Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse zu arbeiten, als in der Heimat; nun führe ihn dieser Plan nach Yakima, wo ihm ein Freund seines Wirtes mit der Beaufsichtigung einer „Farm" beauftragt habe.

Fräulein Helen bemerkte, daß die Unterhaltung Oer unangenehm war, und versuchte, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, indem sie darauf zurückkam, daß Herr Vanderoer ihr versprochen habe, bis zu seiner Abreise

von New York ein häufiger Gast im Sandsschen Hause zu sein.

Der war Miß Helen für ihre Bemühungen dankbar und zog es vor, die Unterhaltung mit ihr anstatt mit der wißbegierigen Mutter fortzusetzen. — Bald darauf erschien der Herr des Hauses, der gleich nach seinem Eintritt von den neuen Plänen Ders unterrichtet wurde und sich darüber, wie die anderen Mitglieder der Familie, bedauernd aussprach.

Als Der gegangen war, sagte Frau Sands: „Ich hätte nicht vermutet, daß Herr Vanderoer nach Amerika gekommen ist, um hier sein Glück zu suchen. Solche Leute flößen mir kein besonderes Vertrauen ein."

„Aber Mama," fiel Helen schnell ein, „wie kannst du so etwas nur sagen! Würde Graf Harmen uns Herrn Vanderoer so warm empfohlen haben, wenn dieser nicht vollen Vertrauens würdig wäre?"

Auch Herr Sands stimmte dem bei und bemerkte, daß doch ein großer Unterschied bestehe zwischen Abenteurern, die mit nichts in der Tasche in Amerika einträfen, in der Hoffnung, dort auf irgend eine Weise zu Reichtum zu gelangen, und einem jungen Edelmanne, der sich mit Empfehlungen eines so vornehmen Herrn wie des Grafen Harmen vorstellen könne.

„Ihr mögt ganz recht haben," sagte Frau Sands, „aber ich bekenne, daß es mir nun lieb ist, wenn das Verhältnis Herrn Vanderoers zu unserm Hause ein nicht zu vertrauliches wird. Ich kenne viele Beispiele, wo junge Männer mit vornehmen Namen und mit ebenso gutem Anstand und ähnlichen Empfehlungen wie Herr Vanderoer

in hiesige Familien eingeführt worden sind und dabei von Anfang an nichts Anderes im Auge hatten, als sich mit einem reichen Mädchen zu verheiraten."

„Wenn Herr Vanderver zu dieser Klasse von Leuten gehörte," sagte Helen lebhaft, „so würde er in New York geblieben sein und nicht nach dem Nordwesten gehen."

„An reichen Mädchen ist auch in Olympia kein Mangel," meinte Frau Sands gelassen, „und sie sind dort vielleicht unvorsichtiger und schlechter beraten als hier, aber ich will nicht mit euch streiten und bin bereit, in Herrn Vanderver einen uneigennützigen und liebenswürdigen jungen Mann zu erblicken; trotzdem bin ich beruhigter, daß er uns verläßt. Während der kurzen Zeit, wo er noch hier ist, werde ich ihn natürlich freundlich empfangen — das sind wir Graf Harmen schuldig."

„Mama," sagte Helen, „ich fand es nicht recht von dir, daß du ihn so scharf ausfragtest. Es hat ihn ganz verlegen gemacht."

„Wenn alles in seinem Leben in Ordnung gewesen wäre, so hätten ihn meine Fragen nicht verlegen gemacht."

„Es ist unnütz, darüber weiter zu sprechen," sagte Herr Sands gelangweilt. „Eine Tasse Thee, bitte."

Miß Helen Sands war eine praktische, durchaus nicht sentimental veranlagte junge Dame, aber sie hatte bereits viele Romane gelesen, wenn auch meist nur sogenannte gute, und die Anforderungen, die sie im Geiste an ihren zukünftigen Gemahl stellte, waren nicht so hausbacken wie die der kühlen Mutter. — Diese war entschlossen, von keinem andern als einem amerikanischen Schwiegersohn zu hören. Miß Helen dagegen schien es keineswegs not-

wendig, daß sie, um in der Nähe der Mutter zu bleiben, ihren zukünftigen Gemahl ausschließlich unter ihren Landsleuten suchen sollte. Auch Frau Sands' Ansicht, daß die Amerikaner die besten Ehemänner seien, fand nicht unbedingte Zustimmung im Herzen der Tochter. Dort hatte sich mit der Zeit aus Büchern und Träumen ein Männerideal gebildet, an das keiner der jungen Amerikaner, mit denen sie verkehrte, hinanreichte. Oer, mit dem sie erst zweimal gesprochen und den sie am ersten Tage sogar für thöricht gehalten hatte, erschien ihr nicht etwa als die Verkörperung jenes Ideals, doch beschäftigten sich ihre Gedanken, seit dem letzten Spazierritt, mehr mit ihm als mit irgend einem der jungen Landsleute, die sie in Newport, Saratoga und in New York am Gängelbande geführt hatte. Über Oer hatte sie noch keine Herrschaft gewonnen. Das war etwas Neues und beunruhigte sie in eigentümlicher Weise. Dazu trug wohl auch bei, daß sie an Oers frischem, hübschen Gesicht, an seinem ungezwungen artigen Benehmen Gefallen fand, und daß sie glaubte, niemals so ehrliche gute Augen gesehen zu haben wie die des jungen deutschen Offiziers. Es kränkte sie, daß die Mutter vermutete, Oer wäre nach Amerika gekommen, um durch eine reiche Heirat zu Geld und Gut zu gelangen. Dessen war Herr Vanderoer unfähig, davon war Helen überzeugt. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten sie während des ganzen Abends, und als sie, den Kopf schon auf dem Kissen, alles zusammenfaßte, was sie im Laufe des Tages gedacht hatte, war dies: „Herr Vanderoer ist ein zuverlässiger Mensch, und er ist hübscher als irgend ein Mann, dem ich begegnet bin. Er gefällt

mir sehr gut." — Und mit einem kleinen Seufzer: „Ich wundere mich, weshalb ich ihm nicht gefalle."

Auch Oer machte sich am Abend einige Gedanken über Miß Helen. Aber dies beschäftigte ihn nicht ausschließlich. — Während des Essens erzählte er Howian, daß er von den Damen Sands eingeladen worden sei, sie bis zu seiner Abreise noch häufig im Central Park zu begleiten, und fragte, ob er sich dazu des Pferdes, das er heute geritten habe, noch einige Male bedienen dürfte.

„Es steht Ihnen jeden Tag zur Verfügung," sagte Howian.

Am nächsten Morgen begab sich Oer in den Vormittagsstunden nach dem deutschen Konsulat, um anzufragen, ob Briefe für ihn eingetroffen seien. Er fand dort mehrere, unter anderen von seinem Vater und seiner Schwester. Sie enthielten gute und ermutigende Nachrichten. Der Vater und die Schwester waren auf dem Lande bei der Tante Margarete, die, so schrieb Gabriele, Heinrich als ihren ganz besondern Liebling bezeichnet hätte.

Nun verging eine Woche, während der Oer täglich mit den beiden Fräulein Sands ausritt, wobei er sich fast ausschließlich mit Miß Helen unterhielt, während Herr Winthrop, der zu der Zeit keinen andern Zweck im Leben zu haben schien, als Alice Sands zu gehorchen, sich ebenfalls regelmäßig einfand und möglichst wenig von der Seite seiner Auserwählten wich.

Oers Unterhaltungen mit Helen wurden immer vertraulicher, aber blieben vollkommen unverfänglich. Oer

erzählte aus eigenem Antriebe, wie schwer es ihm geworden sei, Berlin zu verlassen, wo er liebe Verwandte und treue gute Freunde zurückgelassen habe, und daß dies um so trauriger für ihn sei, als er allein die Trennung unvermeidlich gemacht habe. „Ich bin nämlich ein etwas leichtsinniger Mensch gewesen," sagte er gutmütig lächelnd. Dann sprach er auch von seinem Vater und von seiner Schwester. — Der Name der Comtesse Anna kam jedoch nicht über seine Lippen.

Miß Helen lauschte aufmerksam. Jedes Wort, das Der sprach, näherte ihn ihrem Herzen mehr, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie in Gesellschaft eines jungen Mannes nicht das Bedürfnis, von sich selbst zu sprechen, oder den andern zu veranlassen, es zu thun; dagegen blickte aus ihren Augen, obgleich weit scheuer verborgen als am ersten Tage, Teilnahme an allem, was Der sagte.

Eines Morgens empfing Der den Besuch des Herrn Bolton, der ihn fragte, ob er am nächsten Tage nach Yakima abreisen könnte. Der hatte dagegen nichts einzuwenden, worauf Bolton ihm in wenigen Worten seine Reiseroute vorzeichnete, die Stunde der Abreise von New York und Ankunft in Yakima angab und damit schloß, Der werde wohlthun, von Spokane, der ersten Station im Staate Washington, an Herrn Giragos, Pacific Hotel, Yakima, zu telegraphieren und diesem seine Ankunft anzuzeigen. „Vielleicht holt Giragos Sie dann ab, um Ihnen den Weg zur Farm zu zeigen; wenn er beschäftigt ist, wird er schon dafür sorgen, daß Sie sich nicht verirren. Er ist mein Generalverwalter da drüben," setzte

er hinzu, „ein tüchtiger Mann. Er wird Ihnen gefallen."

Bolton zog bedächtig einen offenen Briefumschlag aus der Tasche, den er Oer übergab. „Hier sind fünfhundert Dollars," sagte er dabei. „Das Geld ist dazu bestimmt, bis zur nächsten Abrechnung Ihre Ausgaben als mein jüngerer Inspektor zu bestreiten. — Giragos ist ein Landsmann und ein Freund Howians." Darauf schüttelte Herr Bolton seinem neuen Verwalter die Hand, wünschte ihm glückliche Reise und sagte, Oer möchte gelegentlich von sich hören lassen.

Heinrichs erste Sorge war nun, sich mit Hilfe des armenischen Dieners reisefertig zu machen. Darauf begab er sich nach dem deuschen Konsulat, wo er seine zukünftige Adresse aufgab, und von dort zu Sands, um sich von seinen neugewonnenen Freunden zu verabschieden. Es war die Zeit, zu der er während der vorhergehenden Tage Helen regelmäßig zum Spazierritt abgeholt hatte.

Im Empfangszimmer war es noch leer. Die Damen befanden sich im obern Geschoß in ihren Zimmern. Nach wenigen Minuten erschien Helen im Reitanzuge, und ihre ersten Worte, nachdem sie Oer die Hand gereicht hatte, waren: „Sie sind ohne Pferd gekommen. Da will ich sogleich das meines Vaters für Sie holen lassen."

„Das ist leider nicht nötig," sagte Oer traurig. „Gestern sind wir wohl für lange Zeit zum letzten Male ausgeritten."

Helen trat einen Schritt zurück und sagte sichtlich beunruhigt: „Was ist vorgefallen?"

„Ich werde morgen abreisen und bin während des

Nachmittags und Abends beschäftigt. Ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Ah!" machte Helen und schlug die Augen nieder. Sie bog die Finger ihrer linken mit der rechten Hand zurück und blickte unverwandt in die offene Handfläche. — Eine Minute, die sehr lang erschien, standen sich die beiden stumm gegenüber, dann sagte Oer mit großer Wärme:

„Fräulein Helen, Sie sind mir hier wie einem Freunde entgegengekommen, und ich bin Ihnen dafür dankbar. Ich kann dies nicht in vielen Worten sagen, aber Sie zweifeln hoffentlich nicht daran."

„Nein," brachte das junge Mädchen hervor und weiter nichts. Dann wandte sie sich schnell ab und verließ das Zimmer.

Nach wenigen Minuten erschienen Frau Sands und Alice. Helen hatte sie augenscheinlich noch nicht gesehen, und Oer mußte ihnen wiederholen, daß er gekommen sei, um Abschied zu nehmen. Frau Sands fand mit Leichtigkeit viele hübsche Worte, die ihr Bedauern ausdrückten. Sie bat Herrn Vanderoer, das Haus in 57th Street nicht zu vergessen und dort recht bald Nachrichten von sich zu geben. „Wenn Sie das thun wollen, lieber Herr Vanderoer, und dadurch zu erkennen geben, daß Sie nicht ganz teilnahmlos an uns vorübergegangen sind, so werden Sie auch von uns Briefe empfangen." Als Oer sich darauf erhob, wandte sich Frau Sands an Alicen und sagte: „Wo ist Helen? Ich glaubte, sie wäre vor uns heruntergegangen."

„Fräulein Helen war einen Augenblick hier und ist,

unmittelbar ehe Sie eintraten, hinaufgegangen, — um Sie von meinem Besuche zu benachrichtigen, vermutete ich."

„Aber Sie wird Ihnen doch noch einmal die Hand drücken wollen," fuhr Frau Sands fort. „Oder haben Sie es sehr eilig, Herr Vanderver?"

„Durchaus nicht, nur möchte ich Fräulein Helen nicht stören."

„Sie würde mir zürnen, wenn ich Sie fortgehen ließe, ohne ihr Adieu gesagt zu haben. Alice, geh, ruf deine Schwester!"

Fünf Minuten vergingen. Während dieser Zeit unterhielten sich Frau Sands und Ver von gleichgiltigen Dingen. Aber die Zeit wurde beiden lang. — „Wo mögen die Kinder bleiben?" sagte Frau Sands endlich. Sie öffnete die Thür und lauschte. Im Hause regte sich nichts. „Entschuldigen Sie, Herr Vanderver," fuhr sie fort. „Es thut mir leid, daß Sie so lange warten müssen."

Sie verließ das Zimmer, und es vergingen weitere fünf Minuten, ehe sie zurückkam. Sobald sie in das Zimmer getreten war, sagte sie, noch im Gehen: „Helen leidet an ihrer gewöhnlichen Migräne. Das arme Kind wird dadurch oft geplagt. Es kommt ganz plötzlich. Sie bedauert, Sie nicht mehr sehen zu können. Sie läßt Sie herzlich grüßen und wünscht Ihnen glückliche Reise. Sie hat es Ihnen selbst, wenn auch nur schriftlich, sagen wollen. Hier ist ihre p. p. c.-Karte." Sie übergab Ver eine winzige Visitenkarte, auf die dieser einen flüchtigen Blick warf und sie dann in der Hand behielt.

„Danken Sie Fräulein Helen für ihre Freundlichkeit," sagte er. „Grüßen Sie auch Fräulein Alice von mir,

und empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Ich bedauere, daß die Beschäftigungen, die mir heute nach obliegen, verhindern, mich persönlich von ihm zu verabschieden. — Ihnen, gnädige Frau, danke ich noch ganz besonders für die gastfreundliche Aufnahme, die ich in Ihrem Hause gefunden habe. — Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen, Herr Vanderver!" wiederholte Mistreß Sands. Es kam Oer vor, als wäre sie zerstreut.

Die Karte, die Helen ihm geschickt hatte, las Oer aufmerksam durch, sobald er auf die Straße getreten war: „Herzlichen Dank für alle Freundlichkeit. Glückliche Reise. Vergessen Sie uns nicht. Ihre Helen Sands."

Howian war zu Hause, als Oer dort eintraf. Er hatte durch Bolton erfahren, daß Oer am nächsten Tage abreisen werde, und übergab ihm einen offenen Einführungsbrief an seinen Landsmann, den Generalverwalter der Boltonschen Besitzungen im Staate Washington, Herrn Giragos Dschiwanian. „Das ist sein voller Name," sagte Howian dabei, „aber wir rufen ihn immer nur Giragos. Ich hoffe, Sie werden sich mit ihm befreunden. Sie finden ihn inmitten einer kleinen Schar von Armeniern, die ich von New York entfernt habe, um sie der Beobachtung etwaiger feindlicher Agenten zu entziehen. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und lebt seit einem Jahre mit seiner jüngeren Schwester, nachdem sein Vater als Opfer türkischer Grausamkeit untergegangen und seine Mutter aus Gram darüber gestorben ist. Seine Familie stammt aus Saïtun."

„Ihr Freund soll in mir einen Arbeitsgenossen finden,"

entgegnete Oer, „der sehnlich wünscht, sich unter seinen Anleitungen nützlich zu machen."

„Wie gefällt Ihnen Toros?" fragte Howian, dem Gespräch eine andere Wendung gebend. — Toros war der Name des schönen jungen Mannes, der Oer während seines Aufenthaltes im Howianschen Hause aufmerksam und still bedient hatte.

„Er gefällt mir sehr gut."

„Dann haben Sie hoffentlich nichts dagegen, wenn er Sie bis Yakima begleitet. Er hat Aufträge von mir für Giragos. Außerdem kann er Ihnen auch als Dolmetscher dienen, wenn Sie eines solchen im Verkehr mit den armenischen Arbeitern bedürfen sollten. — Der arme Toros ist vom Schicksal hart behandelt worden. Seine ganze Familie wurde bei einem kurdischen Einfall in sein Dorf niedergemetzelt, und er selbst entging dem Tode wie durch ein Wunder."

Nach dem Abendessen unterhielten sich die beiden noch bis tief in die Nacht hinein. Als sie sich endlich trennten, sagte Howian: „Dies ist nun vorläufig das letzte Mal, daß ich Ihnen Gute Nacht wünschen kann. Lassen Sie mich hinzufügen, daß mir seit langer Zeit nicht so große Freude geworden ist, wie die Ihres Besuches. Ich werde Sie sehr vermissen, Herr von Oer. Ganz werden sich unsere Wege hoffentlich nicht wieder trennen. — Toros wird Sie morgen früh rechtzeitig wecken. Ich begleite Sie zur Bahn. — Gute Nacht, Herr von Oer!"

Heinrich Oer gehörte nicht zu den Leuten, die viel über sich selbst nachdenken, aber vor dem Einschlafen kam ihm ungerufen der Gedanke, wie außerordentlich gut er

von allen Menschen behandelt werde. Dabei dachte er zuerst an seinen Vater und seine Schwester, an Comtesse Anna und den Grafen Harmen, an die alte Tante Margarete und an den treuen Keßner; aber auch unter den Fernstehenden konnte er viele alte und neue Freunde aufzählen, aus der allerletzten Zeit Howian und Bolton . . . und Helen Sands. „Vergessen Sie uns nicht!“ war das letzte, was sie ihm gesagt hatte, und mit dem Gedanken an dies Wort schlief er ein.

Viertes Kapitel.

Die tagelange Fahrt von New York bis nach dem fernsten Nordwesten der Vereinigten Staaten wollte kein Ende nehmen. Zu Anfang hatte Oer in den Handbüchern, die Howian ihm mitgegeben, gelesen und daraus etwas zu lernen versucht. Aber er war bald ermüdet, und nachdem er die Niagara-Fälle, an denen der Zug einige Minuten angehalten, angestaunt hatte, klangen nur noch in langen Zwischenräumen einige Namen: Ohio, Illinois, Dakota — Buffalo, Chicago, Bismarck-, Erie- und Michigan-See — Rocky Mountains — Mississippi und Missouri — als etwas Bekanntes an sein unaufmerksames Ohr. — Vom dritten Tage ab sah er kaum noch etwas Anderes als ein in seiner fortwährenden Abwechslung einförmiges Bild bebauter Ebenen oder öder Steppen, großer von turmhohen Schornsteinen überragter Städte, kleinerer Ortschaften, vereinzelter Landhäuser, elender Baracken und Hütten, vorüberziehender oder lagernder Indianer, Herden von Rindern, Schafen und Pferden — ein Bild, das, wenn er die Augen schloß, wie in einem wirren Traume an seinem Geiste vorüberzog.

Das Leben in den großen amerikanischen Wagen, die

er so oft hatte rühmen hören, mit zahlreichen Reisegefährten, von denen ihm keiner besondere Teilnahme einflößte, gefiel ihm nicht, und er hätte den bequemen Sessel, auf dem er saß, gern mit einer ruhigen Ecke in dem verhältnismäßig kleinen Coupé eines deutschen Eisenbahnwagens vertauscht. — Auch das Nachtlager in dem mit dichten Vorhängen verschlossenen engen Raum, der ihm unter dem Bette eines Fahrgastes und neben zwanzig anderen zugeteilt war, behagte ihm durchaus nicht. Er fühlte sich nicht etwa schwer ermüdet, geschweige denn entmutigt, aber er sagte sich gutmütig lächelnd, eine Vergnügungsreise könne man die Fahrt vom Osten nach dem Westen Amerikas eigentlich nicht nennen.

Seine einzige Gesellschaft war Toros, der mit der armenischen Tracht, die er in Howians Hause getragen, auch den Diener abgelegt hatte und sich nur noch durch seine auffallende südliche Schönheit und vor mehreren seiner Mitreisenden durch seinen besseren Anstand auszeichnete. Er schien sich weder zu langweilen, noch zu vergnügen, und saß stundenlang vollkommen ruhig da, die großen dunklen Augen mit unverändertem Ausdruck teilnahmlosen Betrachtens auf die vom Zuge durchschnittene Landschaft gerichtet.

Bald verlor Oer alles Maß für Zeit und Tagesstunden, und während es ihm oftmals vorkam, als sei er seit Wochen bereits unterwegs, war er doch überrascht, als Toros, der den Weg von New York nach Yakima genau zu kennen schien, ihn bei einem Halteplatz, Spokane, darauf aufmerksam machte, sie hätten die östliche Grenze des Staates Washington überschritten.

Diese Mitteilnng weckte Oer wie aus dem Schlaf. Er sah sich neugierig um, erblickte aber nichts als einen fast verödeten Bahnhof, auf dem einige große Schuppen und kleinere Häuser aus Holz errichtet waren, darunter auch das Telegraphenamt. Dort gab er, wie Herr Bolton ihm anempfohlen hatte, ein Telegramm an „Herrn Giragos, Pacific Hotel, Yakima" auf, in dem er anzeigte, daß er im Laufe des Abends in Yakima eintreffen werde.

Wenige Sekunden bevor der Zug sich wieder in Bewegung setzte, trat ein neuer Fahrgast in den Wagen, in dem Oer saß. Er ging wie einer, der sich dort zu Hause fühlt, in dem schmalen Gange zwischen den beiden Platzreihen langsam auf und ab und ließ sich dann auf einen der Plätze, Oer schräg gegenüber, nieder. Er war mittlerer Größe, wohl Anfang der Vierzig, mit kurz geschorenem Haar, struppigem Vollbart und dem Gesichtsausdruck eines kühlen klugen Geschäftsmannes. Er musterte seine Reisegefährten ruhigen Blicks, bis sein Auge auf Oer haften blieb. Bald nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, stand er auf, näherte sich Oer, und, seinen Hut zu leichtem Gruße mit der Hand berührend, sagte er in gutem Hochdeutsch: „Ich bin ein Deutscher. Sie sind wohl ein Landsmann von mir?"

Oer fühlte sich durch diese ungezwungene Anknüpfung eines Gesprächs mit ihm keineswegs verletzt und antwortete freundlich: „Jawohl, ich bin ein Deutscher."

„Darf ich fragen," fuhr der Fremde fort, „ob Ihr Weg Sie bis nach Tacoma führt?"

„Nein, ich verlasse den Zug in Yakima."

„Yakima," sagte der Fremde lächelnd. „Ich kann wohl sagen, daß es kaum einen Menschen auf der Erde giebt, den Landagenten der Nord-Pacificbahn ausgenommen, der die Stadt so gut kennt wie ich. — Ich habe sie nämlich gründen helfen."

„So?" meinte Oer.

„Ja, und das will ich Ihnen erzählen, da es Sie doch wohl interessieren wird, falls Sie sich in North Yakima niederzulassen beabsichtigen sollten." — Und ohne eine weitere Ermutigung abzuwarten, ließ er sich auf einen leeren Platz Oer gegenüber nieder und erzählte diesem die selbst in der Geschichte der eigentümlichen amerikanischen Städtegründungen einzige Vorgeschichte der Entstehung von North Yakima. Oer erfuhr, daß die ersten Ansiedler von Yakima sich an einem ungesunden Orte niedergelassen und dort ihre Hütten, Häuser und großen Bauten errichtet hatten. Dies war dem Landagenten der Bahn nicht entgangen, und er hatte Mittel und Wege gefunden, um beinahe die ganze Stadt, auf seine Kosten nach einem eine deutsche Meile entfernten, höher gelegenen Platze, der jetzt den Namen North Yakima führt, transportieren zu lassen. Sogar die Bank mit ihrem feuerfesten Gewölbe, drei Gasthöfe, der Justizpalast mit einer Vorhalle und zwei Kirchen waren gehoben, auf Balken gesetzt und, von vierzig und mehr Maultieren gezogen, von ihrem alten Standort nach dem neuen in der neuen Stadt überführt worden. „Das ist zum großen Teil von mir besorgt worden," schloß der Fremde seine Rede. „Mein Name ist Karl Eberhard, und wenn Sie sich in Yakima nach mir erkundigen wollen, so werden Sie kaum

einen alten Einwohner finden, der das, was ich Ihnen da erzählt habe, nicht bestätigen wird."

Oer hielt diese wunderbare Geschichte zunächst für eine Aufschneiderei, mit der sich Herr Eberhard auf seine Kosten vergnügen wollte; aber als er später in seinem Reisehandbuch nachschlug, fand er, daß sich die Gründung von Yakima thatsächlich in der eigentümlichen Weise, wie Herr Eberhard sie ihm geschildert, vollzogen hatte.

Während der Fahrt von Spokane nach Yakima hatte Oer sodann noch lange Unterredungen mit dem so wohlunterrichteten Landsmann, der sich ihm gegenüber nicht etwa aufdringlich, vielmehr so benahm, wie es ein langjähriger Bekannter gethan haben würde. Er empfahl Oer den besten Gasthof in Yakima an und sagte ihm, daß, wenn er etwa dorthin ginge, um Land zu erwerben oder Geschäfte zu machen, er wohl ein ergiebiges Feld für seine Thätigkeit, aber auch viele „scharfe" Conkurrenten finden würde.

„Nein," antwortete Oer gutmütig, „ich bin weder Kaufmann noch Landspekulant. Meine Absicht ist, mich auf einer Farm, die einige zwanzig Meilen nördlich von Yakima gelegen sein soll, nützlich zu machen."

„So . . . so," meinte Herr Eberhard. „Nun, wenn Sie einmal dazu den Rat eines erfahrenen Landsmannes bedürfen, so wenden Sie sich nur an mich." Er zog eine schwere Brieftasche hervor, suchte längere Zeit darin und reichte Oer seine Karte, auf der dieser las, daß sein neuer Beschützer Ingenieur und Landagent in Tacoma sei.

Der Schienenweg führte durch ein spärlich bebautes Land inmitten weiter Einöden, durch tiefe Wälder und

wilde Gebirgslandschaft. Menschen erblickte Oer nur an den weit voneinander entfernten Stationen, hie und da Indianer zu Pferde, schmutzige, häßliche Menschen, die den Zug an sich vorüberfausen ließen, ohne den Kopf zu wenden.

Es wurde dunkel. Herr Eberhard, der viel gesprochen hatte, war müde geworden und auf seinem Sitz eingeschlafen. Auch Oer schloß die Augen. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, die ihn nicht unfreundlich aufrüttelte.

„Wir sind in Yakima, Herr," sagte der Schaffner.

Oer erhob sich schnell. — Toros stand bereits mit dem wenigen Handgepäck beladen vor ihm. Gleich darauf hielt der Zug. Oer wollte sich von Herrn Eberhard verabschieden, aber der schlief so ruhig und fest, daß er ihn nicht aufwecken wollte.

„Bitte, folgen Sie mir, Herr," sagte Toros. Er führte Oer durch einen offenstehenden Schuppen nach einem weiten Vorhof, auf dem drei Hotelwagen standen. Auf einem derselben las Oer: „Pacific Hotel". — „Ich werde für das Gepäck sorgen und komme dann sogleich zurück," sagte Toros.

In demselben Augenblicke trat ein großer Mann, dessen Gesichtszüge Oer in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, hinter dem Wagen hervor. Er rief dem davoneilenden Toros einige Worte in einer Sprache nach, die Oer nicht verstand, und wandte sich dann zu diesem.

„Mein Name ist Giragos," sagte er auf englisch. „Ohne Zweifel habe ich die Ehre, mit Herrn von Oer zu sprechen."

„Der bin ich," sagte Oer, „und ich bringe Ihnen Grüße von Herren Howian und Bolton."

„Ich habe Toros angewiesen, das Gepäck in das Hotel zu schaffen. Es ist Ihnen wohl recht, wenn wir die paar Schritt zu Fuß zurücklegen? Sie haben ja lange genug gesessen."

Es war eine sternhelle Nacht. Die beiden gingen langsam, weit ausschreitend, neben einander her. Giragos, erheblich größer als Oer, mit mächtigen Schultern und breiter hoher Brust, gehörte, ganz verschieden von den kleinen zierlichen Armeniern, wie Oer sie in Howian und dessen Bruder kennen gelernt hatte, der Rasse des herkulischen Mannes an, der in Howians Hause in New York Dienste als Pförtner und Gärtner versah. Er trug einen breiten Schlapphut, ein wollenes Hemd und Beinkleider, die in hohen weiten Stiefelschäften steckten und über den Hüften durch einen schmalen ledernen Gurt zusammengehalten wurden. In diesem Gürtel war eine große lederne Revolvertasche eingeschnallt. Giragos' tiefe Stimme hatte den scharfen herrischen Ton eines Mannes, der laut zu befehlen gewöhnt ist. Seinem Begleiter gegenüber war sein Benehmen von ruhiger Vertraulichkeit. Seine ganze Erscheinung erinnerte Oer an eine Klasse von Großgrundbesitzern, in der er Bekannte und Verwandte hatte, die den Aufenthalt auf dem Lande dem in der Stadt vorziehen und selbst in die Verwaltung ihrer Güter einzugreifen lieben.

Giragos führte Oer durch eine breite, nicht gepflasterte Straße, an der zur Rechten und Linken vereinzelte große und kleine Häuser standen. Bald rückten diese

Wohngebäude näher an einander, ohne sich jedoch zu berühren, und schließlich bildeten sie die Straße einer Stadt, in der wertlose Holzhütten mit mächtigen massiven Gebäuden abwechselten.

„Wenn Sie ermüdet sind und schlafen wollen," sagte Giragos, „so würden wir im Pacific Hotel gutes Unterkommen finden. Aber wenn Sie sich vor einem zweistündigen Ritt nicht scheuen, so möchte ich vorschlagen, daß wir uns zu Pferd setzen und sogleich nach der Farm reiten."

Oer war durchaus nicht ermüdet und sagte, ein kleiner Ritt würde ihm nach der langen Eisenbahnfahrt angenehm sein.

Wenige Minuten später traten Giragos und Oer in ein großes hellerleuchtetes Gebäude und dort in die sogenannte „Bar", wo Giragos von einem Manne, dessen Gesichtsfarbe und dunkle Augen ihn als einen Armenier erkennen ließen, kurz begrüßt wurde. Giragos sagte ihm einige Worte, worauf er sich still entfernte und nach wenigen Minuten mit der Meldung zurückkam, die Pferde ständen bereit.

Während dieser Zeit hatten sich Oer und Giragos mit unauffälliger Aufmerksamkeit gemustert. Das stark gebräunte Gesicht des Armeniers war von einem kurzgeschorenen, pechschwarzen Bart eingerahmt. Er hatte die dunklen großen Augen, die starken Brauen, die mächtige Nase seiner Landsleute. Der Ausdruck seines Gesichtes war der eines ernsten, energischen Mannes.

Vor der Thür standen zwei gesattelte Pferde, die von Oer und Giragos bestiegen wurden.

„Toros wird mit dem Gepäck in einigen Stunden nachkommen," sagte Giragos. „Ich habe Bedros" — dabei zeigte er auf den Mann, der die Pferde herbeigeholt hatte — „aufgetragen, ihn zu erwarten und uns dann zu folgen. Aber der Fahrweg ist nicht gut unterhalten, und die Leute werden wohl doppelt so viel Zeit wie wir gebrauchen, um nach der Farm zu kommen."

Nach wenigen Minuten hatten die beiden Reiter die Stadt verlassen und befanden sich in einem weiten Thal, von einer Bergkette rings umschlossen. Die Pferde waren starke willige Tiere und gingen in gutem gleichmäßigem Trab vorwärts. Es war eine schöne Nacht, das Wetter kühl. Rings umher herrschte tiefe Stille.

Eine Zeitlang ritten die beiden schweigend nebeneinander her, dann richtete Giragos einige Fragen an Oer über das Befinden und die Thätigkeit der beiden Brüder Howian, und nachdem diese beantwortet waren und das Gespräch wieder ins Stocken geraten war, fragte Oer, welcher Art seine Beschäftigung auf der Farm sein würde. Darauf erwiederte Giragos freundlich: „Wenn es Ihnen recht ist, so sprechen wir morgen darüber. Ich möchte Sie vorher mit unseren Arbeitern bekannt machen. Ich hoffe, sie werden Ihnen gefallen: es sind fleißige und gehorsame Leute." — Er machte eine kurze Pause. Dann fuhr er fort: „Es ist ein schönes Leben, in einem freien Lande zu säen, wo man sicher sein kann, daß die Ernten nicht, wie bei uns, von räuberischen Horden zerstört werden."

„Darüber weiß ich schon Einiges," sagte Oer. „Artin Howian hat mir von Ihren Leiden erzählt."

„Er hat es mir geschrieben, und ich weiß, daß wir

Ihrer Teilnahme für unser Unternehmen sicher sein dürfen, wie wir es der aller gerechten Menschen sein sollten. Unser Unglück ist, daß sich die Welt um die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die wir erdulden, nicht kümmern will. Man befolgt uns gegenüber die harten Grundsätze der Nützlichkeitspolitik. Man sagt, es sei besser, hundertausende unglücklicher Fremden untergehen zu lassen als Kriege heraufzubeschwören, die Milliarden kosten und Jammer und Elend in Millionen der eigenen Familien bringen würden. — Wir haben uns dem Verständnis für solch traurige Wahrheiten nicht verschlossen, und weil wir keine Hilfe von außen mehr erwarten dürfen, haben wir es, einer gegen tausend, unternommen, den Kampf gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung auf eigene Faust zu führen und den Versuch zu machen, uns durch eigene Kraft zu ertrotzen, was die Welt uns versagt, und was doch so billig ist: das Recht, ein menschenwürdiges Dasein, das wir ohne fremde Hilfe fristen werden, führen zu können. Was das Ende des Kampfes, den wir unternehmen, sein wird, steht in Gottes Hand! Wir aber sind entschlossen, ihn bis zum Ende durchzuführen."

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Sie werden in wenigen Tagen vierzig meiner Landsleute kennen lernen, die durch die Großmut unseres Freundes Bolton aus Europa hierher geschafft worden sind, um sich im Verborgenen zu Soldaten auszubilden. — Vierzig Mann! Das ist eine winzige Zahl im Vergleich zu den hunderttausenden von Feinden, die uns gegenüberstehen; aber es sind nicht die einzigen, die den Kampf aufnehmen wollen;

und es sind furchtbare Männer, denn sie kämpfen für alles, was das Leben des Lebens wert macht, und sie haben nichts zu verlieren. Die Geschichte eines jeden einzelnen von ihnen ist die Geschichte aller. Es sind Kinder Armeniens aus Diarbekir, Erzerum und Saitun, deren Eltern und Brüder von Kurden, Tscherkessen und Türken ermordet, deren Weiber und Schwestern in schmähliche Gefangenschaft geführt, deren Wohnstätten geplündert und zerstört worden sind. Es sind schweigsame, geduldige Männer. Sie verrichten ihre Arbeit willig und froh, bis der Tag kommen wird, wo sie Vergeltung üben wollen."

Aehnliches hatte Oer aus Howians Munde vernommen. Er entgegnete Giragos darauf, was er damals gesagt hatte: er wünsche dem gerechten Unternehmen einen siegreichen Ausgang und würde sich glücklich schätzen, wenn er dazu thatkräftig beitragen könnte.

„An dem Kampfe selbst werden Sie nicht teilnehmen. Der muß von Armeniern allein ausgefochten werden. Aber wir betrachten es als einen Erfolg, wenn wir Ihre Sympathien für unsere Sache, Ihren Beistand zu den Vorbereitungen zum Aufruhr gewonnen haben. — Ist es nicht ein Beweis für die Gerechtigkeit unserer Forderungen, daß wir uns in allen Ländern, wo die Armenier nicht geknechtet werden, am offenen Tage zum Kampfe vorbereiten dürfen und dabei von den Edelsten der Nationen unterstützt werden? — Wir sind keine Verschwörer, keine Revolutionäre im verhaßten Sinne des Wortes. In Amerika, in Frankreich, in England dürfen wir, ohne unsere Bestrebungen zu verheimlichen, gehobenen Hauptes

einhergehen. Und dasselbe Recht würde uns von allen anderen Völkern des Abendlandes eingeräumt werden, wenn unsere kleine Anzahl, die verhältnismäßig geringen Mittel, über die wir verfügen, uns nicht nötigten, unsere Thätigkeit möglichst zu conzentrieren. Die Aufgabe, die der amerikanischen Sektion zugeteilt worden, ist eine eigentümliche und nach meinem Gefühl die ehrenvollste, weil es die gefährlichste ist. — Hier wird die kleine Schar von Männern der That ausgebildet, die, wenn der Tag gekommen sein wird, den ersten Schlag gegen die türkische Herrschaft führen sollen. — Darum haben wir uns hier auf diesen von der Heimat entferntesten Ort zurückgezogen, um als Unbekannte, die eines türkischen Spions Auge nie gesehen, wenn die Stunde geschlagen hat, unbeargwohnt in der Türkei auftreten zu können."

Der Mond war aufgegangen, die Sterne waren erblaßt. Ueber der weiten Heide lag ein wunderbares bläulich silbernes Licht. Meilenweit rings in der Runde herrschte tiefer Friede. „Eine Nacht wie diese," sagte Giragos, „ist alles, was ich für Armenien vom Himmel erflehe: dem müden Arbeiter nach des Tages Last sicherer Friede für die Nacht."

Die Pferde drängten nach dem Stall und griffen scharf aus. In geringer Entfernung wurden einige Lichter sichtbar. Der vernahm Hundegebell, und wenige Minuten später machten Giragos und Der vor einem weißgetünchten, langen, niedrigen Gebäude Halt, aus dessen offener Thür ihnen ein Mann von derselben herkulischen Gestalt wie Giragos entgentrat, um den Reitern die Pferde abzunehmen. Giragos, der zuerst aus dem

Sattel gesprungen war, blieb in der Hausthür stehen und streckte Oer die mächtige Hand entgegen. „Seien Sie willkommen in meinem Hause wie ein Bruder!“ sagte er. Und ohne Oers Hand loszulassen, führte er ihn in ein geräumiges Zimmer, das unmittelbar zur Rechten des Eingangs gelegen war. — Dort trat ihnen ein weibliches Wesen von erstaunlicher Schönheit entgegen: groß, schlank, weiß, tiefschwarzen Haars und mit großen dunklen Augen, hinter denen Kohlen zu glühen schienen. Das Befremdende in dem Ausdruck des jungen, schönen Gesichtes war starrer, eisiger Ernst und in dem ganzen Wesen eine bis zu anscheinender Gefühllosigkeit gehende Ruhe.

„Dies ist meine Schwester Barbaria,“ sagte Giragos.

Fünftes Kapitel.

Im Schloß der Gräfin Huysburg ging es friedlich, aber doch recht traurig zu. Der alte General hatte den Kummer über das Verschwinden seines Sohnes nicht überwinden können. Er klagte nicht, aber sein ganzes Wesen war für seine treue Schwester und für die liebende Tochter betrübender, als Worte und Thränen es gewesen wären. Die beiden Frauen sprachen darüber im geheimen und berieten, was wohl zu thun wäre, um den Trübsinn des Bruders und Vaters zu zerstreuen.

„Ich glaube," sagte die Gräfin, „das beste ist, ich spreche ganz offen mit ihm. Vielleicht finde ich einige tröstliche Worte."

Als die beiden Geschwister spät am Abend allein waren nachdem Gabriele sich, wie es ihre Gewohnheit war, frühzeitig zurückgezogen hatte, sagte die Gräfin plötzlich: „Heinrich, setze dich zu mir, ich muß mit dir sprechen."

Der General erhob sich langsam von einem Sessel, den er am Kamin, seiner Schwester gegenüber, eingenommen hatte, und ließ sich schwerfällig neben ihr nieder. Die Gräfin ergriff seine hagere, kalte Hand, die sie sanft und liebevoll streichelte, und sagte: „Mein armer Bruder, du denkst wohl immer an Heinrich?"

„Ja, ich muß immer an ihn denken."

„Das ist natürlich. Aber kannst du denn nur an Trauriges denken, an nichts, was dir Hoffnung und Mut geben würde?"

„Nein, ich kann nur an Trauriges denken, und ich bin hoffnungslos. — Ich zürne ihm nicht, ich bedauere ihn nur. Ich sehe eine traurige, harte Zukunft vor ihm, und das drückt mich nieder. Für mich hoffe und wünsche ich schon seit langer Zeit nur eines: meine Kinder möchten glücklich werden. Das kann ich heute nicht mehr hoffen."

„Da hast du unrecht, lieber Bruder. Mir ist es auch nahe gegangen, daß Heinrich uns verlassen mußte, aber darum verzweifle ich noch nicht, daß es ihm gelingen wird, seine thörichten Streiche wieder gut zu machen."

„Wie könnte er sie wieder gut machen? Hat er nicht mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen? Ist er mir nicht, wahrscheinlich für immer, genommen?" Die Stimme des armen Mannes wurde heiser und zitterte. „Ich muß an ihn denken wie an einen Verstorbenen," brachte er, kaum hörbar, hervor.

„Versündige dich nicht," sagte die alte Frau erschreckt. „Wie kannst du so sprechen! Heinrich lebt gottlob in voller Kraft und Gesundheit, und ich vertraue, daß er uns bis zu unserm Tode erhalten bleiben wird. — Und du darfst nicht an seiner Zukunft verzweifeln! — Sollte der liebe Gott ihn in so wunderbarer Weise vor Hunderttausenden ausgezeichnet haben, indem er ihn zu einem Menschen schuf, den jedermann liebte, dem jedermann Gutes erweisen möchte, — um ihn zum Schmerz der Seinigen in Elend und Not umkommen zu lassen? — Lies die Briefe von Harmen, Steinmann, Keßner, die du mir mit gerechtem

Vaterstolze zeigtest, und sieh, wie alle von ihm sprechen! Du kannst es nicht vergessen haben! Es sollte genügen, dir Mut zu geben."

Die alte Frau stand auf und umarmte ihren Bruder. Der aber sagte mit Thränen in der Stimme: „Ja, alle Welt hat meinen Heinrich lieb, aber niemand so wie ich. Und ist es da nicht natürlich, daß es mir das Herz bricht, ihn in der Fremde zu wissen, um ein armseliges Leben kämpfend, und nichts zu vermögen, um ihn zu mir zurückzuführen?"

„Heinrich," flüsterte die alte Schwester, als vertraue sie ihrem Bruder jetzt ein großes Geheimnis an, „beunruhige dich nicht! Du hast keinen Grund dazu. Es ist recht und billig, es ist gut für ihn, daß er für seine Thorheit zu büßen hat, und es wäre unklug und gegen sein Wohl, wollten wir das verhindern. Aber sei ruhig: ich lasse ihn nicht untergehn, wenn er selbst sich nicht helfen könnte. — Er ist mir nächst dir der liebste Mensch auf Gottes Erdboden, und ich habe lange, ehe ich wußte, daß er meiner Hilfe einmal bedürfen würde, dafür gesorgt, daß er nach meinem Tode Geldnot wenigstens nicht kennen soll. Das sollte niemand erfahren, bis ich ins Grab gelegt worden war; aber da ich jetzt sehe, daß es dich beruhigen kann, so schenke ich dir mein Geheimnis. Nur dir allein! Du versprichst mir, mit niemand, am allerwenigsten mit Heinrich, auch nicht mit Gabrielen, mit niemand, niemand davon zu sprechen."

„Meine gute Margarete!" sagte der General leise, der Schwester die Hand drückend. „Ich danke dir für meinen Sohn, und ich danke dir für mich; denn du giebst mir

den Frieden wieder. Und da du nun einmal so gut bist, so zürne mir nicht, wenn ich noch eine Bitte an dich richte: Laß Heinrich nicht zu lange da draußen! Ich fühle mich alt und schwach, und es ist mein sehnlichster Wunsch, ihn vor meinem Tode wiederzusehen."

„Du wirst ihn wiedersehen, ich verspreche es dir. Aber werde nicht zu schnell ungeduldig! — Es war Heinrich bis jetzt zu gut gegangen, er mußte früher oder später eine härtere Schule durchmachen. Es ist gut für sein ganzes Leben, daß er jetzt lernt, da er noch jung ist. Sage selbst, habe ich nicht recht?"

„Du hast recht, und ich füge mich dir. Du hast mein Herz beruhigt."

Der General war seit jenem Abend wie umgewandelt. Die Nachrichten, die wenige Tage später von Heinrich eintrafen, erhöhten seine Zuversicht. Und als der Brief ankam, in dem der Sohn anzeigte, er habe jetzt eine Anstellung als Inspektor auf einem Gute bei Yakima erhalten, da rieb sich der General vergnüglich die Hände und sagte lächelnd: „Meine Kenntnisse gehen nicht weit, was amerikanische Verhältnisse betrifft, aber ich vermute, unser Heinrich hat es nun schon bis zu einer Art Cowboy gebracht."

Wenige Tage später überraschte die Gräfin Huysburg ihre Gäste durch einen Brief des Prinzen Walter Georg, den sie ihnen während des Frühstücks vorlas. Walter Georg bat darin seine „verehrte liebe Tante" — er war ein entfernter Verwandter des verstorbenen Grafen Huysburg, — sie möchte ihm erlauben, ihr im Laufe der nächsten Woche einen Besuch abzustatten.

„Walter Georg," sagte dazu die Gräfin, „ist mir der liebste von den Anverwandten meines Mannes. Man hat mir viel Schlechtes von ihm erzählt, unter anderm, er wäre ein wilder Spieler. Das mag sein. Mich hat das niemals behelligt. Aber er ist alljährlich ein-, auch zweimal zu mir gekommen und hat mir ein paar Tage Gesellschaft geleistet. Ich habe das um so liebenswürdiger gefunden, als er mit seinem Besuche keine andere Absicht verbinden kann als die, mir Freude zu machen. Das ist ihm gelungen. Seine Besuche sind geradezu Festtage für mich. Wenn er weiter keinen Nutzen von seinen Beziehungen zu mir haben wird, so hat er damit wenigstens erreicht, daß ich ihn manches Mal gegen üble Nachrede verteidigt habe."

Der alte General sagte: „Ich erinnere mich kaum, den jungen Mann gesehen zu haben, aber ich habe in der That mehr Schlechtes als Gutes von ihm gehört."

Dazu bemerkte Gabriele: „Ich habe ihn im letzten Winter, als wir in Berlin waren, verschiedene Male angetroffen und ihm gern zugehört, weil er immer so freundlich von Heinrich sprach."

„Alle Welt spricht freundlich von ihm," sagte der General etwas ungeduldig. „Ich fürchte, daß es gerade die Gesellschaft von Leuten wie Walter Georg war, die Heinrich ins Unglück gestürzt hat."

Zwei Tage später traf der junge Prinz ein. Er schien durch die unerwartete Anwesenheit des Generals und Gabrielens angenehm überrascht und erkundigte sich sogleich in seiner ruhigen Weise nach seinem Freunde Heinrich. Der General antwortete darauf ziemlich ein-

silbig, aber Gabriele, zu der Walter Georg sich nach dem Frühstück gesellte, war desto ausführlicher in ihren Mitteilungen. Als sie erzählte, ihr Bruder halte sich jetzt im fernsten Nordwesten Amerikas auf, sagte der Prinz: „Ich denke mir das Leben, das Heinrich führt, ganz vergnüglich. Er ist besser daran als ich und viele meiner Bekannten. Ich hätte große Lust, ihn zu besuchen."

„Das ist ein hübscher Gedanke," meinte Gabriele. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde ihn ausführen."

„Die Sache ist nur nicht ganz leicht. Ich müßte zunächst meine Angelegenheiten, die etwas in Verwirrung geraten zu sein scheinen, in Ordnung bringen und dann auch von meiner Mutter die Erlaubnis zur Reise einholen."

Walter Georg blieb drei Tage in Huysburg. Während dieser Zeit nahm sich Gabriele seiner besonders an, da die Tante Margarete wie immer mancherlei in der Wirtschaft zu thun hatte und der Vater augenscheinlich kein Gefallen an der Gesellschaft des jungen Mannes fand und ein Vorurteil gegen ihn gefaßt hatte.

Das Wetter war freundlich geworden, wenn auch noch immer ziemlich frisch. Gabriele und der Prinz machten lange Spaziergänge im schönen, großen Park von Huysburg. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung zwischen den beiden blieb Heinrich, dessen Leben in Amerika und Walter Georgs Absicht, ihn dort aufzusuchen. Dies waren unverfängliche Themata, die Gabrielen gestatteten, sich harmlos und vertraulich mit ihrem Begleiter zu unterhalten. So kam es auch, daß sie ihm am Vorabend seiner Abreise unbefangen sagte: „Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt?"

„Nun?“

„Daß Sie meinen Bruder lieb haben.“

„Ja. Und ich hätte mich deshalb auch gern näher an ihn angeschlossen. Aber er schien keinen besondern Wert darauf zu legen. Das kann ich mir übrigens erklären. — Es mag ihm wohl manch Unliebsames über mich zu Ohren gekommen sein.“

„Er glaubt nichts Schlechtes von Ihnen.“

„Es liegt in seinem Charakter, von niemand Schlechtes zu glauben. Aber ich möchte doch bezweifeln, daß er eine gute Meinung von mir hat.“

Darauf konnte Gabriele keine Antwort geben, und der Prinz fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Der Hauptgrund, weshalb ich nach Amerika gehen würde, wäre der, mit Ihrem Bruder besser bekannt zu werden.“

„Er würde Ihnen danken, wenn er das wüßte.“

„Ja, mir ist sehr viel an seiner guten Meinung gelegen, mehr, als ich heute sagen darf . . . Verehrtes gnädiges Fräulein, ich habe eine Bitte an Sie.“ Gabriele blickte den Prinzen fragend an. „Fällen Sie vorläufig noch kein Urteil über mich. Warten Sie noch einige Zeit. Vielleicht erfahren Sie dann, daß ich doch nicht ein so vollkommen unnützer Mensch bin, wie heute von den meisten angenommen wird.“

„Ich habe nie unfreundlich über Sie gedacht,“ sagte Gabriele, „und von dem Gerede der Leute über Sie wenig gehört. Tante Margarete sprach sehr freundlich von Ihnen.“

„Ihr Herr Vater will mir nicht wohl.“

„Da sagen Sie zu viel. Er ist in diesem Augenblick eingenommen gegen alle, von denen er weiß oder glaubt, daß sie mit meinem Bruder gespielt haben. Zu denen mögen auch Sie gehören."

„Ich habe, seitdem Ihr Bruder Berlin verlassen hat, keine Karte angerührt und werde in meinem Leben nicht wieder spielen."

„Das freut mich."

Gabriele hatte während dieses Gesprächs das Gefühl, der Prinz bezwecke damit, sie zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Es war ein angenehmes Gefühl, das sie für ihn erwärmte.

Am nächsten Morgen, als er nach dieser letzten Unterhaltung Huysburg verlassen hatte, sprach sie darüber mit ihrer Tante und auch mit ihrem Vater. Die Gräfin sagte dazu: „Ich habe Walter Georg immer für einen guten Menschen gehalten, und wenn er seine Absichten ausführt, so werden wohl auch andere mit der Zeit meiner Ansicht werden."

„Er hat zunächst viele alten Sünden wieder gut zu machen," meinte der General. „Er steckt tief in Schulden und hat seiner schwachen Mutter bisher wenig Freude und große Sorgen gemacht. Vorläufig bezweifle ich noch, daß er seine guten Absichten ausführen wird. Spielereide sind schwache Eide. Nun, wir werden ja sehen. Und schließlich geht uns die Sache nichts an."

In Berlin, wohin der Prinz Walter Georg sich von Huysburg begeben hatte, besuchte er zunächst den Rittmeister von Keßner, für den Gabriele ihm Grüße aufgetragen hatte. Dieser hatte einen Brief von Heinrich

Oer erhalten und wußte, daß er sich augenblicklich in Yakima aufhalte. „Fräulein Gabriele hat mir auch aufgetragen, dem Grafen Harmen die letzten Nachrichten von Oer zu bringen."

„Der ist bereits durch mich unterrichtet," sagte Keßner. „Aber er wird sich freuen, sie noch einmal zu hören. Der alte Herr hat ein rührendes Wohlwollen für Oer."

Der Prinz schien das Bedürfnis zu haben, sich mit den Freunden der Familie Oer auf guten Fuß zu stellen, denn obgleich es durchaus nicht in seinen Gewohnheiten lag, Besuche zu machen, die er unter irgend einem höflichen Vorwande vermeiden konnte, so suchte er doch den Grafen Harmen noch im Laufe des Nachmittags auf und wurde von diesem, den der seltene Besuch etwas überraschte, zunächst nur artig, dann aber herzlich empfangen, als er gehört hatte, Walter Georg käme im Auftrage des Fräulein von Oer, die den Wunsch ausgesprochen habe, er möchte dem Grafen Harmen die neuesten Nachrichten über ihren Bruder bringen. Der alte Graf ließ sich wiederholen, was er schon von Keßner erfahren hatte, und als gleich darauf Comtesse Anna in das Zimmer trat, mußte der Prinz zum zweiten Male dasselbe erzählen und fand bei der Tochter womöglich noch aufmerksameres Gehör als beim Vater.

„Ich wußte schon einiges von Herrn von Oers großen Reisen," sagte Comtesse Anna. „Meine jüngste Freundin aus Marienbad, Fräulein Sands, hat mir darüber geschrieben. Es freut mich, daß der alte General so schnell gute Nachrichten von seinem Sohn erhalten hat."

„Ich habe nie bezweifelt, daß er solche bekommen

würde," sagte Graf Harmen. „Es ist undenkbar, daß ein Mensch wie Heinrich Oer untergehen sollte, weil er ein paar Monate lang etwas leichtsinnig gelebt hat."

Comtesse Anna hatte nicht alles gesagt, was in Helen Sands' Briefe an sie gestanden und sie sehr nachdenklich gemacht hatte. Die junge Amerikanerin hatte darin mit so unverkennbar großer Teilnahme von Oer gesprochen, daß der Gedanke bei Anna aufgestiegen war, er müsse das Herz des amerikanischen Mädchens tief bewegt haben. Wie gern hätte sie einmal von Oer selbst gehört und dadurch Gelegenheit gefunden, ihn durch ihren Vater über mancherlei zu fragen, was die Briefe an seine Verwandten und an seinen Freund Keßner unbeantwortet ließen. — Comtesse Anna war erfinderisch, wo es sich um die Frage handelte, die ihrem Herzen am nächsten ging.

„Stehen Sie ebenfalls mit Herrn von Oer in brieflichem Verkehr?" fragte sie harmlos.

„Ich hatte ihm bisher noch nicht geschrieben," antwortete Walter Georg, „aber ich beabsichtige es nun zu thun."

„Dann grüßen Sie ihn," sagte Comtesse Anna, „und bestellen Sie ihm, wir wären eifersüchtig, daß er nicht auch uns ein Lebenszeichen gegeben habe."

„Ja wohl, sagen Sie ihm das, lieber Prinz," bestätigte der alte Graf.

Der Brief Helens, der Comtesse Anna so nachdenklich gemacht hatte, sprach beinahe nur von Oer. Doch beschrieb er den Seelenzustand des jungen Mädchens sehr unvollkommen.

Ihre Schwester und die Mutter hatten sie am Tage

von Oers Abreise in Thränen gefunden, und seitdem war sie in einen Zustand von Traurigkeit verfallen, der die Mutter in hohem Grade beunruhigte. Herr Sands nahm die Sache leichter und ging zum großen Schrecken der Mutter so weit, daß er sagte, es sei vielleicht gar kein Unglück, wenn es schließlich dazu kommen sollte, daß Vanderoer um Helens Hand anhielte. Dies versetzte Mistreß Sands in nahezu zornige Aufregung. „Du würdest deine Tochter einem Abenteurer geben?“ rief sie, „Einem hergelaufenen Menschen, von dem wir nichts wissen, als daß Graf Harmen, dessen Bekanntschaft wir vor sechs Monaten gemacht haben, und dem wir wahrscheinlich vollkommen gleichgiltig sind, ihn uns als einen jungen Freund vorgestellt und anempfohlen hat? — Wie derartige Empfehlungen gegeben werden, weiß ich und lege nicht den geringsten Wert darauf.“

„Nun, beruhige dich, liebe Mary!“ sagte Sands. „Du solltest dir sagen, daß mir Helens Wohl ebenso am Herzen liegt wie dir. Zunächst ist Vanderoer ein paar tausend Meilen von uns entfernt. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß wir ihn sobald wiedersehen werden. Laß Späteres spätere Sorge sein! Sollten sich deine Befürchtungen verwirklichen, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich Herrn Vanderoer nicht sofort unser Liebstes anvertrauen, sondern mich vorher sorgfältig über seine Verhältnisse und über die Umstände, die ihn nach Amerika gebracht haben, erkundigen werde.“

Nach dieser Erklärung wollte sich Herr Sands niemals wieder auf weitere Auseinandersetzungen mit seiner Frau einlassen. Er antwortete auf ihre Klagen, es brenne noch

nicht im Hause oder ähnliches. Die besorgte Mutter nahm Zuflucht zu Alicen, der jüngeren Tochter, aber auch dort fand sie kein Verständnis für ihre Besorgnis. Die kleine Schwester war die Vertraute und Verbündete Helens und fand es vollkommen in der Ordnung, daß man dem Glück ihrer Schwester, wenn sie es bei einem Fremden finden konnte, keine Hindernisse in den Weg legen sollte. Fräulein Alice war ein ruhiges, kluges junges Mädchen, die mit einer gewissen Herablassung auf die Besorgnis der Mutter hinabschaute.

Frau Sands ging kopfschüttelnd und seufzend davon. In ihrem Herzen schalt sie ihren Herrn Gemahl einen alten Narren und ihre geliebten Töchter junge Närrinnen. Aber sie blieb besonnen genug, um ihre Beängstigung nicht aus dem kleinsten Kreise der Ihrigen hinauszutragen, und auf die Nachfrage von Freundinnen, was aus dem jungen, hübschen deutschen Gentleman geworden wäre, antwortete sie, er sei verreist, und sie habe seitdem noch nicht wieder von ihm gehört.

Sechstes Kapitel.

Der Frühling war schnell und schön gekommen. In der weiten Wildnis, in der die Farm gelegen war, grünte und blühte es in wunderbarer Pracht. Der war von früh bis spät in der freien Luft und stets beschäftigt — aber nicht ganz so, wie er es sich gedacht hatte. Wohl durchstreifte er die Besitzung zu Fuß und zu Pferde, um die Abholzung des Waldes, in dessen Mitte die Wirtsschaftsgebäude gelegen waren, und die Anpflanzungen auf den urbar gemachten Flächen zu überwachen, — aber die Arbeiter, die er dort beschäftigt fand, bedurften keiner Anspornung. Sie verrichteten ihr Tagewerk, wie der fleißige Bauer auf eigenem Grund und Boden es thut. — Was Der am meisten an den Leuten auffiel, war ein allgemeiner stiller, unverbrüchlicher Ernst. Er hörte sie nie lachen oder singen; auch bei den Mahlzeiten, wo er sie verschiedene Male überrascht und sich über ihre Mäßigkeit gewundert hatte, saßen sie schweigsam nebeneinander. Alle waren jung, einige kaum den Knabenjahren entwachsen, die ältesten noch nicht dreißig Jahre alt, groß, stark, wohlgebaut, mehrere von ihnen, nach ihren Schultern und Gliedmaßen zu urteilen, von herkulischer Kraft. Sie

begrüßten Oer, wenn er sich ihnen näherte, ehrerbietigst und folgten den Befehlen, die er in kurzen, soeben gelernten türkischen Worten zu geben vermochte, mit willigem, verständigem Gehorsam.

Die Leute, die mit frühem Morgen zur Arbeit auszogen, verbrachten den größten Teil des Tages in den Feldern oder im Walde. Mit großer Pünktlichkeit kehrten sie zwei Stunden vor Sonnenuntergang nach dem Gutsgebäude zurück, — aber nicht, um sich auszuruhen. Dann erschien Toros in dem Zimmer, das Oer eingeräumt worden war, und wo er diesen gewöhnlich damit beschäftigt fand, sein Gedächtnis mit dem Erlernen schwerer türkischer Wörter abzumartern, und meldete, die Leute seien versammelt. Oer fand sie im Hofe in Reih und Glied aufgestellt. Vier Mann von ihnen führten jeder ein Pferd am Zügel. Alle waren mit kurzen, dicken Knütteln und schweren Revolvern, die sie im Gürtel trugen, bewaffnet. Giragos stand in nachlässiger Haltung, eine brennende Cigarette im Munde, an einen Thürpfosten gelehnt, die Ankunft Oers erwartend. Sobald dieser erschienen war und auf ein stummes Zeichen, das er mit der Hand gab, setzten sich die vierzig Mann freien, ungewöhnlich langen Schrittes in Bewegung und begaben sich, von Oer geführt, in den Wald, wo sie nach einer Viertelstunde ruhigen Marsches auf einem großen abgeholzten Platze Halt machten. Dort ließ Oer sie gegen Scheiben und vereinzelte mit Ölfarbe weiß angestrichene Baumstämme Schießübungen mit dem Revolver vornehmen, wobei sich viele als gute, einige als ausgezeichnete Schützen zu erkennen gaben. Die Hauptübungen bestanden darin, daß ein einzelner Mann, hinter

einem Baum stehend, auf ein Zeichen Oers hervortretend, schnell auf einen etwa zwanzig Schritt entfernten Baumstamm feuern oder zu Pferde, bei scharfer Gangart des Tieres, seinen Revolver laden und im Vorbeisausen möglichst viel Schüsse auf eine schmale, längliche Scheibe abgeben mußte. Sodann mußten kleine Gruppen von zwei und vier Mann, Rücken an Rücken gekehrt, sich vor der Scheibe vorbeiwinden und ein jeder in schneller Reihenfolge seine sechs Schüsse darauf abfeuern. Das Eigentümliche dieser Übungen war, daß dabei kein Wort gesprochen wurde, daß alles auf verschiedene Zeichen geschah, die Oer gab. Manchmal wurde er durch einen der Leute ersetzt, der durch eine Binde um den Arm, als Unteroffizier gewissermaßen, ausgezeichnet war.

Das hundertfache Feuern, das im Walde wiederhallte, ohne daß sich ein Kommandowort vernehmen ließ, und die dunklen, stummen Männer, deren Augen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf Oer gerichtet waren, um jeden seiner lautlosen Befehle aufzufangen und auszuführen, hatten etwas Unheimliches.

Einige Male, an verschiedenen Tagen, vernahm man aus der Ferne ein schrilles Pfeifen, das in kurzen Zwischenräumen wiederholt wurde und sich schnell näherte. Dann verschwanden die Revolver in ihren Taschen, und bald darauf erschien Giragos. Er stellte sich gewöhnlich neben Oer, und gleich darauf begann das Schießen dann von neuem, um etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang aufzuhören. Auf ein letztes Zeichen Oers verschwanden dann die vierzig Armenier lautlos, wie fortgezaubert.

„Nun, sind Sie mit den Leuten zufrieden?“ fragte Giragos eines Tages.

„Es sind prächtige Männer,“ antwortete Oer. „Sie machen ihre Sache schon ziemlich gut, und ich hoffe, sie Ihnen in einem Monat als ganz fest vorführen zu können.“

„Sie erweisen uns einen großen Dienst, Herr von Oer. Ich bin Ihnen dafür dankbar.“

Oer hatte anscheinend Grund, mit seinem neuen Schicksal zufrieden zu sein; aber er sah nicht danach aus. Es war, als hätte der Ernst seiner ganzen Umgebung ansteckend auf ihn gewirkt und seine natürliche Lebensfreudigkeit zerstört. Er unterschied sich nur noch durch seine Gesichtsfarbe, die blauen Augen und das helle deutsche Haar von den finsteren Männern, in deren Mitte er lebte. Mit dieser Umwandlung hatte es eine eigentümliche Bewandtnis, von der Oer sich selbst nur langsam Rechenschaft ablegte . . . Die schöne Barbaria hatte es ihm angethan.

In dem Verhältnis Oers zu der Schwester Giragos' war seit dem Tage seiner Ankunft auf der Farm nicht die geringste äußerlich bemerkbare Veränderung vorgegangen. Ihr abschreckender Ernst hatte jede Annäherung, wie sie bei jungen Leuten, die unter einem Dache hausten, natürlich gewesen wäre, unmöglich gemacht, und Oer hätte am Abend ohne Mühe die Worte zählen können, die er im Laufe des Tages von ihr gehört hatte. Und das that er, indem er die Worte nachdenklich wiederholte und darin einen Schlüssel für das geheimnisvolle Wesen des jungen schönen Geschöpfes zu finden versuchte. Das war ver-

gebliches Bemühen. Auch ihre Blicke und Bewegungen sagten ihm nichts Verständliches. Sie schritt und blickte langsam, teilnahmlos, nicht wie eine, die etwas verbergen will, sondern die in der That nichts zu verbergen hat.

Und wenn Oers Gedanken nach fruchtlosem Grübeln über seine Hausgenossin sich mit seinen eigenen Gefühlen beschäftigten, dann war er mit sich selbst in eigentümlicher Art noch unzufriedener, als er es in Berlin nach der letzten Spielnacht, die damals seinem alten Leben den Todesstoß gegeben hatte, gewesen war. „Wenn ich in Varvaria verliebt wäre, könnte ich mich nicht anders benehmen, als ich es thue," sagte er sich. „Aber das kann nicht sein, das soll nicht sein! Ich müßte mich vor mir selbst schämen, wenn es so wäre."

Und er dachte an seine Gefühle für Anna Harmen, die er für tief und unzerstörbar gehalten hatte, an Keßners ruhiges Zweifeln an deren Beständigkeit, an die Freude, die er in Helens Gesellschaft empfunden, und an den tiefen Eindruck, den Varvaria jetzt auf ihn gemacht hatte, und er schalt sich einen schwachen, wankelmütigen Menschen.

Er fragte sich, was er von Anna Harmen gedacht haben würde, wenn Keßner ihm geschrieben, sie habe sich vier Wochen nach seiner Abreise mit einem Manne, von dem sie vorher nie etwas gesehen oder gehört habe, aus eigenem freien Antriebe, aus Liebe also, verlobt. — „Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!" würde er gesagt und die geliebte Comtesse mit großer Härte und Bitterkeit verurteilt haben.

Und doch wäre Anna leicht zu entschuldigen gewesen. Der konnte nicht einmal mit Sicherheit sagen, welcher Art ihre Gefühle für ihn gewesen waren. Er hatte ihre Blicke und ihre Worte als eine scheue Liebeserklärung gedeutet, — weil er sie liebte. Sie hatte keine derartige Erklärung gemacht. Er hatte sogar, und mit Recht, wie er damals geglaubt, während des ganzen letzten Winters an ihrer Liebe gezweifelt. — Aber er selbst? — „Ja, ich habe sie geliebt," sagte er nachdenklich. „Das weiß ich, für mich giebt es keine Entschuldigung." Er sann und sann. Gegen seine Absicht suchte er Entschuldigungen seiner eigenen „Gebrechlichkeit". Und da fielen ihm Gabrielens letzte Worte über sein Verhältnis zu Anna wieder ein: „Du hast sie nicht geliebt. Es ist ganz gut für sie, daß du sie in Frieden gelassen hast." Und gleich darauf erinnerte er sich des langen Spazierganges mit Keßner, des kühlen Zweifelns des treuen Freundes an der Beständigkeit einer nahezu hoffnungslosen Liebe. „Wenn du einige Jahre lang nichts von Anna Harmen gesehen oder gehört hast, so wirst du deine Hand gern einem andern hübschen, guten Mädchen reichen. Also sei vernünftig!"

So oder so ähnlich hatte Keßner gesprochen. Vielleicht hatte Gabriele recht gehabt . . . oder Keßner? „Ja, Keßner hatte recht gehabt," sagte sich Oer. „Aber ich verdiene seine gute Meinung nicht. Er hatte mir ein paar Jahre gegeben, um Anna Harmen zu vergessen; es sind kaum einige Monate verflossen, seitdem ich von ihr Abschied nahm. Und . . ." das Geständnis kam zögernd, aber es war ein ehrliches Geständnis, „jetzt hängt mein Herz mehr an einer andern als an ihr."

Der war sehr unzufrieden mit sich. Das machte ihn so still und nachdenklich und ernst.

Im Laufe der nächsten Wochen trafen zahlreiche Briefe aus der Heimat für ihn ein. Sein Vater schrieb ihm aus Huysburg einen Brief, der ihn, wenn er in glücklicher Stimmung gewesen, beruhigt und innig erfreut haben würde. „Geh mutig vorwärts, mein Sohn," hieß es darin. „Ich hoffe zu Gott, daß der Weg, den Du eingeschlagen hast, Dich zum Guten und zu mir zurück führen wird."

Gabriele sagte: „Du kannst über Papa vollkommen beruhigt sein. Deine letzten Briefe haben ihn mit schönen Hoffnungen erfüllt. Er scherzt sogar über Dich und nennt Dich seinen Cowboy." Dann kamen zwei enggeschriebene Seiten über Walter Georgs Besuch in Huysburg. „Denke Dir nur, er spricht davon, Dich zu besuchen. Er sehnt sich nach Dir. Alle Welt verzieht Dich, geliebter Heinz. Werde nur nicht zu eitel! Ich beneide Dich förmlich, wenn ich höre, wie alle von Dir schwärmen: Papa, Tante Margarete, Walter Georg."

Und schließlich traf Walter Georgs Brief ein, der zunächst den Auftrag der Comtesse Anna, er solle ihr schreiben ausrichtete und später die überraschende Mitteilung Gabrielens bestätigte, daß der Prinz ihn im Laufe des Sommers in Yakima aufsuchen werde. „Meine Mutter hat ihre Zustimmung zu der Reise gegeben, unter der Bedingung, daß ich mich in Amerika nicht verheirate. Das habe ich ihr versprochen. Ich denke in einigen Wochen nach New York abzureisen, dort Deinen armenischen Freund Howian aufzusuchen und mich von ihm nach Yakima di-

rigieren zu lassen. Dort wirst Du rechtzeitig von mir hören, und dann mußt Du zusehen, wie Du mich am bequemsten in Deiner Nähe unterbringen kannst. Meine Mutter hat mir bis Weihnachten Urlaub gegeben."

Oer war sich nicht recht klar darüber, ob er sich über die Ankunft Walter Georgs freuen sollte oder nicht. Er hatte niemals einen vertrauten Freund in ihm erblickt, vielmehr nur einen der zahlreichen Bekannten seines großen Kreises. Er hatte sich vor seiner Abreise von Berlin gewundert, als Walter Georg ihm dort unerwartet freundliches Entgegenkommen bekundete; aber diese Verwunderung war in einem Augenblick gekommen und gegangen, und seitdem hatte er nicht wieder an ihn gedacht. Nun wollte Walter Georg nach Yakima kommen, um ihn zu besuchen. Das überraschte ihn. Grübeln über die Gefühle anderer war jedoch nicht Oers Art. „Nun, weshalb er auch kommen mag," sagte er sich, „er soll willkommen sein."

Als Oer bald darauf mit Giragos und Varvaria am Mittagstisch zusammentraf, erzählte er, ein Freund beabsichtige ihn demnächst in Yakima aufzusuchen. Sodann gab er in wenig Worten eine Beschreibung von Walter Georg, von seiner Abstammung und Stellung in der deutschen Gesellschaft. Er hätte den Prinzentitel am liebsten unterdrückt, aber seine ängstliche Wahrheitsliebe gestattete dies nicht. Er bemerkte mit Genugthuung, daß dieser Titel augenscheinlich gar keinen Eindruck, weder auf Giragos, noch auf seine Schwester, gemacht hatte.

„Ist Ihr Freund ebenfalls Soldat?" fragte Giragos.

„Er hat gedient und besitzt auch den Rang eines Offiziers, aber aktiver Soldat ist er nicht."

„Wann erwarten Sie ihn?“ fragte Giragos.

„In wenigen Wochen. Und da möchte ich sogleich eine Frage an Sie richten. Wo und wie kann ich ihn während seines vermutlich nicht langen Aufenthaltes in Yakima unterbringen?“

„Natürlich bei uns,“ antwortete Giragos.

„Wird Sie das nicht stören?“

„Nicht im geringsten. Wir wollen sogleich nach Tische hinaufgehen und uns die Zimmer ansehen, die er bewohnen wird.“

Barbaria hatte sich mit keinem Wort und keinem Blick an der Unterhaltung beteiligt. Als die drei sich bald darauf erhoben, begaben sich Giragos und Oer in das obere Stockwerk des Hauses, wo sich zu beiden Seiten eines breiten Ganges je drei Zimmer befanden, von denen zwei Oer eingeräumt waren und die vier anderen leer standen. Giragos und seine Schwester wohnten im Erdgeschoß, in den Zimmern neben dem Speisesaal und dem großen Wohnzimmer.

„Es scheint mir das einfachste,“ sagte Giragos, „Ihr Freund nimmt die beiden Zimmer Ihnen gegenüber ein.“

Damit war die Angelegenheit vorläufig erledigt.

Nun vergingen drei Wochen. Das Wetter wurde täglich schöner. Die Tage waren bereits so lang geworden, daß die Schießübungen im Walde auf den Morgen verlegt worden waren, damit die Leute frühzeitiger Feierabend machen könnten. Giragos und Oer waren oftmals zusammen, sei es bei Besichtigung der Feldarbeiten, oder daß sie lange Spaziergänge und Ritte in dem herrlich grünenden und duftenden Walde oder durch das schöne

Land machten. Dann sprach Giragos von Armenien, von den tausendjährigen Leiden und den nie versiegten Hoffnungen des unglücklichen Landes. Er hatte augenscheinlich volles Vertrauen zu Oer gefaßt oder noch mehr als das: eine wahre freundschaftliche Zuneigung. — Howians letzte Briefe hatten traurige Nachrichten aus der Türkei gebracht. Wiederum waren ganze Ortschaften eingeäschert, Tausende von Armeniern niedergemetzelt worden.

„Das Maß ist voll — übervoll," sagte Giragos. „Wäre nur die Stunde der Handlung gekommen! Aber Artin" — er nannte Howian stets nur bei seinem Vornamen — „predigt Geduld, und es ist meine Pflicht, ihm zu gehorchen. O, wie wir alle den Tag des Kampfes, der Rache herbeisehnen . . . Herr von Oer . . ."

„Ja."

„Es würde mir in der Seele leid thun, wenn Sie eine schlechte Meinung von uns bekämen."

„Ich habe die beste."

„Sie kennen nur wenige von uns. Sie haben vielleicht niemals über uns sprechen hören."

„Das ist richtig."

„Sie werden von uns sprechen hören. Man wird Ihnen viel Schlechtes sagen. Wir gelten für habgierige Wucherer, für unzuverlässig, feige, verlogen. Das ist leider nicht ganz unwahr. Es giebt viele armenische Wucherer, Lügner, Betrüger — und auch Feiglinge. Aber wäre es nicht gerecht, bevor man ein vernichtendes Urteil über den gesammten armenischen Stamm fällt, sich klar zu machen, wie es gekommen ist, daß die Armenier in

den Augen so vieler verächtlich erscheinen? — Man kann sich wohl einen einzelnen Menschen so großartig, so edel veranlagt vorstellen, daß er sein Leben lang, vom Tage seiner Geburt bis zu seinem Tode, schreiende Ungerechtigkeit, empörende Rechtsverweigerung, unverdiente Grausamkeit schweigend erdulde, daß er, zu gänzlicher Ohnmacht verdammt, Raub seines Eigentums, Schmach und Schande über seine Eltern, sein Weib und seine Kinder ergehen lasse, ohne seinen Verfolgern zu fluchen, daß er, vom ehrlichen Kampf um sein Dasein gewaltsam ausgeschlossen, doch niemals daran denke, durch unerlaubte Mittel sein elendes Leben zu fristen; — aber ist ähnliches von einem ganzen Volke zu erwarten, auf dem seit Jahrtausenden das schwerste Joch der Knechtschaft gelastet hat?

„Das armenische Volk ist ein körperlich und geistig groß veranlagter Stamm, und in ihm glüht, unter Bergen von Asche, die man auf ihn gehäuft hat, ein nie ganz zu erstickender Funke edelster Menschlichkeit. Heute ist dies nur erkennbar im Familienleben der Armenier, wo sie treu hingebend und zuverlässig sind, in der Schönheit und Keuschheit der armenischen Frau, der Kraft des armenischen Mannes, seiner opferfreudigen Dankbarkeit für erwiesene Güte und seinem leidenschaftlichen Patriotismus."

Giragos machte eine kurze Pause, dann sagte er, wie zu sich selbst redend: „Und ich hoffe, der Tag liegt nicht mehr fern, wo wir auch zeigen können, daß der armenische Heldenmut nicht erloschen ist."

„An dem Tage werden Sie dann Amerika verlassen?"

„Unter den ersten, hoffe ich, mit den vierzig Getreuen. die Sie jetzt kennen gelernt haben."

„Und Ihre Schwester?" fragte Oer. Daran hatte er oftmals gedacht und dabei mit peinigender Unruhe im Herzen erwogen, daß dasselbe Schicksal, welches ihn mit der heimlich Geliebten ohne sein Wollen und Können zusammengebracht hatte, sie ihm auch wieder entreißen könne. Giragos' Worte schienen ihm eine Gelegenheit zu bieten, sich darüber, wenn auch keine Gewißheit, so doch einige Auskunft zu verschaffen. Die Antwort auf seine Frage war so gänzlich unerwartet, daß Oer sie sich wiederholen ließ, denn er fürchtete, das, was ihn so glücklich machte, falsch verstanden zu haben.

„Barbaria bleibt während der Zeit der Unruhen bei Ohannes."

„Bei Ohannes, dem Bruder Artins in Berlin?"

„Ja. Dort ist sie in Sicherheit und mir so nahe, daß ich ihr täglich Nachricht geben und sie, wenn das Glück uns begünstigt, in wenigen Tagen an meiner Seite haben kann. Sollten wir unterliegen, und sollte ich in dem Kampf untergehen, so wäre sie geborgen, denn Ohannes ist ein treuer Freund, und die Umstände machen es notwendig, daß er fern vom Kampfplatze bleibt."

„Wenn Fräulein Barbaria nach Deutschland geht," sagte Oer, „so wird sie meine Schwester kennen lernen, und mein Vater wird sie als Gastfreund in seinem Hause aufnehmen, wie Sie mich hier empfangen haben."

„Ich werde Ihre Freundschaft nicht vergessen," sagte Giragos.

Diese Unterredung machte Oer sehr nachdenklich. Er

war im ersten Augenblick im Gefühl freudigster Überraschung erbebt, als die unerwartete Möglichkeit auftauchte, die Trennung von Giragos werde nicht auch die Trennung von Varvaria zur notwendigen Folge haben. Aber gleich darauf, sobald ruhiges Überlegen an die Stelle der freudigen Aufregung getreten war, machte er sich klar, daß Varvarias Aufenthalt in Deutschland sie für ihn, augenblicklich wenigstens, unnahbar machte. Denn was hätte ihn unter den jetzigen Verhältnissen nach der Heimat zurückführen können? Schließlich war sein einziger Trost, daß es ihm möglich sein würde, durch Ohannes und seine Schwester eine, wenn auch vielleicht nur oberflächliche, Verbindung mit Varvaria aufrecht zu erhalten.

Das Grübeln über diesen Punkt machte ihn bald wieder sehr mutlos. Er würde, nachdem er Yakima verlassen hatte, von Varvaria ebenso getrennt sein wie von Anna, und diese Trennung würde eine traurigere sein als die von allen anderen, da Varvaria nicht wissen könnte, vielleicht niemals erfahren würde, wie schwer sie auf ihn drückte. Er war dem jungen Mädchen allem Anschein nach vollkommen gleichgiltig, und er hatte sich verpflichtet gefühlt, seine Gefühle ihr gegenüber zu verbergen, weder durch einen Blick noch durch ein Wort zu verraten, was in ihm vorging.

Dieser Seelenzustand hielt alle anderen Sorgen von ihm fern, mit Ausnahme der um seinen Vater. Diesem schrieb er freudig und hoffnungsvoll; aber es wurde ihm schwer, auch die anderen Briefe, die er erhalten hatte, zu beantworten. Endlich hatte er aber doch in dieser Be-

ziehung seine Pflicht gethan und lang und ausführlich an Gabriele, die Gräfin Huysburg, an Keßner und den Grafen Harmen geschrieben. Für Walter Georg sandte er nur wenige Zeilen an Artin Howian, in denen er sagte, er freue sich auf den Besuch seines Landsmannes und erwarte telegraphische Nachricht, wann er in Yakima eintreffen werde.

„Nun muß ich auch noch an Sands denken," sagte er sich eines Morgens und setzte sich seufzend nieder, um Herrn Sands in kurzen Worten zu sagen, er befinde sich sehr wohl in der Stellung, die er auf Herrn Boltons Gut einnehme, und habe zu seiner Freude Grund, annehmen zu dürfen, daß man mit seiner Thätigkeit zufrieden sei. Er könne noch nicht voraussehen, ob und wann eine Veränderung in dieser eintreten würde. „Jedenfalls," so schloß der Brief, „muß ich wohl auf die Freude verzichten, Sie alsbald wiederzusehen. Ich bitte Sie alle, mir ein freundliches Andenken zu bewahren." Das war so unverfänglich wie möglich und sagte doch genau alles, was Oer den Sands gegenüber auf dem Herzen hatte. An Fräulein Helen hatte er seit dem Tage, wo er in Yakima angekommen war, kaum noch gedacht.

Eines Nachmittags trat Bedros, derselbe Armenier, der ihm, als er Yakima verließ, den Steigbügel gehalten hatte, und der, wie er seitdem erfahren, den Postdienst zwischen der Farm und Yakima versah, mit bestäubtem Anzug und von schnellem Ritt erhitztem Gesicht in sein Zimmer und übergab ihm eine Depesche, die er auf dem Telegraphenamt für Oer in Empfang genommen hatte. Sie war aus Helena datiert, „Walter Georg"

unterschrieben und enthielt die Mitteilung, dieser werde am Abend des nächsten Tages in Yakima eintreffen. — Der zeigte Giragos das Telegramm, der darauf sagte: „Wenn Sie erlauben, geselle ich mich zu Ihnen, um Ihren Freund am Bahnhofe bewillkommen zu können."

Siebentes Kapitel.

Walter Georg trat in tadellosem Reiseanzuge aus dem Wagen und begrüßte den ihn erwartenden Oer mit ruhiger Freundlichkeit, als habe er ihn eine Stunde vorher gesehen. Er mußte wohl im Eisenbahnwagen von ungewöhnlicher Freigebigkeit gewesen sein, denn der Schaffner sowohl wie der Portier machten sich diensteifrig mit seinem Handgepäck zu thun, um das der Reisende selbst sich nicht kümmerte. Giragos war einige Schritte zurückgetreten, wohl um den Freunden Gelegenheit zu geben, etwaige vertrauliche Worte sogleich miteinander zu wechseln. Aber die beiden hatten sich in dieser Beziehung vorläufig nichts zu sagen, und sobald Oer dem Ankommenden die Hand gedrückt hatte, wandte er sich um, suchte Giragos mit den Augen und trat dann mit Walter Georg auf diesen zu. „Ich muß dich zunächst mit unserm Wirt bekannt machen," sagte er.

„Herrn Giragos," vervollständigte Walter Georg. „Ich kenne ihn bereits. Howian hat mich gut unterrichtet."

Während dieser wenigen rasch gewechselten Worte hatten sie sich Giragos genähert, der den Prinzen nunmehr in derselben Weise begrüßte, wie er Oer vor zwei

Monaten empfangen hatte. Darauf wiederholte sich auch alles genau so wie bei Oers Ankunft: der kleine Spaziergang, die Bar in der Gaststube, der wartende Bedros. — Eine Viertelstunde später saßen die drei zu Pferde und trabten durch die schöne Nacht dem Landgute zu. Die Straße wäre breit genug für zehn Pferde gewesen, aber Giragos setzte sich an die Spitze, um den Weg zu zeigen, wie er sagte. „Der liebenswürdige Mann denkt, wir hätten uns Geheimnisse anzuvertrauen," sagte Oer. „Hast du mir irgend etwas unter vier Augen zu sagen?"

„Nichts, was nicht bis morgen oder übermorgen warten könnte, außer daß ich deinen Vater, deine Schwester deine Tante, die Harmens und Keßner kurz vor meiner Abreise gesehen und alle in bestem Wohlsein verlassen habe. Sie haben mir viele Grüße für dich aufgetragen. Dann, ehe ich es vergesse, besonders herzliche Grüße von dem älteren Fräulein Sands — Helen heißt sie, glaube ich, ein liebes kleines Mädchen."

Oer richtete noch einige Fragen über das Befinden seines Vaters an Walter Georg, worauf dieser entgegnete: „Ich kann dir die Versicherung geben, daß ich den alten Herrn niemals wohler gesehen habe als in Huysburg. Deine Schwester hat mir besonders ans Herz gelegt, dir zu sagen, du solltest dir seinetwegen keine Sorge machen."

Oer erkundigte sich weder nach Comtesse Anna, noch nach Helen und sagte: „Du trittst hier in einen ganz kleinen Kreis. Giragos lebt mit seiner Schwester allein, einer sehr stillen jungen Dame —"

„Namens Varvaria. Ich weiß bereits alles. Howian

ist der geborene vortragende Rat. — Sie soll sehr schön, sehr still und sehr traurig sein. Howian erzählte mir, sie habe das Unglück gehabt, bei dem Tode ihres ermordeten Vaters zugegen gewesen zu sein und wenige Monate darauf am Sterbebette ihrer Mutter zu sitzen. Das ist in der That genügend, ein Mädchen still und traurig zu machen."

Der fand darauf nichts zu erwidern, und nach einer halben Minute Schweigens sagte er: „Es ist wohl besser, daß wir den artigen Mann vor uns nicht allein reiten lassen. Sprichst du lieber französisch oder englisch mit ihm? Deutsch versteht er nicht."

„Das ist mir gleichgiltig," sagte Walter Georg.

Darauf beschleunigten die beiden die Gangart ihrer gehorsamen Tiere und ritten einige Sekunden später der eine zur Rechten der andere zur Linken ihres Wirtes. Nun sprach der Prinz mit unbefangener Sicherheit seinen Dank für die gastfreundliche Aufnahme aus und erzählte dann von Herrn Howian in New York, der ihm Grüße für Giragos und Fräulein Varvaria aufgetragen hätte.

Ein Ritt auf gutem Pferde, in lauer Sommernacht, auf elastischem Boden, durch weites friedliches Land, unter sternhellem Himmel, in stiller Gesellschaft, ist etwas sehr Schönes. Als die drei in den großen kühlen Wald traten, in dessen Mitte das Herrenhaus lag, und das sanfte Rauschen mächtiger Baumriesen sie umfing, die einen hohen Dom über ihnen bildeten, durch den die großen Sterne am schwarzblauen Nachthimmel silbern, goldig, bläulich hereinleuchteten, da wurde dem städtemüden Walter Georg eigentümlich feierlich zu Mute. Er hatte sich seit

Jahren nicht mit seiner Vergangenheit beschäftigt, und jetzt kam ihm plötzlich die Erinnerung an seine Kindheit, und wie er an der Hand der frommen Mutter in die alte Dorfkirche trat. Es war ihm, als drängen aus unendlichen Fernen tiefe Orgeltöne an sein Ohr. Er seufzte leise. Auch das war ihm seit Jahren nicht geschehen.

Eine halbe Stunde später hielten die Pferde vor dem Gutsgebäude. Diesmal wieder, wie bei der Ankunft Oers, schwang Giragos sich zuerst aus dem Sattel und trat in die Hausthür, um den Neuangekommenen als Wirt zu begrüßen. „Seien Sie willkommen wie der Freund eines Bruders," sagte er. Heinrich hatte er wie einen „Bruder" begrüßt. Oer bemerkte es, und es berührte ihn angenehm, daß Giragos einen Unterschied zwischen dem Prinzen und ihm machte und zu erkennen gab, der ältere Hausfreund stehe seinem Herzen näher als jener.

Gleich darauf trat Varvaria in das Zimmer, um den fremden Gast zu begrüßen. Sie that es in der ernsten, teilnahmlosen Art, an die Oer sich bereits gewöhnt hatte. Walter Georg schien nicht überrascht, auch die Schönheit der armenischen Jungfrau, die Oer bestürzt hatte, machte keinen bemerkbaren Eindruck auf ihn.

Bald nach dem späten Abendessen zogen Giragos und Varvaria sich zurück. Oer begleitete Walter Georg in dessen Zimmer, wo Toros damit beschäftigt war, die Koffer des Angekommenen auszupacken. Die Fenster standen offen. Balsamische Waldluft füllte das stille Gemach. — Oer hatte sich während der Mahlzeit Vorwürfe gemacht, Walter Georg nicht freundlich genug empfangen

zu haben. Seine Absicht war, dies wieder gut zu machen, ehe er sich an jenem Abend von ihm trennte.

„Bist du müde?" fragte er.

„Nicht im mindesten."

Darauf setzten sich die beiden nieder, und ein jeder steckte sich eine Cigarette an.

„Spricht der Mann deutsch?" fragte Walter Georg, mit den Augen auf Toros deutend.

„Kein Wort."

„Nun, dann will ich dir also noch einiges von Hause und aus New York erzählen."

„Bevor du anfängst, will ich dir sagen, daß ich es sehr freundlich von dir finde, mich am Ende der Welt aufgesucht zu haben — sehr freundlich. Ich danke dir."

„Das darf ich kaum annehmen. Ich mache eine Vergnügungsreise."

„Eine Vergnügungsreise?" wiederholte Oer lächelnd. „Wie haben dir die berühmten ‚Cars' gefallen, auf die die Yankees so stolz sind?"

„Abscheulich. — Vornehmheit für die mittleren Millionen. — Da lobe ich mir unsere engen Schlafcoupés. Sehr schön ist es ja darin auch nicht, aber man hat wenigstens die Möglichkeit, nach Belieben die Fenster zu öffnen und zu schließen. Glücklicherweise hatte Howian dafür gesorgt, daß ich während des größten Teils der Reise meine kleine Zelle für mich haben konnte."

„Sag mir noch einmal, wie du meinen Vater gefunden hast."

„Er sah vorzüglich aus und war guter Dinge. Tante Huysburg und deine Schwester verziehen ihn in rührender

Weise . . . Ich habe immer gefürchtet, der alte Herr wollte mir nicht sonderlich wohl. Ich verdanke es dir, oder richtiger, seiner Liebe für dich, daß ich mich jetzt zu seinen Günstlingen zählen darf. — Als ich ihn kurz vor meiner Abreise in Huysburg aufsuchte und ihn fragte, ob er eine Bestellung für dich habe, da sprach er in so herzlicher Weise seine Freude aus über meine Absicht, dich zu besuchen, daß mich das förmlich beschämte. Nach dem Essen nahm er meinen Arm und ging eine halbe Stunde lang mit mir im Park spazieren, augenscheinlich nur, um dich meiner Obhut anzuempfehlen. Da wirst du gut aufgehoben sein! Ich habe ihm versprochen, ihm ausführlich über dich zu schreiben, und nun mußt du mir also Rede und Antwort stehen. — Wie geht es dir?"

„Sehr gut."

Walter Georg blickte Heinrich aufmerksam an. „Sehr gut?" wiederholte er. „Du siehst eigentlich nicht danach aus. Es fiel mir schon heute bei Tische auf. Fehlt dir etwas, was du mir sagen könntest?"

„Nicht das Geringste."

„Ich dachte mir, du hättest vielleicht Sorgen."

„Schulden?"

„Nun ja, das oder ähnliches."

„Ich habe keinen Pfennig Schulden hinterlassen."

„Da bist du glücklicher als ich. Aber das kümmert mich wenig. Jetzt wird alles in schönste Ordnung gebracht. In zwei oder drei Jahren werde ich wie ein freier Mann dastehen."

„Vorausgesetzt . . ."

„Nein, nichts vorausgesetzt. Ich bin so weise gewesen,

mich unter eigene moralische Curatel zu stellen. Ich lebe ruhig, und ich spiele nicht mehr."

„In der That?"

„Es klingt schwer glaublich, aber es ist so. Seit jenem letzten Abend, als ich dich vor dem Kamin im Klub verließ, habe ich keine Karte wieder angerührt. — Doch . . ." verbesserte er sich lächelnd, „in Huysburg habe ich mit deinem Vater, der Tante und deiner Schwester Whist gespielt und drei Mark verloren. Aber ich hatte wirklich unerhörtes Unglück, und Tante Huysburg triumphierte. Ähnliches würde ich mir auch in Zukunft erlauben, aber weiter gehe ich nicht." Er blickte Oer aufmerksam an. „Du traust mir nicht ganz?"

„Doch, ich glaube, daß du ausführst, was du dir einmal fest vorgenommen hast."

„Ja, das ist meine unbequeme Art, und darum entschließe ich mich auch nur im äußersten Fall, mir etwas fest vorzunehmen." — Er schwieg eine kleine Weile, dann kam er ohne Umschweife wieder darauf zurück, von Oer zu sprechen. „Ich muß dich, auf die Gefahr hin, indiscret zu erscheinen, noch mit einigen Fragen behelligen. Ich habe es deinem Vater versprochen."

„Du willst ihm doch keinen unnützen Kummer machen?"

„Natürlich will ich das nicht."

„Nun dann verschweige ihm, daß du mich nicht ausgelassen vergnügt gefunden hast. Er würde dir dies übrigens kaum glauben, denn er muß annehmen, daß ich nicht besonders stolz darauf sein kann, vom Kavallerieoffizier zum zweiten Intendanten eines Gutes in Nordamerika und zum Unteroffizier einer Truppe von vierzig Armeniern,

die ich zum Guerillakrieg und zum Straßenkampf ausbilde, avanciert zu sein. — Laß also meinen Seelenzustand, oder wie du es nennen willst, beiseite und schreibe ihm so ausführlich, wie deine Geduld reicht, was du heute und morgen und in den darauffolgenden Tagen von meiner Thätigkeit sehen wirst: daß ich in einem schönen Lande, in kleiner, guter Gesellschaft, das gesundeste Leben von der Welt führe, früh aufstehe, früh zu Bett gehe, gut verpflegt bin, nach Herzenslust jagen und reiten kann, dafür das Vierfache meiner Offiziersgage erhalte und dies alles nur als eine Art Lehrzeit betrachte, die mich in nicht zu langer Frist zu etwas Besserem befähigen soll. — Du sprichst die reine Wahrheit, wenn du dies schreibst, und du machst meinem Vater Freude. Er weiß zwar schon alles, was du ihm sagen kannst, aus meinen eigenen Briefen, aber er wird es gern noch ein zweites oder drittes Mal lesen."

„Sehr wohl," sagte Walter Georg trocken.

Der erkannte, daß seine Antwort den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte. Das that ihm leid. Er wollte für die Freundschaft, die der verwöhnte Städter ihm erwies indem er ihn in der nordamerikanischen Einsamkeit aufsuchte, nicht undankbar erscheinen und ihm für Freundschaft freundschaftliches Vertrauen zurückgeben, wohl wissend, daß Walter Georg ihn in dieser Richtung keinen Zoll weiter drängen würde, als er gehen wollte.

„Denke dir zum Beispiel," sagte er traurig lächelnd, „ich hätte irgend einen Herzenskummer."

„Hm," meinte Walter Georg, „das kann ich verstehen. Und davon braucht dein Vater in der That nichts zu wissen. — Ich verstehe dich."

Er verstand ihn durchaus nicht. Aber er fühlte sich nun vollständig berechtigt, dem General gerade so zu schreiben, wie Der es ihm angedeutet hatte. Ein Herzenskummer! Das war für Walter Georg jetzt etwas Heiliges, an das kein Fremder, auch Vater und Mutter nicht, das Recht zu rühren hatte. Nach einer kleinen Weile fing er aus eigenem Antriebe an, vom Grafen Harmen und der Comtesse zu sprechen, und um dies noch unauffälliger zu machen, berichtete er bald darauf von seinem Besuch bei Sands, für den Graf Harmen ihm eine Empfehlung gegeben hatte.

„Ich wurde da mit sogenannten offenen Armen empfangen. — Da hast du wieder große Verheerungen angerichtet. Ich möchte wetten, daß die ältere Tochter — wie heißt sie?"

„Helen."

„Richtig . . . daß Miß Helen also in dich verliebt ist. Sie nahm mich beiseite — dazu haben die amerikanischen Mädchen mehr Talent als unsere — und sprach von dir. Es war sehr beschämend für meine Eitelkeit, feststellen zu müssen, daß ich in ihren Augen nur als dein Freund existierte. Sie wollte alles Mögliche über dich erfahren. Ich wußte nicht, was du ihr anvertraut haben mochtest, und begnügte mich damit, zu sagen, du wärst der Liebling der Berliner Gesellschaft. Sie wollte wissen, weshalb du Deutschland verlassen hättest, und da ich auf dem Terrain, auf das sie mich führte, unsicher war, so that ich etwas zurückhaltend geheimnisvoll, was niemals schaden kann. Da sagte sie, ich könnte ganz offen sprechen, sie wisse schon, du habest gespielt und verloren; ob du

ein so wilder Spieler wärst. — ‚Aber kein Gedanke!‘ antwortete ich. ‚Er hat vielleicht im letzten Winter nicht genau gerechnet und mehr verloren, als ihm bequem war, aber das hat nichts zu bedeuten!‘ — Ob ich wüßte, wann du nach Deutschland zurückkehrtest, oder wann du nach New York kommen würdest? Das wußte ich nicht, aber ich versprach, es ihr auf meiner Rückreise zu sagen. — Ich glaube, sie hätte noch eine Stunde fortgefahren, denn sie wurde nicht müde, zu fragen und mir Aufträge für dich zu geben; aber ich fühlte mich von der Frau Mama beobachtet und fürchtete, Miß Helen und mich zu compromittieren. Darum empfahl ich mich bald darauf. Ich habe die Leute übrigens nur zweimal gesehen.“

Es war spät geworden.

„Wir stehen hier früh auf,“ sagte Oer, „und ich darf meinen armenischen Rekruten nicht ein schlechtes Beispiel von Unpünktlichkeit geben. Also gute Nacht! Würde es dich amüsieren, unsern Schießübungen beizuwohnen?“

„Ich begleite dich gern,“ antwortete Walter Georg. „Laß mich nur rechtzeitig wecken, denn obgleich ich dabei bin, mancherlei schlechte Gewohnheiten abzulegen, bin ich doch noch nicht tugendhaft genug geworden, um mich am Sonnenaufgang erfreuen zu können.“

Damit trennten sich die beiden.

Am nächsten und während der darauffolgenden Tage begleitete Walter Georg Oer auf vielen seiner Wege und wurde bei diesen Gelegenheiten auch mit Giragos besser bekannt. Aber der Armenier, obgleich er, wenn es das Gespräch mit sich brachte, vollkommen unbefangen von seinen Plänen sprach, zog ihn doch keineswegs in der Art

in sein Vertrauen, wie er es mit Oer gethan hatte, dem es überlassen blieb, dem Prinzen das, was er selbst aus Unterredungen mit Howian und Giragos über die armenische Sache und die Bestrebungen des revolutionären Comité wußte, mitzuteilen.

Walter Georg hörte anscheinend aufmerksam zu, wenn Oer erzählte; dieser hatte jedoch das Gefühl, sein kühler Landsmann interessiere sich für die armenischen Greuel in demselben Maße wie für die Erdbeben im ostindischen Archipel, die Cholera in Calcutta und die Hungersnot in China.

„Ja ja," sagte er einmal, als Oer ihm von den türkischen Grausamkeiten in Erzerum, Saïtun und Diarbekir gesprochen hatte, „es geht oftmals traurig zu in dieser Welt." Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Aber wenn es dich nur amüsiert, so ist das für mich die Hauptsache."

„Amüsiert?" wiederholte Oer verwundert.

„Nun ja, versteh mich nur richtig! Ich bin kein herzloser Mensch, aber ich kann mich für das, was mir örtlich und zeitlich fern liegt, nun einmal nicht begeistern. Im dreißigjährigen Kriege ist auch bei uns viel gemordet und gesengt worden. Gottlob, sage ich mir, wenn ich das lese, daß das heute nicht mehr der Fall ist."

Seitdem hörte Oer auf, mit seinem Freunde von Armenien zu sprechen.

Die kleine Tischgesellschaft auf der Farm war bis zur Ankunft des neuen Gastes ziemlich still gewesen. Walter Georg brachte ein neues, belebendes Element in das Tischgespräch. Er sprach englisch wie ein Engländer und

konnte, wie man sagt, sehr amüsant sein. Er war Zuschauer vieler schöner und großer Schauspiele gewesen, und er besaß die Kunst, das, was er gesehen hatte, den anderen in Worten anschaulich zu machen. Da fand er in Giragos einen aufmerksamen Zuhörer. Aber auch Barbarias Augen ruhten oft und lange auf dem Erzähler.

„Ihr Freund ist der liebenswürdigst unterhaltende Mann, den ich kenne," sagte Giragos nach einer Mahlzeit, während der Walter Georg besonders anziehend gesprochen hatte. „Ich könnte ihm von früh bis spät lauschen. Er zeigt mir eine neue Welt."

Der kannte Walter Georg seit seiner frühsten Jugend, aber es fiel ihm jetzt zum ersten Male auf, daß Giragos recht hatte. Der junge Prinz besaß die Kunst, die er augenscheinlich gern ausübte, seine Umgebung in angenehmer Weise zu unterhalten.

Walter Georg war unansehnlicher Gestalt. Er hatte feine, weiße Hände, Frauenhände beinahe, wenn man sie mit denen Oers und Giragos' verglich; sein Gesicht war nicht hübsch zu nennen, aber es war das eines vornehmen und klugen Menschen. Schön darin waren die grauen klugen Augen, die wie viele Fürstenaugen furchtlos und eigentümlich träge und kühl blickten.

Der hatte den Prinzen niemals aufmerksam gemustert. Jetzt, als er alle Einzelheiten seines Äußeren scharf prüfte, fühlte er sich beunruhigt. Walter Georg sah sicherlich nicht wie ein geheimnisvoller Mensch aus, aber es wäre nicht möglich gewesen, auf seinem Gesichte so schnell und richtig zu lesen, wie auf dem seines Vaters, des Generals, oder des Grafen Harmen. Es war ein „undurchsichtiges"

Antlitz. — „Ein eigentümliches Gesicht," sagte sich Oer. „Es scheint mir, daß es Vavaria zu denken giebt."

Als Oer und sein Freund am nächsten Morgen vom Schießplatz nach dem Herrenhause zurückkehrten, konnte Oer sich nicht enthalten, das Gespräch auf Varvaria zu bringen.

„Wie gefällt dir unser Wirt?" fragte er.

„Er ist mir sehr sympathisch. Ich habe selten einen so schönen Mann gesehen."

„Und seine Schwester ist als Frau ebenso schön wie er als Mann," sagte Oer, bemüht, harmlos zu erscheinen.

Es gelang ihm leicht, seinen Begleiter zu täuschen, der im allgemeinen zu träge war, um sich sonderlich um das zu bekümmern, was um ihn her vorging. Er war nur scharfsichtig, wenn er aus besonderen Gründen etwas beobachten wollte. In Gabrielens und Heinrichs Wesen würden ihm selbst leise Gefühlsregungen in Bezug auf ihn schwerlich entgangen sein, aber das Verhältnis Oers zu seinen Wirten kümmerte ihn nicht.

„Ja, Fräulein Varvaria — ich vermute, das ist wohl gleichbedeutend mit Barbara — ist eine sehr schöne Person, aber nach meinem Geschmack macht sie ihrem Namen zu viel Ehre: sie ist mir zu fremd. Was mag ein solches Wesen wissen und empfinden? Ich glaube, wenn man das studieren wollte, ständen einem große und nicht immer angenehme Überraschungen bevor."

„Was willst du sagen?" fragte Oer.

„Nichts Unfreundliches. Ich weiß gar nichts von ihr und fühle mich nicht veranlaßt, das Rätsel, das ihre Erscheinung mir aufgiebt, lösen zu wollen. Aber ich er-

innere mich, in ähnlichen Fällen Enttäuschungen erlebt zu haben. Einige Male haben sich diese schönen, dunklen Frauen, die unergründlich tief erscheinen, schließlich als erschrecklich oberflächlich und dumm zu erkennen gegeben. Und dann ist es mir, selbst wenn ich die eine oder die andere kennen gelernt zu haben glaubte, niemals möglich gewesen, sie richtig zu taxieren. — Schwarze und Weiße können sich nie verstehen. Man versteht sich nur unter Landsleuten. Menschenkenntnis geht über die Grenzen des Vaterlandes oder der Länder von Stammesgenossen, in denen man lange Jahre gelebt hat, nicht hinaus. Gewisse Völkerschaften lernt man niemals kennen. Das haben mir kluge Engländer gesagt, die in Indien geboren waren. — Howian, Giragos und dessen Schwester sind die ersten Armenier, die ich in meinem Leben angetroffen habe. Sie werden so viel von mir wissen, wie ich von ihnen weiß: nichts. Unsere Herzen sprechen Sprachen, die einander fremd sind, und keiner wird je den andern verstehen."

Dies klang Oer absonderlich, aber es beruhigte ihn einigermaßen, da er daraus zu erkennen glaubte, es sei nicht zu befürchten, daß Walter Georg sich um die Gunst Varvarias bewerben werde. — Was zog ihn selbst unwiderstehlich zu Varvaria? Er legte sich die Frage vor und fand keine Antwort darauf. Aber die Sehnsucht nach dem Mädchen, das ihm nichts bot, füllte sein Herz so, daß ihm alles andere ohne Wert erschien. Dies war er ängstlich bemüht vor der Welt zu verbergen. Er grübelte darüber nach, weshalb er dies that. — War es eine Sünde, Varvaria zu lieben? Darauf antwortete er be-

stimmt: Nein! — Weshalb benahm er sich dann, als hätte er sich dieser Liebe zu schämen? Weil er arm war? Das kam ihm nicht in den Sinn. — Nein, einzig weil er die Liebe des Mädchens gewinnen oder wenigstens verdienen wollte, ehe er seine Gefühle für sie zu erkennen gab. Bis das geschehen war, mußte er schweigen, durfte er nicht versuchen, sich ihr aufdrängen zu wollen. — Was ging in ihrem Herzen vor? Er wußte es nicht. Ohne im besonderen von ihr zu sprechen, hatte Walter Georg ihm gesagt, er würde sie niemals verstehen, ihr Herz spreche eine ihm fremde Sprache. Das kümmerte ihn nicht, wenn er sich nur berechtigt gefühlt hätte, ihr seine Liebe zu offenbaren! — Er dachte an Anna, an die Gefühle, die er für sie gehegt hatte. — Das war keine Liebe gewesen! Gabriele hatte richtiger gesehen als er: wenn er sie wirklich geliebt, so wie er Barbaria liebte, so hätte ein unfreundlicher Blick von ihr ihn nicht aus ihrer Nähe verscheuchen können; immer wieder würde ihn sein Herz unwiderstehlich zu ihr gezogen haben. — Würde er Barbarias Liebe jemals verdienen können? Er schüttelte den Kopf. Wie wäre das möglich gewesen? Er seufzte tief und fühlte sich unglücklich.

Walter Georg bemerkte den Trübsinn seines Freundes, ohne eine Ahnung von dessen wahrer Ursache zu haben. „Es gefällt dir wohl hier nicht besonders?“ fragt er ihn eines Abends.

„Hm,“ machte Oer, den Kopf zurückwerfend. Er fürchtete jedes Wort, das ihn hätte verraten können.

„Sehr amüsant ist es hier freilich nicht,“ fuhr Walter Georg fort. „Möchtest du nicht etwas anderes versuchen?“

„Nein," antwortete Oer, „es würde wohl überall dasselbe sein." Und dabei zupfte er nachdenklich an seinem langen Schnurrbart, was den Prinzen an das Zusammentreffen im Klub nach der letzten unglücklichen Spielpartie erinnerte.

„Was war doch das Feldgeschrei der Armenier?" fuhr Walter Georg fort. „Du sagtest es mir neulich. Es klang barbarisch. Ich habe es vergessen."

„‚Hussahadelú tschenk!' ‚Verzweifle nicht!'"

„Es ist ein gutes Wort, ein Wort, das starke Männer zu allen Zeiten gesagt haben. Niemand braucht es dir zur Beachtung zuzurufen, du wirst von selbst danach handeln." Er zauderte eine Weile. Es war nicht seine Art, von sich selbst zu reden. „Ich bin nicht so gut zum Kampf ausgerüstet wie du," sagte er. „Es ist mir nicht immer ganz gut gegangen, manchmal vielleicht sogar etwas schlecht, aber ich kann von mir behaupten, daß ich niemals mutlos geworden bin. Ich brauchte mir nicht zu sagen: Verzweifle nicht! Es hat mir genügt, daran zu denken, daß es in wenigen Jahren mir selbst höchst wahrscheinlich gleichgiltig sein wird, ob es mir heute gut oder schlecht geht. — Ich möchte dir empfehlen, daran ebenfalls zu denken."

„Jawohl, jawohl," sagte Oer. Die Unterhaltung behagte ihm nicht. Gleich darauf fürchtete er, Walter Georg, der sich ihm so freundschaftlich gesinnt zeigte, durch eine schroffe Zurückweisung zu kränken, und er fügte hinzu: „Ich danke dir für deine Teilnahme."

Am nächsten Tage traf ein Brief aus New York ein, der Oer in große Bestürzung versetzte. Howian schrieb ihm, der Onkel Giragos', Nerseß Effendi Sohagian, sei

soeben in New York angekommen. Er habe die Türkei verlassen, da er befürchte, er sei bei der türkischen Regierung als Mitglied des revolutionären Comité verdächtigt worden. Dieser Argwohn berge große Gefahren für die Sicherheit und für das Leben des Verdächtigten. Er habe sich deshalb unter dem Vorwande, eine Geschäftsreise unternehmen zu wollen, einen Paß zu verschaffen gewußt, was für einen reichen Mann nicht allzu schwer sei, aber seine beiden Söhne, junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Kinder, in Konstantinopel zurücklassen müssen, wo er sie der Obhut eines sicheren Freundes, der unter englischem Schutze stehe, anvertraut habe.

„Es ist nun Nerseß Effendis Wunsch," fuhr Howian fort, „einen Bevollmächtigten nach der Türkei zu senden, der dort seine Interessen wahrnehmen und im Verein mit seinem englischen Freunde für seine beiden Söhne sorgen würde. Diese Vertrauensstellung möchte er am liebsten Ihnen übertragen. Ehe ich auf weitere Einzelheiten eingehe, möchte ich wissen, ob Sie geneigt sind, Amerika auf unbestimmte Zeit zu verlassen und Ihre Thätigkeit bis auf weiteres nach der Türkei zu verlegen.

„Giragos wird von dem Inhalte dieses Briefes durch mich unterrichtet, und Sie können also mit ihm zu Rate gehen. Herr Bolton weiß ebenfalls von meinem Vorschlage und läßt Ihnen freie Wahl, dazu ‚ja' oder ‚nein' zu sagen. — Sind Sie bereit, nach Konstantinopel zu gehen, so wird Giragos mir den Tag Ihrer Abreise telegraphieren, und Sie haben dann wohl die Freundlichkeit, mir eine Tagereise vor New York die Stunde Ihrer Ankunft anzuzeigen."

Oers Entschluß, abzureisen, war sofort gefaßt, wobei sein Wunsch, sich möglicherweise auch in Barbarias Augen ein Verdienst erwerben zu können, ins Gewicht fiel. Er fragte nach Giragos und erhielt den Bescheid, dieser sei vor wenigen Minuten ausgeritten. Oer ließ ein Pferd satteln, um ihm zu folgen. Als er sich darauf in sein Zimmer begeben wollte, um Hut und Peitsche zu holen, öffnete Walter Georg die Thür seines Zimmers und sagte: „Reitest du aus?"

„Ja, ich habe mit Giragos zu sprechen."

„Stört es dich, wenn ich dich begleite?"

„Im Gegenteil. Ich kann dir dann unterwegs eine Mitteilung machen, die auch dich angeht. Es handelt sich um meine nahe bevorstehende Abreise von hier."

„So, so," sagte der Prinz, augenscheinlich über die Nachricht erfreut. „Ich bin in einer Minute fertig. Bitte, bestell' auch ein Pferd für mich."

Dies geschah, und bald darauf schwangen sich die beiden in den Sattel und trabten in der Richtung davon, die Giragos zehn Minuten vorher eingeschlagen hatte. Oer erzählte in kurzen Worten, was Howian ihm geschrieben habe.

„Und du willst also abreisen?" fragte sein Begleiter.

„Natürlich."

„Daß ich Yakima gleichzeitig mit dir verlasse, ist ebenso selbstverständlich. Aber da der Urlaub, den meine Mutter mir bewilligt hat, noch lange nicht abgelaufen ist, so kann ich dir nicht versprechen, dich nach Deutschland zu begleiten."

„Nach Deutschland?" entgegnete Oer. „Dort werde

ich mich schwerlich aufhalten. Giragos' Onkel gebraucht mich in Konstantinopel, und wenn ich mich nicht irre, sogleich. Außerdem könnte ich mich nicht in Deutschland aufhalten, ohne nach Berlin zu gehen, und da würde ich von teilnehmenden Freunden ein solches Kreuzverhör zu bestehen haben, daß mir schon beim Gedanken davor bangt. Während der Überfahrt werde ich mehr als genügende Zeit finden, meinem Vater ausführlich zu schreiben und alles zu erklären. Heute kenne ich meine Reiseroute noch nicht einmal."

„Ich habe eine dunkle Ahnung," sagte Walter Georg, „daß du am schnellsten mit einem Expreßzuge, dem Orient-Expreß, wenn ich nicht irre, der von Paris nach Konstantinopel geht, nach Konstantinopel gelangen würdest. Wenn meine geographischen Kenntnisse mich nicht täuschen, so fährt der Zug über München. Würde da dein Vater nicht bedauern, daß du ihm so nahe gekommen bist, ohne ihn zu sehen?"

Aber Oer war entschlossen, nicht nach Deutschland, wenigstens nicht nach Berlin zu gehen, und was am meisten zu diesem Entschluß beitrug, war, daß er sich vor dem möglichen Zusammentreffen mit Comtesse Harmen fürchtete. Er dachte einen Augenblick nach, und dann sagte er: „Dann sehe ich schon, was das beste ist. Ich telegraphiere meinem Vater, wie die Sachen liegen, und überlasse es ihm, mit Gabriele nach München zu kommen und mich von dort bis Wien zu begleiten." Er richtete sich, befriedigt, diese Lösung gefunden zu haben, im Sattel in die Höhe. „Das ist herrlich," sagte er. „Da sehe ich meinen Vater und meine Schwester, mache ihnen und

mir eine große Freude und gehe allen Behelligungen in Deutschland aus dem Wege."

„Ja," sagte Walter Georg nachdenklich, „das scheint mir in der That eine gute Lösung der Frage." Dann deutete er mit der Hand vorwärts. „Da reitet Giragos, ebenso schnell wie wir beinahe. Wenn wir ihn einholen wollen, müssen wir die Pferde antreiben."

Dies geschah, und die beiden guten Tiere flogen in langem Jagdgalopp über die ebene, weiche Straße. Als Giragos Hufschlag hinter sich vernahm, wandte er sich um, und, die Reiter erkennend, hielt er sein Pferd an.

Giragos war Orientale und würde es kaum über sich gewonnen haben, sogleich von der Sache zu sprechen, die ihn in diesem Augenblick beschäftigte. Aber Oer brachte das Gespräch ohne Umschweife darauf.

„Haben Sie Howians Brief empfangen?" fragte er.

„Vor einer Stunde."

„Was sagen Sie zu dem Anerbieten, das er mir macht?"

„Was sagen Sie dazu?" gab Giragos lächelnd zurück.

„Ich reise."

„Das freut mich, obgleich ich bedauere, Sie zu verlieren. Ihren Freund lassen Sie uns hoffentlich noch zurück," sagte er, sich artig gleichzeitig an Oer und Walter Georg wendend.

„Vielen Dank!" entgegnete der Prinz. „Ich würde gern hier bleiben, wo es mir ausgezeichnet gefallen hat, aber Oer ist meiner Obhut anvertraut worden, und ich darf ihn nicht aus den Augen verlieren. Ich gehe mit ihm."

„Da werden wir uns hier sehr verwaist fühlen."

Darauf sprachen Oer und Giragos von der Fahrt nach New York. Giragos kannte die Route genau und bezeichnete die Stunde, zu der die Abreise von Yakima stattzufinden haben würde. Nach kurzem Reden wurde beschlossen, daß Toros und Bedros mit dem Gepäck während der Nacht des folgenden Tages von der Farm abfahren und Oer und Walter Georg, von Giragos begleitet, ihnen einige Stunde später, zu früher Morgenstunde, folgen würden, um den direkten Zug von Yakima nach New York zu erreichen. — Eine Stunde später langten die drei wieder vor dem Herrenhause an, und bald darauf rief der Gong zum Mittagsmahle.

Am nächsten Morgen, als Oer seine vierzig Armenier zum letzten Male zu den üblichen Schießübungen führen wollte, erblickte er im Hofe eine in militärischer Ordnung aufgestellte Gruppe von Männern, die ihm einen Augenblick vollständig fremd war. Die Leute, die er seither nur in den gewöhnlichen Anzügen des amerikanischen Feldarbeiters gesehen hatte, standen ihm jetzt in ihrem malerischen Nationalkostüm gegenüber: in weiten, an den Knöcheln eng anschließenden Beinkleidern aus dickem, rauhem, dunkelbraunem Tuch, mit einem breiten, buntfarbigen Shawl um den Hüften, einer schwarz gestickten Weste mit langen Ärmeln und einer weit offenen, kurzen Jacke, ebenfalls mit dunklen Stickereien geschmückt; Weste und Jacke von demselben Stoff aus Kameelshaaren wie die Beinkleider. An den Füßen trugen die Armenier Sandalen, auf dem Kopf den roten türkischen, weit nach hinten zurückgezogenen Fez, der die pechschwarzen, dichten

Haare zur Hälfte verdeckte. Es waren schöne, kräftige Gestalten und schöne, dunkle Gesichter, an denen sich das Auge eines Malers und eines alten Soldaten erfreut haben würde. Als Oer erschien, begrüßten sie ihn stumm mit dem ehrfurchtsvollen orientalischen Gruß, indem sie langsam und feierlich Brust, Mund und Stirn mit der Rechten berührten. Dann schritten sie, Oer und Giragos folgend, dem Schießplatz zu.

„Ich habe angeordnet," sagte Giragos, „daß die Männer sich Ihnen heute, wo Sie sie in Yakima wohl zum letzten Male sehen werden, in den Anzügen vorstellen, in denen Sie möglicherweise den einen oder den andern in der Türkei wieder antreffen werden."

Die Schießübungen gingen vorüber, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Aber als Oer das übliche Zeichen zum Aufbruch gab, entfernten sich die Leute nicht, sondern stellten sich in Reih und Glied vor Oer auf. Ein jeder von ihnen trat einzeln vor, und sich tief vor Oer verneigend, murmelte er einige diesem unverständliche Worte und zog sich sodann mit demselben Gruße, mit dem alle ihn begrüßt hatten, zurück.

„Ein jeder von den Leuten sagt Ihnen dasselbe," übersetzte Giragos. „‚Ich verehre dich wie einen Vater und werde mein Leben hingeben, um dich zu schützen.'"

Als der letzte Mann in dieser feierlichen Weise Abschied genommen hatte, machte Giragos ein Zeichen mit der Hand, worauf die vierzig Männer schnell verschwanden. Oer ging an Giragos' Seite gedankenvoll dem Hause wieder zu. Es war ihm zu Mute, als sei sein Schicksal

fortan an das der Leute, die ihn soeben verlassen hatten, unverbrüchlich gefesselt.

Der Tag verging langsam. Toros hatte die Koffer der beiden Abreisenden bereits gepackt, und Oer hatte sich in dieser Beziehung um nichts zu bekümmern. Als das Gepäck hinuntergetragen war, um auf einen Wagen geladen zu werden, sah er sich traurig in dem leeren Zimmer um, in dem er drei Monate verlebt hatte. Er war dort nicht einen Augenblick heiter und wohlgemut gewesen, doch wurde es ihm unendlich schwer, die Stätte, an der seine große Liebe geboren war, verlassen zu müssen.

Als der Gong zur Abendmahlzeit rief und bald darauf die vier vor ihren Stühlen standen, um sich zu Tische zu setzen, sprach Giragos mit feierlichem Ernst: „Es ist alter armenischer Brauch, daß wir vor einer Trennung von lieben Freunden, ehe wir uns zur letzten Mahlzeit setzen, die wir mit ihnen bis zu einem von Gott erbetenen Wiedersehen einnehmen, ein besonderes Tischgebet sprechen. Wir wünschen darin dem Scheidenden Heil auf seinem Wege und vertrauen ihn dem gnädigen Schutz des Allmächtigen an."

Darauf sprach er langsam einige Worte, und nachdem er geendet hatte, bekreuzigte er sich. Varvaria that ein Gleiches. Dann setzten sich alle. Das Mahl verlief schweigsam. Als Varvaria sich, ihrer Gewohnheit gemäß, zuerst zurückziehen wollte, trat Oer auf sie zu und sagte: „Ich möchte Ihnen noch besonders Lebewohl sagen."

Sie blickte Oer überrascht an, verbeugte sich kalt und schritt, von Oer gefolgt, in das Empfangszimmer. Giragos und Walter Georg blieben im Speisesaal zurück.

Sobald die zwei allein waren, sagte Oer leise mit bewegter Stimme: „Ich kann Yakima nicht verlassen, ohne Ihnen zu sagen, daß mein Zusammensein mit Ihnen mir unvergeßlich bleiben wird. Sie sind mir sehr teuer geworden. Mein sehnlicher Wunsch ist, Sie wiederzusehen. Ich bitte Sie, mir ein freundliches Andenken zu bewahren."

„Dessen können Sie gewiß sein," entgegnete Varvaria ruhig, doch mit Wärme. „Ich werde an Sie denken als an einen Freund meines Volkes, und ich werde zu Gott beten, er möge Sie vor Unglück schützen inmitten der Gefahren, die Sie umringen werden. Das wollte ich Ihnen vor Ihrer Abreise sagen, denn ich habe Ihre Güte erkannt und bin Ihnen dafür dankbar." Sie zog einen kleinen, in einem seidenen Tuche eingewickelten Gegenstand aus ihrem Gürtel. „Nehmen Sie dies und tragen Sie es zu Ihrem Schutze . . . und zum Andenken an mich. Es ist eine geweihte Medaille der Jungfrau, die ein frommer Priester der heiligen Kirche Surp Krikor in Saitun meiner seligen Mutter am Tage ihrer Vermählung gab, und die ich seit ihrem Tode als heilige Reliquie aufbewahrt habe. Ich glaubte nicht, daß ich mich in meinem Leben davon trennen würde, aber ich thue es nun, weil ich Ihnen etwas, was mir teuer ist, auf dem gefahrvollen Wege mitgeben will, den Sie, auf unser Wohl bedacht, eingeschlagen haben."

Oer war so verwirrt, daß er kaum Worte fand, um seinen Dank zu stammeln. Er sah Varvarias hohe Gestalt lautlos, einer Geistererscheinung gleich, an seinen Augen vorübergleiten und war allein, mit einem Gefühl

unbeschreiblichen, stillen, traurigen Glücks. — Nach einigen Minuten, deren er zur Sammlung bedurfte, begab er sich wieder in den Speisesaal, in dem er Giragos und Walter Georg in ruhiger Unterhaltung auf- und abgehend vorfand. Er selbst konnte nicht sprechen und zog sich bald darauf in sein Zimmer zurück, wo er, am offenen Fenster sitzend, das Medaillon — ein Bildnis der heiligen Jungfrau in altertümlichem silbernen Rahmen — in der Hand, auf den im Mondeslicht schlummernden Wald blickte, ohne zu sehen und zu hören, das Herz voll des beseligenden Gefühles, Varvaria habe ihm etwas zuliebe gethan, und er dürfte hoffen, ihre Liebe verdienen zu können.

Nach geraumer Zeit wurde er durch behutsames Öffnen der Thür aus seinen Träumen geweckt. Walter Georg zeigte sich auf der Schwelle. „Du bist noch wach?“ sagte er. „Ich öffnete leise, weil ich annahm, du wärst eingeschlafen, und ich dich nicht stören wollte. — Giragos wird uns um vier Uhr wecken. Gute Nacht! . . . Ich habe es mir überlegt: ich begleite dich nach Konstantinopel.“

Achtes Kapitel.

Die lange Fahrt von Yakima nach New York wurde ohne Zwischenfall zurückgelegt. Am Bahnhof von New York wurden Oer und Walter Georg von Howian empfangen, der den Ankommenden die kleinen Sorgen um das Gepäck bereitwillig abnahm und sich dann mit ihnen in einen großen offenen Wagen setzte, um die willkommenen Gäste nach seiner Villa zu führen. Noch während des Fahrens fragte er, ob Oer gesonnen sei, die Weiterreise ohne Verzug anzutreten, und als Oer dies bejaht hatte, fuhr er fort: „Dann werde ich nur kurze Zeit die Freude haben, Sie zu sehen, denn der erste Schnelldampfer, den Sie benutzen können, verläßt die Docks schon in drei Tagen. Ich habe auf alle Fälle einen Platz belegt, über den ich bis morgen mittag verfügen kann."

„Dann möchte ich Sie bitten, für zwei Plätze sorgen zu wollen, denn ich werde Oer begleiten."

„Auch diese Möglichkeit hatte ich vorausgesehen," sagte Howian lächelnd, „aber ich wollte unaufgefordert nicht davon sprechen." Dann sich wieder zu Oer wendend, fuhr er fort: „Ich habe mir gedacht, daß Sie während Ihres kurzen Aufenthaltes in New York wohl möglichst

wenig gestört zu werden wünschen und habe deshalb Herr Bolton gebeten, heute abend mit uns zu speisen. Ist Ihnen das recht?"

„Vollkommen."

„Und morgen möchte ich Sie dann mit Nerseß Effendi bekannt machen. Er wird in den Frühstunden zu Ihnen kommen, damit Sie über den Nachmittag und Abend nach eigenem Ermessen verfügen können ... Und schließlich: gleich nach Ankunft des Telegramms, das mir Ihre Abreise von Yakima anzeigte, habe ich meinem Bruder in Berlin geschrieben. Der Brief wird acht Tage vor Ihrer Ankunft in Europa an seine Bestimmung gelangen. Er enthält den noch zu bestätigenden Auftrag, Ihrem Herrn Vater zu schreiben und diesem mitzuteilen, daß Sie demnächst, zu kurzem Aufenthalte, in Deutschland eintreffen würden. Der Brief meines Bruders würde auch Mitteilungen darüber enthalten, zu welchem Zweck Sie sich nach Konstantinopel begeben. Wenn Sie mich nun beauftragen, meinem Bruder zu telegraphieren, er solle seinen Brief an Ihren Herrn Vater abgehen lassen, so könnten Sie sich darauf beschränken, durch ein kurzes Telegramm eine Zusammenkunft mit den Ihrigen zu verabreden. Ein Brief von Ihnen würde nämlich vor Ihrer Ankunft kaum noch rechtzeitig in die Hände Ihres Herrn Vaters gelangen können."

Der Prinz, der zugehört hatte, sagte mit einem freundlichen Lächeln: „Ich bewundere Sie, Herr Howian. Sie haben alles vorausgesehen."

Bald nachdem Oer und Walter Georg ihre alte Wohnung in der Villa Howians wieder bezogen hatten,

wurden sie durch den Gong in den Speisesaal gerufen, wo sie die Mahlzeit in Gesellschaft ihres Wirtes und Herrn Boltons einnahmen. Dieser sprach bei Tische sehr wenig, nach dem Essen zog er Oer in eine kurze Unterhaltung. Er drückte diesem seine volle Befriedigung mit dessen Thätigkeit in Yakima aus und sagte, er sähe ihn mit Bedauern abreisen. „Aber die Sache der Menschlichkeit, der ich seit zwei Jahren meine Aufmerksamkeit zugewandt habe, erheischt es," fügte er hinzu, „und ich versuche nicht, Sie zurückzuhalten. Sollten Sie noch einmal nach Amerika zurückkehren und es Ihnen dann noch behagen, für mich zu arbeiten, so werde ich stets etwas für Sie zu thun finden. Zeitlich sind unsere Beziehungen so unbedeutend gewesen, daß eine Abrechnung zwischen Ihnen und mir kaum nötig ist. Die fünfhundert Dollars, die ich Ihnen vor Ihrer Abreise gab, dürften zur Bestreitung Ihrer Reisekosten nach Yakima und von Yakima nach New York zurück genügt haben."

„Mehr als das," warf Oer ein, was Bolton zu überhören schien und den angefangenen Satz mit den Worten schloß:

„Für Ihre dreimonatliche Thätigkeit habe ich ein derselben nach meinen Ideen entsprechendes Gehalt bei unserm gemeinschaftlichen Freunde Howian für Sie niedergelegt."

Bald darauf verabschiedete er sich. Der Abend verging schnell in oberflächlicher Unterhaltung über das Leben auf der Farm in Yakima. Am nächsten Morgen wurde Oer von einem neuen armenischen Diener — Toros war in Yakima geblieben — gemeldet, Nerseß Effendi Sohagian

ließe fragen, ob er Herrn von Oer nicht stören werde, und nachdem Oer geantwortet hatte, er stände zur Verfügung, wurde bei ihm angeklopft, und ein stattlicher älterer Herr mit den charakteristischen dunklen Augen und den breiten Augenbrauen der Armenier trat würdevoll grüßend in sein Zimmer. Er ließ sich auf Oers Einladung in einen Sessel nieder und begann dann, nach den üblichen Umschweifen, von dem Zweck seines Besuches zu sprechen.

„Mein Freund Artin hat mir gesagt, daß Sie bereit sind, sich für mich nach Konstantinopel zu begeben. Ich bin Ihnen dafür dankbar. Ich kann nicht beurteilen, ob die Aufgabe, die ich mir erlaube Ihnen zu stellen, eine schwierige sein wird. Das hängt von den unberechenbaren Absichten und Maßregeln des Sultans ab. — Ich wünsche, daß Sie sich in einem der Häuser, die ich in Pera besitze, und in dem Sie meine beiden Söhne Erko und Serkis finden werden, gewissermaßen als Eigentümer niederlassen. In diesem Couvert" — er übergab Oer einen großen Umschlag — „finden Sie unter anderm alle Papiere, durch die Sie sich als mein Generalbevollmächtigter legitimieren können, außerdem ein Einführungsschreiben an meinen Freund Knadios Wanian, mit dem Sie sich gefälligst beraten wollen über alles, was Ihnen zum Wohle meiner Söhne und im Interesse meines Eigentums vorzunehmen für nützlich erscheint; ferner einen Creditbrief auf die Ottomanische Bank. — Da wir vorläufig nur in geschäftlichen Beziehungen zu einander stehen werden, — so habe ich es für nötig gehalten, die Bedingungen, unter denen Sie sich mir eine Zeit lang widmen wollen, festzustellen. Ich

habe selbstverständlich nur Vorschläge zu machen, die Ihrer Zustimmung bedürfen. Diese wären folgende: Sie verpflichten sich, mir Ihre Thätigkeit, zunächst während eines Jahres, zu widmen und sind bereit, etwaige Reisen, die Ihre Stellung mit sich bringen würde, zu unternehmen. Alle Unkosten, die für Ihren Lebesunterhalt während dieses Jahres, auch aus Ihren Reisen, erwachsen würden, habe ich zu tragen. Außerdem zahle ich Ihnen für das Jahr, das Sie mir widmen wollen, tausend türkische Pfund, und diese Summe steht sofort oder zu jeder Zeit, die Sie bezeichnen wollen, zu Ihrer Verfügung."

Tausend Pfund erschienen Oer eine sehr hohe Summe für das, was er sich imstande fühlte zu leisten. Aber da er annahm, daß Herr Sohagian seinen Vorschlag in Übereinstimmung mit Howian machte, so hielt er es für das beste, ihn ohne jede Erörterung anzunehmen. Er sagte deshalb einfach, er sei mit dem Anerbieten einverstanden und danke für das ihm geschenkte Vertrauen.

In der Folge verabredeten die beiden noch den unverfänglichen Wortlaut von Telegrammen, die Sohagian während Oers Aufenthalt in der Türkei von diesem zu empfangen und an ihn zu richten haben würde. Oers Telegramme sollten an Herrn Bolton in New York adressiert werden und waren mit Klugheit so verfaßt, daß sie bei den argwöhnischen türkischen Beamten kein Mißtrauen erregen konnten. „Auch den Schlüssel zu diesen Telegrammen finden Sie abschriftlich in dem Umschlage" sagte er, „sowie Deutung meiner etwaigen darauf bezüglichen Antworten, die ‚Bolton' unterschrieben sein werden."

Die Unterhaltung hatte kaum eine halbe Stunde ge-

dauert. Nerseß Effendi erhob sich, drückte Oer die Hand und bat, Howian durch ein erstes Telegramm aus Paris seine Ankunft daselbst anzuzeigen.

Während des Frühstücks waren Walter Georg und Oer allein. Nach dem Essen sagte Oer, er beabsichtige, den Sands gleichzeitig seinen Antritts- und Abschiedsbesuch zu machen, und fragte seinen Freund, ob er ihn begleiten wollte. Der aber erwiderte, er wünsche einige Kleinigkeiten in der City zu besorgen, aber wenn Oer seinen Besuch bei den Sands auf längere Zeit ausdehnen sollte, so würde er ihn wahrscheinlich noch dort treffen.

Als Oer eine halbe Stunde später in das Sandssche Haus trat, kam ihm der alte Diener, den er bereits kannte, entgegen und sagte, die Herrschaften seien nicht zu Hause, aber wenn Herr Vanderoer etwas warten wollte, so würde er sie bald sehen, denn sie müßten jeden Augenblick zurückkehren. Darauf trat Oer in das Empfangszimmer und setzte sich an das offene Fenster. Schon nach einer Minute, und ohne daß die Hausthür geöffnet worden wäre, trat Fräulein Helen in das Zimmer und eilte Oer, der sich schnell erhoben hatte, mit freudig erregtem Gesicht entgegen.

„Wie freut es mich, Herr Vanderoer, Sie wiederzusehen!“ sagte sie. „Wie geht es Ihnen? Sie kommen gänzlich unerwartet, hoffentlich auf recht lange Zeit.“

„Nein, leider nicht auf lange Zeit,“ antwortete er leise, gleich einem Schuldbewußten.

Alle Freude war aus Helens Gesicht wie fortgezaubert, verschwunden. „Nicht auf lange Zeit?“ wiederholte sie gedehnt.

„Ich bin gestern abend hier angekommen und muß übermorgen früh weiterreisen."

„Weiterreisen . . . wohin?"

„Nach Konstantinopel."

„Nach Konstantinopel? Und werden Sie bald zurückkehren?"

„Das weiß ich nicht."

„Niemals?"

„Das fürchte ich nicht."

„Das macht mich sehr traurig," sagte sie mit rührender Einfachheit. Gleich darauf änderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes; er war nicht mehr traurig, sondern von großem Ernst, der in wehmütigem Gegensatz zu dem jungen, wie zur Freude geschaffenen Gesichte erschien. „Bitte, erzählen Sie mir, was vorgefallen ist, und was Sie jetzt vorhaben."

Der berichtete in wenigen Worten, es sei ihm von einem Freunde Howians eine Stellung als Gutsverwalter in der Türkei angeboten worden, die er angenommen habe.

„Warum bleiben Sie nicht in Amerika?"

„Sie vergessen, liebe Miß Helen, daß ich nicht zu meinem Vergnügen nach Amerika gekommen bin." Es klang wie ein leiser Vorwurf aus seiner Stimme.

„Nein, ich habe es nicht vergessen," sagte Helen nachdenklich. „Aber ich sollte meinen, daß es Ihnen hier leichter werden würde, etwas Geld zu verdienen, als in der Türkei."

Dazu zuckte Der die Achseln. Es that ihm leid, Helen über seine Abreise traurig zu sehen, und er war ihr dafür

dankbar. „Es thut mir sehr leid, Sie verlassen zu müssen," sagte er.

„Wirklich?"

„Ja, wirklich."

„Ach, Herr Vanderver, ich hoffe, wir sehen uns noch einmal wieder." Es klang gar zu traurig. Der kleine Flirt, der es so gut verstand, Herzen zu beunruhigen, besaß nicht im geringsten die Kunst, zu verbergen, was in seinem eigenen Herzen vorging.

„Wann reisen Sie ab?" wiederholte sie.

„Übermorgen früh."

„Sehe ich Sie noch einmal vor Ihrer Abreise?"

„Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen . . ." — Aber er konnte es nicht übers Herz bringen, das traurige Kind zu kränken. „Wann darf ich Sie noch einmal aufsuchen?"

„Jederzeit. Bestimmmen Sie."

„Morgen nachmittag um vier Uhr, wenn es Ihnen recht ist. — Wollen wir zusammen ausreiten?"

„Ach nein, morgen würde es mir keine Freude machen. Also um vier Uhr." Der erhob sich. „Bitte, gehen Sie noch nicht. Mama und Alice müssen sogleich kommen . . . Wie geht es Ihnen, Herr Vanderver? Sie sehen nicht so wohl aus, wie vor drei Monaten."

„Es war sehr heiß in Yakima."

„Ja, hier ist es auch sehr heiß," sagte sie und strich, sich mit der Hand über die bleiche Stirn. „Ich habe Kopfschmerzen. Sie dürfen es mir nicht übel nehmen wenn . . . wenn ich Sie nicht freundlicher empfange."

„Aber Fräulein Helen, wie sollte ich Ihnen etwas

übel nehmen! Sie empfangen mich so freundlich, so gütig . . ."

„Ja, ich meine es wirklich gut." Es klingelte an der Hausthür. „Mama und Alice kommen," sagte Helen schnell — „Herr Vanderoer!"

„Ja?"

„Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken."

„Ich werde Sie nicht vergessen."

„Sie sprechen aufrichtig — nicht nur artig, um mir eine Freude zu machen?"

„Ganz aufrichtig." Sie sah ihn mit ihren klaren Kinderaugen traurig an, und der Blick sagte so deutlich: „Ich glaube es nicht!" daß Oer schnell wiederholte: „Ganz aufrichtig, ich verspreche es Ihnen." Und dabei reichte er ihr die Hand, die sie schüchtern ergriff und in leisem Druck eine halbe Sekunde festhielt.

In demselben Augenblick wurde die Hausthür geöffnet, und man vernahm Stimmen auf dem Flur: „Ein Fremder," sagte Helen leise.

„Es ist mein Freund Walter Georg," entgegnete Oer.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und der Genannte trat herein. Wenige Minuten später erschienen auch Frau Sands und Alice.

Auf Frau Sands scharfem Gesichte konnte man, als sie die beiden fremden Gäste erblickte, zunächst einen Ausdruck nicht gerade angenehmer Überraschung erkennen; aber als sie gehört hatte, Oer wäre nur gekommen, um sich zu verabschieden, glätteten sich die Züge der besorgten Mutter, und sie fand nun freundliche und artige Worte, um ihr Bedauern über die schnelle Abreise auszudrücken. —

Helen sprach kein Wort mehr, nachdem ihre Mutter eingetreten war, doch bemerkte Oer, daß ihr trauriger, unruhiger Blick ihn mehrere Male streifte.

Auf dem Heimwege erzählte Walter Georg, er habe auf dem Konsulat, wo er seine Briefe abgeholt, einen alten Bekannten angetroffen, mit dem er am Abend bei Delmonico essen werde — würde Oer sich ihnen anschließen?

Nein, dieser zog vor, den Abend mit seinem Wirte zu verbringen.

Als Oer sich nach dem Essen mit Howian allein befand, konnte er, nachdem die geschäftlichen Fragen erledigt worden waren, dem Drange nicht widerstehen, von Varvaria zu sprechen.

„Fräulein Varvaria ist eine außerordentlich stille junge Dame," sagte er. „Ich weiß, daß das Unglück ihrer Familie ihr leider nur zu triftigen Grund giebt, nicht fröhlich zu sein, aber ihr Wesen hat mich dennoch überrascht. Ich habe ähnliches in meiner Heimat nie gesehen."

„Wenn Sie uns besser kennen, so wird Sie die nach europäischen und amerikanischen Begriffen außerordentliche Zurückhaltung eines jungen armenischen Mädchens nicht mehr in Erstaunen setzten. — Die Töchter meines Volkes werden anders erzogen als die der abendländischen christlichen Völker. Der türkische Einfluß, obgleich er verhaßt ist, hat sich dabei geltend gemacht. Die armenische Frau wird zwar in ihrer Häuslichkeit nicht mit so kränkendem Mißtrauen überwacht wie die türkische, aber sie ist doch weit entfernt, sich so ungezwungen bewegen zu können wie die europäische. Ich spreche hier nur von den armenischen Frauen in den türkischen Provinzen; in den wohlhabenden

Familien in Konstantinopel und Smyrna werden jetzt junge Mädchen nach dem Vorbilde der abendländischen erzogen und nehmen später als Frauen eine ähnliche Stellung ein wie bei Ihnen. — In Saïtun dagegen, wo Varvaria bis zu ihrem fünfzehnten Jahre gelebt hat, kommt es wohl niemals vor, daß ein armenisches Mädchen mit einem Fremden spricht. Sie verkehrt ausschließlich mit ihren Eltern, Geschwistern, den weiblichen Freunden und den Dienstboten des Hauses, und sie würde durch die Anrede eines fremden Mannes, wie harmlos seine Worte auch sein möchten, auf das höchste überrascht sein und ihm darauf kaum zu antworten wissen. Auch in ihrer eigenen Familie darf sie mit dem Vater und dem älteren Bruder nur sprechen, wenn von diesen eine Frage an sie gerichtet wird. Ganz besonders aber ist ihre abhängige Stellung durch die Gebräuche gekennzeichnet, denen sie sich später als junge Frau anzupassen hat: mit ihrer Schwiegermutter darf sie, unaufgefordert, während der ersten zwei Jahre nach ihrer Verheiratung nicht sprechen, und mit dem Vater ihres Mannes ohne dessen ausdrückliche Erlaubnis nicht früher, als nachdem sie dreimal Mutter geworden ist. — Danach können Sie sich erklären, daß Varvaria der Gedanke nicht kommen konnte, Ihnen gegenüber so aufzutreten, wie es ein junges Mädchen Ihrer Heimat oder gar eine junge Amerikanerin gethan haben würde."

„Doch habe ich bemerkt," warf Oer ein, „daß sie sich, in letzter Zeit wenigstens, wenn auch immer in sehr ruhiger Weise, an dem Tischgespräch beteiligte."

„Das dürfte wohl infolge ausdrücklichen Wunsches ihres Bruders geschehen sein. Giragos weiß, daß er sich später

auf kurze oder längere Zeit von seiner Schwester zu trennen haben wird. Da ist er wohl darauf bedacht gewesen, sie einigermaßen für das Leben unter Fremden auszubilden. Ein ausschließlich nach armenischen Grundsätzen erzogenes junges Mädchen würde in einem europäischen Hause nahezu unmöglich sein."

Darauf sprach Howian von Oers bevorstehender Reise. Er kannte die großen Straßen vom westlichen Europa nach der Türkei genau und stellte, ohne ein Buch aufgenommen zu haben, fest, an welchen Tagen, falls das Dampfboot rechtzeitig in Southampton anlangen und Oer von dort aus die Weiterreise sofort antreten würde, auf seine Ankunft in Paris, Wien und schließlich in Konstantinopel zu rechnen wäre.

Am nächsten Morgen empfing Oer einen winzigen Brief. Er enthielt nur wenige Zeilen:

„Lieber Herr von Oer! Wir erwarten Sie heute nachmittag um vier Uhr."

Diese zwei Zeilen waren sorgfältig geschrieben. Dann kamen einige flüchtig hingeworfene Worte, die Oer nur mit Mühe entziffern konnte:

„Lieber Herr von Oer! Es würde uns zu leid thun, Sie verlieren zu müssen, nachdem wir Sie soeben erst gefunden und liebgewonnen haben. Bitte, schreiben Sie meinem Vater oder mir nach Ihrer Ankunft in Konstantinopel und sagen Sie uns, wie es Ihnen geht. Ihre aufrichtig ergebene Helen."

Oer steckte den armen Brief, nachdem er ihn gelesen hatte sorglos in die Tasche. Was Helen Sands ihm zu verstehen

geben wollte oder ihm sagen konnte, war jetzt ohne Bedeutung für ihn. Auch ein Brief von Anna Harmen würde kein besseres Schicksal gehabt haben als der der kleinen Amerikanerin. — Junge schüchterne Mädchenherzen müssen sich manchmal recht schlechte Behandlung gefallen lassen und sind machtlos allen gegenüber, von denen sie nicht geliebt werden.

Das letzte Zusammentreffen mit Oer brachte Helen keinen Trost. Sie war nicht einen Augenblick mit ihm allein und konnte ihm kein vertrauliches Wort sagen. Gegen fünf Uhr erschien Herr Sands. Aus Höflichkeit erkundigte er sich nach Oers Vorhaben in der Türkei. Aber dieser antwortete wenig mehr, als was er am vorhergehenden Tage Miß Helen erzählt hatte. Herr und Frau Sands trugen ihm darauf Grüße und Empfehlungen an den Grafen und die Comtesse Harmen auf, und Sands sagte gutmütig: „Hoffentlich hören wir noch einmal von Ihnen, Herr Vanderoer."

Als Oer gegangen war, zog sich Helen sofort in ihr Zimmer zurück. Alice aber hielt ihrer Mutter eine kleine Strafpredigt.

„Du siehst, Mama, wie unberechtigt dein Argwohn war. Vanderoer denkt gar nicht daran, uns Helen nehmen zu wollen. Und das thut mir leid, denn er ist ein lieber Mensch. Das muß ihm jeder ansehen. Und Helen ist sehr, sehr traurig."

Mrs. Sands ließ sich auf keine Entschuldigungen oder Erklärungen ein. „Ich bin froh, daß der junge Mann geht," meinte sie. „Und Helen wird ihn schnell wieder vergessen. Das macht mir keine Sorge."

Herr Sands sagte dazu nichts; aber als Alice das Zimmer ebenfalls verließ, „um der armen Helen Gesellschaft zu leisten," streichelte ihr der Vater zärtlich die Wangen und sagte: „Du bist eine gute Schwester, Alice. Das freut mich!"

Als Alice gegangen war, glaubte Frau Sands sich berechtigt, den schwachen Vater zur Rede zu stellen. „Du könntest auch etwas Besseres thun, als den Kindern immer recht geben; sie sind so wie so schon verzogen genug."

„Ja ja, du hast ganz recht," antwortete Sands.

Frau Sands konnte diese Worte niemals hören, ohne sich dadurch tief gekränkt zu fühlen, denn Herr Sands gebrauchte sie seit vielen Jahren jedesmal, wenn er eine Unterhaltung zum Abschluß bringen wollte, in der es Frau Sands nicht gelungen war, ihn davon zu überzeugen, daß sie recht, er unrecht habe.

* * *

Walter Georg und Oer hatten für die Überfahrt von New York nach Southampton eine Kajüte für sich allein bekommen und waren während der siebentägigen Reise ununterbrochen zusammen. Bei dieser Gelegenheit wurde Heinrich mit seinem Reisegefährten vertrauter, als die langen Jahre ihrer früheren Bekanntschaft es zustande gebracht hatten. Er glaubte zu erkennen, daß Walter Georg kaum andere Fehler hatte als solche, die seiner Abneigung gegen alles, was unbequem war, entsprangen. Auch sein Leichtsinn war im Grunde genommen nichts Anderes als eine gewisse Gedankenträgheit. Dies räumte

er selbst ein, als er eines Tages zu Oer sagte: „Ich bin ganz sicher, nie wieder zu spielen, nicht allein weil ich mir das nun einmal vorgenommen habe, sondern weil es mir viel zu viel Mühe machen würde, Entschuldigungen zu suchen und zu finden, wenn ich dem mir gegebenen Versprechen untreu werden wollte."

„Walter Georg ist ein ganz anderer Mensch, als ich mir gedacht hatte," sagte sich Oer, und in seinem Herzen schlugen Gefühle Wurzel, die sich zu freundschaftlichen gestalteten. Doch kam es zwischen ihm und dem Prinzen nicht zu Mitteilungen über ihre Herzensangelegenheiten

Der große, schöne Dampfer bahnte sich seinen Weg durch das etwas stürmische Meer in vorgeschriebener kurzer Zeit. Wenige Minuten nachdem er in Southampton den Anker ausgeworfen hatte, wurde Oer von dem Agenten der Lloyd-Gesellschaft, der an Bord gekommen war, ein Telegramm von seinem Vater übergeben, in dem es hieß: „Wir erwarten Dich im Hotel „Vier Jahreszeiten" in München. Zeige mir telegraphisch die Stunde Deiner Ankunft an!"

„Wir?" fragte Walter Georg, dem Oer dies Telegramm zeigte. Er wußte genau, was dieser Plural bedeuten wollte, aber er wünschte es bestätigt zu hören.

„Nun, natürlich mein Vater und Gabriele," antwortete Oer.

„Ja, richtig."

Die beiden verließen Southampton noch am selben Abend mit einem andern Dampfer, der sie am nächsten Morgen nach Havre brachte, und langten gegen Mittag in Paris an. Oer hatte ursprünglich angenommen,

Walter Georg werde den Wunsch hegen, einen oder zwei Tage in Paris zu bleiben, aber schon zwischen New York und Southampton war er von seinem Reisegefährten eines andern belehrt worden. „Mich zieht nichts nach Paris," hatte er gesagt, „und ich wüßte nicht, was mich dort festhalten könnte. Auch dies ist eine natürliche Folge des tugendhaften Lebenswandels, dessen ich mich befleißige, seitdem ich das Spiel aufgegeben habe."

Der hatte demnach von Paris aus Howian seine Ankunft und sofortige Wiederabreise angezeigt und gleichzeitig seinem Vater telegraphisch bestätigt, daß er und Walter Georg um sieben Uhr abends von Paris abreisen und am nächsten Vormittag um elf Uhr in München eintreffen würden; er wünsche seine Reise ohne Verzug fortzusetzen und hoffe, daß sein Vater ihn bis Wien begleiten werde.

Nachdem auf diese Weise der „geschäftliche Teil des Tages", wie Walter Georg die Absendung der zwei Telegramme bezeichnete, geordnet war, machten die Freunde eine Fahrt nach dem Bois de Boulogne, gingen eine Stunde lang auf dem Boulevard spazieren und nahmen schließlich bei Paillard ein vorzügliches Mittagsmahl ein, was den Prinzen zu der Bemerkung veranlaßte, Paris habe noch immer einige sehr schöne Seiten, unter anderm sein gutes Essen.

Die jungen Reisenden, im Gegensatz zu den älteren, fanden die Betten im Orient-Expreßzug sehr gut, verschliefen ein Dutzend Stationen und erwachten am nächsten Morgen frisch und munter, im Vorgefühl des Wiedersehens mit geliebten Menschen.

Als der Zug zur bestimmten Stunde im Bahnhof

von München einlief, hatte Oer kaum Zeit, den Wagen zu verlassen, um von seinem Vater und seiner Schwester herzlich begrüßt zu werden. Heinrich freute sich über das gute und heitere Aussehen seines Vaters, wogegen dieser sagte: „Ich hatte eigentlich erwartet, dich mehr von der Sonne verbrannt und vergnügter zu sehen . . . du befindest dich doch wohl?“

„Vollkommen.“

Auch Walter Georg wurde vom General freundlichst bewillkommt. „Sie wollen nun also meinen Sohn bis nach der Türkei begleiten?“ fragte er. „Da wird er einen guten Begleiter haben.“

Der Prinz, der das Talent besaß, sich mit Schaffnern und ähnlichen Bediensteten auf guten Fuß zu stellen, hatte für den General und seine Tochter zwei kleine, nebeneinander liegende Coupés gefunden, die durch eine offene Thür in Verbindung miteinander standen. Dort hielten sich der General, Gabriele und Heinrich auf, als der Zug nach kurzem Aufenthalt in München sich wieder in Bewegung setzte. Walter Georg war auf dem Gange vor den einzelnen Abteilen stehen geblieben.

„Nun setze dich zu mir,“ sagte der General, „und erzähle mir, wie es dir gegangen ist.“ Gleich darauf fügte er hinzu: „Wo ist Walter Georg geblieben? Ruf ihn herein, hier ist ja Platz für vier.“

Oer that, wie ihm geheißen, und als Walter Georg darauf eingetreten war, machte es sich ganz natürlich, daß der General und Heinrich sich in dem einen, Gabriele und Walter Georg in dem gegenüberliegenden Coupé niedersetzten. Die beiden Wagenabteile waren durch die

offenstehende Thür so miteinander verbunden, daß die zwei an den Fenstern sitzenden Reisenden — der General und Gabriele — wohl miteinander sprechen, aber sich nicht sehen konnten, während Walter Georg und Heinrich sich in geringer Entfernung gegenübersaßen.

Der General war glücklich, seinen Sohn wieder zu sehen und von ihm zu hören, daß er sich auf dem Wege glaube, in einigen Jahren eine Stellung zu erringen, die es ihm ermöglichen würde, seine Verhältnisse wieder auf den alten Fuß zu bringen.

„So lange brauchst du nicht zu warten, mein Sohn," sagte der General. „Wenn du nur erst so viel verdient hast, daß du mit der Zulage, die ich dir gern gebe, leben kannst, so kehrst du nach Deutschland zurück. Die Hauptsache für mich ist, dich möglichst bald wieder in meiner Nähe zu haben. Aber vorläufig, darüber bin ich mir auch klar, kann davon noch nicht die Rede sein. Du hast bereits mehr erreicht, als ich zu hoffen gewagt hatte. Fahre so fort, und alles wird, eher als wir gemeint hatten, wieder gut werden!"

Der General wollte genau wissen, welcher Art die Thätigkeit seines Sohnes in der Türkei sein würde. Heinrich hatte einige Mühe, ihm dies klar zu machen, da er es selbst nicht genau wußte. Er erzählte ihm von der Lage der Armenier in der Türkei, von der Notwendigkeit, in der sie sich befänden, ihr Leben und Eigentum womöglich unter fremden Schutz zu stellen, und daß er auserlesen worden sei, in diesem Sinne einem reichen Armenier Namens Nerseß Sohagian Dienste zu leisten. „Was mir das zu thun geben wird, weiß ich noch nicht,"

schloß er, „aber da ich mich nicht zu dem Posten anempfohlen habe, sondern von Howian dazu auserkoren worden bin, so nehme ich an, den Erwartungen, die man an mich stellt, gerecht werden zu können."

Der General kannte aus Heinrichs Briefen einiges von der armenischen Leidensgeschichte und ging verständnisvoll auf die Erklärungen ein, die sein Sohn ihm gab. Schließlich fragte er mit leiserer Stimme, so daß das Geräusch der Wagen seine Worte im Nebencoupé unverständlich machte: „Und wie hat sich Walter Georg benommen?"

„Ich habe ihn lieb gewonnen," antwortete Heinrich in demselben Tone, „und halte ihn für einen treuen, guten, zuverlässigen Menschen."

„Das freut mich," sagte der General. „Was will er eigentlich in der Türkei anfangen?"

„Ich glaube nicht, daß er einen besonderen Zweck bei der Reise verfolgt. Ich habe mir gedacht, daß er seiner Mutter versprochen hat, mit seinem alten Leben zu brechen und ein neues anzufangen. Dazwischen will er vielleicht eine gewisse Zeit legen, um sich selbst auf diese Weise den Uebergang zu erleichtern. Er hat sich in Amerika ganz gut unterhalten und geht möglicherweise nach der Türkei, um etwas Neues zu sehen, oder um die Zeit irgendwie totzuschlagen."

„Du hast sicherlich recht. Das war auch die Ansicht deiner Tante Margarete."

Der Zug hielt an verschiedenen Stationen. Dann trat Gabriele, wohl auch Walter Georg, in das Coupé des Generals, um einige Worte mit ihm oder mit Heinrich

zu wechseln; aber wenn sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, fand ein jeder seinen alten Platz wieder. — Dem General flogen die Stunden dahin. Heinrich fühlte sich von einer schweren Last befreit in dem Gedanken, wie schnell sein Vater sich von der Traurigkeit erholt, die ihm die Trennung vom Sohne verursacht hatte. — Um sechs Uhr nahmen die vier an einem kleinen Tische des Restaurationswagens eine Mahlzeit ein, bei der der General der Heiterste und Walter Georg der Gesprächigste der Gesellschaft war. Nach dem Essen glaubte der General sich mit Walter Georg beschäftigen zu müssen und unterhielt sich längere Zeit mit ihm, und bald darauf schlug die Stunde der Trennung. Sie schien diesmal Gabrielen besonders schwer zu werden, die Thränen in den Augen hatte, als sie Walter Georg die Hand zum Abschied reichte und ihren Bruder umarmte. Diesem sagte sie dabei: „Sei mir nicht böse!“ worauf Heinrich, sie erstaunt ansehend, fragte: „Böse? Worüber?“

„O, über nichts Besonderes. Ich wollte nur sagen: behalte mich lieb,“ worauf Heinrich nur mit einem Lächeln antwortete.

Der General wünschte, ohne tiefe Erregung, den beiden jungen Leuten Glück auf den Weg. Heinrichs Erfolge in Amerika hatten den alten Herrn aufgerichtet und ihm sein volles Vertrauen zu der Zukunft des geliebten Sohnes wiedergegeben. Als er bald darauf neben Gabrielen im Wagen dem Hotel zurollte, sagte er: „Alles hat mir an Heinrich gefallen. Es ist unglaublich, wie günstig der kurze Aufenthalt in der Fremde auf ihn gewirkt hat. Er macht jetzt den Eindruck eines ernsten, auf ein festes

Ziel hinsteuernden jungen Mannes." Und nach einer kurzen Pause fügte er noch hinzu: „Beinahe zu ernst. Aber darüber wollen wir nicht klagen."

Gabriele verhielt sich schweigsam und schien sehr nachdenklich. Die einzige Bemerkung, die sie machte, war: „Es ist mir lieb, daß Heinrich nicht ganz allein geht."

„Das ist mir auch eine Beruhigung," erwiderte der General. „Walter Georg hat einen ganz vortrefflichen Eindruck auf mich gemacht."

Der Zug, der die beiden jungen Reisenden nach dem Orient weiterführte, hatte kaum den Bahnhof verlassen, als Walter Georg sich an Heinrich wandte: „Ich habe dir etwas zu sagen . . . Ich habe mich mit deiner Schwester verlobt."

„Mit Gabrielen?" fragte Oer erstaunt.

„Natürlich. Du hast keine zweite Schwester."

„Wann denn?"

Vor einigen Stunden."

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Es war sehr einfach. Es hat sich zufällig gemacht. Ich glaube, derartiges macht sich immer am besten zufällig."

„Ja . . . aber . . . Ihr seid ja nicht einen Augenblick allein gewesen."

„Von elf bis sechs Uhr, mein Lieber, während der ganzen Zeit, wo du durch deinen Vater in Anspruch genommen warst und er sich ausschließlich um dich bekümmerte."

„Das ist wirklich merkwürdig."

„Aber durchaus nicht. Viel Lärmmachen gehört nicht unbedingt zu einer Verlobung. Ähnliches kann zwischen

vernünftigen Leuten, wie deine Schwester und ich es sind, vollkommen ruhig vor sich gehen, besonders wenn man sich in der unmittelbaren Nähe wißbegieriger Nachbarn weiß." — Walter Georg war in glücklichster Laune. — „Nun achte auf jedes meiner Worte," fuhr er redselig fort. „Erstens: die Verlobung ist ein Geheimnis zwischen Gabrielen, mir und dir. Dir durfte ich es, mit Gabrielens Erlaubnis, anvertrauen; du darfst es keinem Menschen sagen. Mit deinem Vater bin ich erst berechtigt zu sprechen, nachdem ich mich vollständig bewährt habe. ‚Vollständig bewährt', waren die Worte, die Gabriele gebrauchte." Er legte den Kopf auf die Seite und blickte mit gekünsteltem Ernst vor sich hin. „Sich vollkommen bewähren — was bedeutet das? Wie fängt man das an? — Ich habe vorläufig noch keine Ahnung davon. Du mußt es mich lehren. ‚Vollständig bewähren, wie Heinrich es gethan hat.' Ja, das sagte Gabriele auch noch. Ist das schwer, lieber Oer? Gieb mir Belehrung, und vergiß nicht, mir so oft wie möglich Gelegenheit zu bieten, mich vollkommen zu bewähren. Ich freue mich schon darauf."

Er hätte wohl noch längere Zeit in diesem glücklich leichtfertigen Tone weiter gesprochen; aber Oer konnte sich kaum über das wichtige Familienereignis freuen. Er war todmüde. Die stundenlange Unterhaltung mit seinem Vater, während der er bemüht gewesen war, zufrieden und hoffnungsvoll zu erscheinen, war für ihn ein stundenlanger Kampf gewesen. — Sein Vater hatte während des langen Gesprächs mit ihm nur einen Gesichtspunkt im Auge gehabt: den der Wiedervereinigung mit dem geliebten

Sohne; Heinrichs Gedanken waren unausgesetzt darauf gerichtet gewesen, ob er hoffen dürfte, Barbarias Hand und Herz zu gewinnen. Davon hatte er nicht sprechen dürfen. Er hatte den Namen der jungen Armenierin überhaupt nur einmal genannt, als er erwähnt hatte, sie werde voraussichtlich nach Berlin kommen, und er bäte, sie als die Schwester seines Gastfreundes Giragos freundlich aufzunehmen. „Selbstverständlich!" hatte der General dazu gesagt, und Gabriele hatte nur wissen wollen, wie alt die Fremde sei und wie sie aussehe. Heinrichs kurze Antwort, Fräulein Barbaria dürfte etwa achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein, sähe gut aus und sei sehr still, schien den beiden vollkommen genügt zu haben. Es verstand sich für sie von selbst, daß wer immer dem Sohn und Bruder Freundlichkeit erwiesen, auf herzlichen Empfang von ihnen Anspruch hatte — darüber brauchte kein Wort verloren zu werden. Das wußte Heinrich, und er setzte das Gespräch über Barbaria nicht weiter fort.

Sobald die Betten in dem kleinen Wagenabteil gemacht waren, legte Oer sich nieder, und als Walter Georg, der noch eine Stunde im Rauchsalon gesessen hatte, sich ebenfalls zur Ruhe begeben wollte, fand er seinen Freund anscheinend fest eingeschlafen. Keiner von den beiden gehörte zu der Klasse der wißbegierigen, aufmerksamen Reisenden. Sie hörten und sahen nichts von Ungarn, durch das der Zug sie während der heißen Nacht führte, und auch die lange Fahrt durch Serbien und Bulgarien, die nur auf kurzer Strecke einige Abwechslung gewährt, bot ihnen wenig, was ihre Aufmerksamkeit fesseln konnte. Es war sehr warm, sehr staubig, und die flache Land-

schaft, im Hintergrunde durch hohe Hügelketten begrenzt, erschien in der Tageshitze verödet und traurig. An den Halteplätzen erblickten sie hochgewachsene, sehnige Männergestalten und hie und da eine Frau oder ein junges Mädchen mit schönen, dunklen, sehnsüchtigen Augen. Männer und Frauen sahen aus, als ob sie keineswegs zur Reinlichkeit hinneigten. „Gutes Soldatenmaterial," sagte Oer von den Männern, und: „Unappetitlich!" Walter Georg von den Frauen.

In Sofia übergab der Zugführer Oer ein Telegramm, das in Philippopel aufgegeben war und Oer anzeigte, sein zukünftiger Wirt Wanian werde ihn im Stambul am Bahnhof erwarten. Dann kam die zweite heiße Nacht, und am nächsten Morgen erwachten die Reisenden in der Türkei, nur noch wenige Stunden von Konstantinopel entfernt. Nun waren sie bereit, der Gegend, die sie durchzogen, Beachtung zu schenken. Aber der Weg schlängelte sich durch einförmiges, ödes, niedriges Hügelland, das ihre Aufmerksamkeit bald wieder erlahmen ließ. Plötzlich tauchte in der Ferne eine schnell wachsende, im Sonnenlicht blendend blitzende, weiße Fläche auf — das Meer, und nun belebte sich das landschaftliche Bild und wurde fesselnd und schön. Das helle Wasser färbte sich zu tiefem Blau, als der Zug sich dem Ufer bis auf geringe Entfernung genähert hatte. Vereinzelte Häuser, zahlreiche Dörfer, meist armseligen Anblicks, säumten die Bahn, und immer mächtiger und schöner wurde das Meer, auf dem sich Dampfer, Segelschiffe, Barken und Boote kreuzten, und aus dem kahle Klippen und hohe, grünbewaldete, mit hellen Häusern bedeckte Inseln ein-

ladend kühl emportauchten. Endlich polterte der Zug auf langer Strecke an altem verfallenem Gemäuer vorüber; große Prachtbauten, zahllose Moscheen, von schlanken Minarets überragt, wurden sichtbar. Die Fahrt verlangsamte sich mehr und mehr, bis der Zug auf einem unansehnlichen, vollkommen schmucklosen Bahnhofe Halt machte: „Stambul!“

Oer und Walter Georg stiegen aus dem Wagen. Sie hatten nicht Zeit, sich umzusehen, denn sogleich trat ihnen ein Mann vornehmen Aussehens, von etwa fünfzig Jahren, kleiner, feiner Gestalt, wie die der beiden Howian, bleich von Gesichtsfarbe und mit den dunklen, sorgenvollen Augen der Armenier, entgegen und sagte, sich der französischen Sprache bedienend: „Ich begrüße Herrn von der Oer?“ — und als Oer darauf durch ein Neigen des Hauptes geantwortet hatte — „Mein Name ist Iknadios Wanian. Sie und Ihr Freund sind mir herzlich willkommen. Gott segne Ihren Eingang!“

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch

Erstes Kapitel.

Schwer und schwül lagerte der heiße Sommer des Jahres 1895 über Konstantinopel. Die wohlhabenden Einwohner der Stadt hatten sich nach ihren luftigen Wohnsitzen am Bosporus und auf den „Inseln" geflüchtet, und nur während der wenigen Stunden des Tages, die sie gezwungen waren, dem Geschäfte zu widmen, erblickte man ihre müden Gestalten und bleichen Gesichter in den engen, dumpfen Straßen von Galata und Pera. Ihre trägen Schritte beschleunigten sich erst, wenn sie auf der großen Brücke von Karaköi den Dampfer erblickten, der sie nach dem ermüdenden Tagewerk aus dem unreinen Dunstkreise der Stadt in die balsamische Luft der Sommerfrische zurückführen sollte.

Das arme Volk, im Schmutz und Elend in seinem Elemente, in dem es von Kindesbeinen bis zum Grabe sein klägliches Dasein fristet, lungerte im Schatten der Häuser oder hatte sich darin, wie in dunkle Höhlen, verkrochen. Hie und da zog ein Hamal seines Weges, unter schwerer Last keuchend, den Oberkörper gebeugt, die Augen zu Boden geschlagen, sicher seines der schwersten Arbeit eingeräumten Rechtes, unbekümmert um die Vorüber-

gehenden geradeswegs seinem Ziele zusteuern zu dürfen; von Zeit zu Zeit ertönte das warnende „Warda!" eines Kutschers, der seine Gäule in rascher Gangart durch die Menge trieb, und dem die Fußgänger, der Hamal ausgenommen, still, nicht ängstlich, auswichen — und auf allen Gesichtern der buntscheckigen, aus Türken, Kurden, Persern, Arabern, Levantinern, Griechen, Armeniern, Maltesern und Juden zusammengewürfelten Menge ein beängstigender Ausdruck finsteren, harten Ernstes, stumpfer Gleichgiltigkeit oder sorgenvoller Unruhe; — viel böses, drohendes Blicken, viele ängstlich spähenden, dunklen Augen, nirgends ein sorgloses Lächeln. Nur die kleinen, hageren, braunen, in Lumpen gehüllten Zigeunermädchen mit blitzend weißen Zähnen und wilden, schönen Augen, die wie Vögel von einer Seite der Straße zur anderen huschten, um ein Almosen zu erbetteln, hatten ein kurzes, helles Wort des Dankes auf die Lippen, wenn sie einen freundlichen Geber gefunden hatten. Sonst herrschte dieselbe quälende Ruhe vor dem Gewitter auf der Straße wie in der Luft.

In der Provinz wütete der Sturm bereits seit Monaten. Im Wilajet von Bitlis, in Sassun, Erzerum, Diarbekir war es zu blutigen Kämpfen gekommen zwischen Kurden und Türken auf der einen und Armeniern auf der anderen Seite. Die Türken sprachen hohnlächelnd von den Siegen, die sie über die Rebellen errungen, die Armenier erhoben zähneknirschend, jammernd Klage gegen ihre wilden Feinde, die durch unversöhnlichen Rassen- und Religionshaß von ihnen getrennt, entsetzliche Grausamkeiten, der Barbarei dunkler Jahrhunderte angehörend, an wehrlosen Greisen, Weibern und Kindern verübt hatten. Mehr als hundert blühender

Ortschaften waren dem Erdboden gleich gemacht, Tausende und Abertausende von Armeniern niedergemetzelt worden, und Hunderte von Weibern und Mädchen hatten sich ertränkt, um der Schmach entehrender Gewaltthätigkeit und Gefangenschaft zu entgehen.

Das Gewitter nahte sich der Hauptstadt. Der Himmel bedeckte sich mehr und mehr mit drohendem Gewölk. Schon zuckten vereinzelte Blitze, von dumpfen Donnerschlägen gefolgt. Täglich hörte man von Morden und Hinrichtungen. Als Mörder bezeichnete die öffentliche Stimme muhammedanische Kurden, Arnauten, Lasen; die Hingerichteten waren ausnahmslos christliche Armenier. — Die Straßen galten nicht mehr für sicher. Die Regierung schien das nicht zu sehen, nichts vorhersehen zu wollen. Die Polizei zeigte sich nirgends.

* * *

In dem Landhaus, das dem reichen armenischen Kaufmann Nerseß Sohagian in Bujukdere am oberen Bosporus gehörte, saßen sich in einem der großen luftigen Räume des alten palastartigen Gebäudes Wanian, Oer und Walter Georg, in ernstes Gespräch vertieft, gegenüber. Das Gemach war schmucklos: die Wände und die Decke mit eintönig schneeweißer Oelfarbe gestrichen, auf dem Fußboden kühle Matten aus goldgelbem Mais, an den Wänden niedrige, harte Diwane, mit dünnen, alten persischen Teppichen bedeckt, und darauf zahlreiche viereckige und runde, mit weißem Linnen überzogene, ebenfalls harte große und kleine Kissen, in der Mitte des Zimmers ein plumper

hölzerner Tisch mit heller Marmorplatte, auf der eine kleine Lampe stand, die den großen Raum nur spärlich erhellte. Die Gardinen an den weit offenstehenden Fenstern waren aus dünnem, leichtem seidenem Stoff. Alles war augenscheinlich darauf berechnet, die Hitze aus dem Gemach, das wie ausgeräumt erschien, fern zu halten oder so leicht erträglich wie möglich zu machen. — Es war neun Uhr abends. In der Dorfstraße längs dem Wasser war es still geworden, auch auf dem Bosporus schien sich nichts mehr zu regen. Die drei Männer sprachen mit gedämpfter Stimme.

Die Thür wurde geöffnet. Das Gespräch verstummte. Zwei schöne bleiche Knaben von vierzehn und zwölf Jahren, traten herein, näherten sich Wanian schnellen, scheuen Schritts, und, die Hände über dem Gürtel gekreuzt, verbeugten sie sich tief vor ihm. Der alte Armenier legte die Rechte segnend auf das Haupt eines jeden der Kinder. Diese küßten ihm die Hand, verbeugten sich vor Oer und Walter Georg und entfernten sich wieder stumm, wobei sie rückwärts gingen, als seien sie von einem Könige entlassen worden. Nachdem die Thür sich lautlos hinter ihnen geschlossen hatte, sagte Oer: „Ich habe Erko und Serkis lieb gewonnen, aber sie beunruhigen mich. Ich kenne sie nun seit vier Wochen, doch habe ich kaum ein lautes Wort von ihnen vornommen und sie nicht einmal lachen oder spielen hören, — das ist nicht Kinderart."

„Wie könnten sie froh sein?" entgegnete Wanian. „Sie haben in ihren jungen Jahren des Entsetzlichen genug erfahren, um ein ganzes Leben zu vergiften. Die Armen! Wie könnten sie lächeln? Dazu müßten sie zu viel ver-

gessen. — Aber seien Sie überzeugt, Herr von Oer, daß Sie für Ihr gütiges Entgegenkommen tiefe dankbare Anerkennung ernten." — Er machte eine kurze Pause, während der er ernst sinnend vor sich hinblickte, und fuhr dann, die durch das Eintreten der beiden Knaben unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmend, fort: „Die Nachrichten aus den Provinzen lassen das Schlimmste befürchten. Einen Augenblick hatten wir gehofft, die Vorstellungen, welche die Botschafter der Pforte und dem Sultan selbst gemacht hatten, sowie die von den diplomatischen Vertretern Rußlands, Englands und Frankreichs angeordnete Absendung einer Kommission, zur Untersuchung der armenischen Lage in Saßun und Erzerum, würden neue Greuel verhindern, dem weiteren Vergießen unschuldigen Blutes ein Ende machen und die noch nicht eingeäscherten Ortschaften vor Verwüstung bewahren. — Aber diese Hoffnungen sind zu Schanden geworden! Die Vorstellungen, Ermahnungen, Drohungen der Botschafter fanden unwilliges Gehör, wenn sie nicht auf taube Ohren fielen. Sie blieben ohne jeden Erfolg. Das Unheil schreitet fort! Wir kennen jetzt den Tagesbefehl, den der Befehlshaber der türkischen Truppen Ismail Bey, auf einen Firman des Sultans fußend, seinen Soldaten erteilt hat, und in dem den entmenschten blutdürstigen Banden anbefohlen wird, die armenischen Ortschaften in Brand zu stecken, mit allem, was armenisch ist, nach Willkür zu schalten und zu walten, unter der einzigen Bedingung, keinen Armenier lebend entschlüpfen zu lassen, sie alle zu töten — alle: Männer, Weiber, Kinder, Greise! — Der Untergang meines unglücklichen Volkes ist beschlossen. Die Ausführung des

unseligen, grausamen Plans hat bereits Tausenden und Abertausenden von Unschuldigen das Leben gekostet und namenloses Elend über die Lebenden gebracht, die unberechenbar wilder Willkür preisgegeben, den gewaltsamen Tod in in ihrer Nähe fühlen, der sie jeden Augenblick überfallen kann. — Das Maß ist voll."

Die Stimme Wanians zitterte. Große stille Thränen glitten über seine abgehärmten, bleichen Wangen. Nach einer Pause, die Oer und Walter Georg nicht zu unterbrechen wagten, sprach er mit mühsam wiedergewonnener Fassung weiter: „Der hiesige Bezirksausschuß, der Hentschakkiste,*) drängt zum sofortigen Handeln. Das Londoner Central-Comité glaubt, daß der Augenblick dazu noch nicht gekommen sei. Es mag recht haben, aber ich fürchte, die grimme Wut, die sich aller armenischen Herzen in Konstantinopel bemächtigt hat und zu verzehrender Glut geworden ist, wird nicht mehr lange zu bändigen sein und die rote stechende Flamme der Empörung dann unaufhaltsam emporzüngeln. — Wehe über uns, die wir, von der Welt verlassen, allein zu schwach sind, zu siegen! Ohannes Howian hat mir heute berichten können, daß sein Bruder Artin in Paris angekommen ist, daß Giragos und die Mehrzahl seiner Getreuen, in kleinen Gruppen reisend, in den nächsten Tagen in London eintreffen werden. Giragos und Artin werden in Paris zusammentreffen, und nachdem sie sich über die in den Comités von Amerika, England und Frankreich herrschenden Ansichten ver-

*) Geheime armenische Gesellschaft, deren Comités die revolutionäre Bewegung leiten.

ständigt haben, wird Giragos, dem die Leitung der vollstreckenden Gewalt übertragen worden ist, unbemerkt nach Konstantinopel zu gelangen versuchen, um sich mit dem hiesigen Bezirksausschuß in direkte Verbindung zu setzen. Bis dahin werden sich auch die Thatendurstigsten hoffentlich noch gedulden, denn sie wissen nun, daß die Stunde der Entscheidung nahe rückt."

Wanian schwieg und schien in tiefes Nachsinnen versunken, aus dem er mit einem leisen Seufzer wieder erwachte. Dann, sich mit veränderter ruhiger Stimme an Oer und Walter Georg wendend, sagte er: „Es ist wohl kaum nötig, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, sollten Sie zufällig mit Giragos oder einem seiner Leute, die Ihnen von Yakima her bekannt sind, zusammentreffen, Sie Ihre Beziehungen zu ihnen nicht zu erkennen geben dürfen; denn ich hege keinen Zweifel, daß Sie beide sowohl wie ich als Gäste Nersetz Sohagians und Freunde seiner Kinder auf das schärfste überwacht werden. — Deutsche haben von der türkischen Polizei nichts zu befürchten, und ich selbst fühle mich sicher in meiner Eigenschaft als englischer Unterthan, aber jeder türkische Armenier, der in Verdacht geriete, mit uns in Verbindung zu stehen, würde sicherlich sofort verhaftet und, aller Wahrscheinlichkeit nach, schnell und für alle Zeiten unschädlich gemacht werden."

Heinrich Oer bemühte sich, seine Unruhe über Varvarias Schicksal zu bemeistern, aber es gelang ihm nicht vollständig: „Giragos' Schwester ist wohl in Amerika geblieben?" fragte er anscheinend unbefangen.

Iknadios Wanian fand die Teilnahme Oers an der jungen Armenierin natürlich und antwortete auf Oers

Frage, Varvaria werde ihren Bruder in London verlassen und sich nach Berlin unter die Obhut Ohannes Howians begeben. — Walter Georg hatte weder der Frage noch der Antwort Aufmerksamkeit geschenkt.

„Wir wollen nun zur Ruhe gehen," sagte Wanian. „Sie hören den Wächter, der mit dem Stabe aufschlagend am Ufer auf und ab geht. Er will uns glauben machen, er habe nichts zu verbergen und sei nur auf die Sicherheit der Straße bedacht. — Er ist ein Spion, und in einer Stunde wird man auf dem Polizeiamt genau wissen, wie lange wir heute abend beisammen gewesen sind."

Der stand in regem schriftlichem Verkehr mit seinen armenischen Freunden in Amerika, namentlich mit Artin Howian und Sohagian, die sich seiner Vermittlung sowie der des Ohannes Howian in Berlin bedienten, um Briefe für Wanian und die Kinder Sohagians sicher an ihre Bestimmung gelangen zu lassen. In dieser Beziehung bot das deutsche Postamt in Galata vollkommen beruhigende Sicherheit: es empfing, wie auch das englische und das französische Postamt, seine Sendungen in verschlossenen Säcken, die jeder türkischen Kontrolle entgingen, und verteilte deren Inhalt durch seine eigenen Beamten. Für diejenigen Personen, die jedem denkbaren Mißbrauch mit ihren Briefschaften vorbeugen wollten, bestand die fast allgemein verbreitete Einrichtung, daß sie alles, was für sie auf der Post eintraf, als „postlagernd" behandeln ließen. Derartige Eingänge wurden sodann nur an den Empfangsberechtigten oder einem von ihm beglaubigten Boten, — bei den Gesandtschaften und Botschaften einem Kawassen, — ausgeliefert. —

Oer begab sich deshalb täglich zu bestimmter Stunde mit einem der kleinen Dampfer, die den Dienst zwischen den Ortschaften am Bosporus und Konstantinopel nach Art der Omnibusse versehen und gewöhnlich stark besetzt sind, von Bujukdere nach Galata, wo sich das deutsche Postamt in der Nähe der neuen Brücke über das Goldene Horn und in der unmittelbaren Nachbarschaft der Ottomanischen Bank, in der belebtesten Straße des Viertels befindet. Häufig war er dabei von Walter Georg begleitet, der seine Briefe unter Oers Adresse empfing, aber niemals von Wanian, obgleich dieser durch seine Geschäfte täglich nach Pera und Galata gerufen wurde. Der vorsichtige Armenier konnte die intimen Beziehungen, wie sie zwischen ihm und seinen deutschen Gästen bestanden, unmöglich verheimlichen, doch vermied er gern, was die Aufmerksamkeit auf diese Beziehungen lenken konnte. Er benutzte gewöhnlich ein Boot, das Bujukdere gegen acht Uhr morgens verließ, während Oer und Walter Georg ihm mit einem späteren gegen zehn Uhr folgten, das sie bald nach Eintreffen der europäischen Post nach Galata trug.

Oer war mit der Zeit, infolge seiner regelmäßigen Besuche, eine wohlbekannte Persönlichkeit auf der deutschen Post geworden, deren aufmerksame Beamte einen vornehmen Mann in ihm erkannt hatten. — Sobald Oer sich an dem Morgen, nachdem ihm Wanian die nahe bevorstehende Ankunft Giragos' angezeigt hatte, am Schalter zeigte, übergab ihm der dienstthuende Beamte die vor wenigen Minuten für ihn eingetroffenen Postsachen, darunter auch zwei Briefe für Walter Georg.

„Wir wollen in den Klub gehen," sagte dieser. „Da können wir eilige Briefe sogleich beantworten."

Die beiden machten sich langsam auf den Weg, aber schon am Anfang der steilen Straße, die von Galata nach Pera führt, blieb Walter Georg vor einer haltenden Droschke stehen und sagte: „Laßt uns fahren!"

„Die wenigen Schritte?"

„Ja, und wenn es noch weniger wären. Ich habe neulich eine wissenschaftliche Abhandlung gelesen, in der überzeugend ausgeführt wurde, daß für gewisse Naturen körperliche Bewegung ungesund ist. Ich gehöre zu dieser bevorzugten Klasse. Ich fühle mich gänzlich ermattet."

Die Luft war schwül und drückend, und Oer ließ sich nicht nötigen, mit Walter Georg in die offene Droschke zu steigen.

„Pera Cluba," sagte er dem Kutscher.

„Du sprichst famos türkisch," meinte Walter Georg. „Ich vermute, ‚Pera Cluba' heißt: ‚Fahren Sie mich gefälligst nach dem Cercle d' Orient in der Rue de Péra.'"

„Das kann ich dir nicht bestimmt sagen," antwortete Oer lächelnd. „Ich weiß nur, daß, wenn ich dem Mann ‚Pera Cluba' sage, er mich nach unserm Klub fährt."

Sobald die beiden sich gesetzt hatten, fuhr der Kutscher eilig davon.

Walter Georg zog einen der soeben empfangenen zwei Briefe aus der Tasche, ein langes eng geschriebenes Schriftstück, das er hastig durchflog und sodann mit einem Ausdruck inniger Befriedigung in dem feinen, blassen Gesichte wieder einsteckte.

„Von Gabriele?" fragte Oer.

„Ja, von Gabriele."

„Irgend etwas Neues?"

„Nichts, — Alles wohl im Hause Huysburg. Dein Vater reitet täglich aus und ist frisch und munter, das Wetter ist herrlich . . . kühl." Eine kurze Pause. „Oer!"

„Ja?"

„Es ist doch eigentlich thöricht, daß wir uns hier bei lebendigem Leibe braten lassen. — Was meinst du, wenn wir uns auf einige Tage nur, wenn es nicht anders sein kann, in Huysburg abkühlten?"

„Ich muß hier bleiben," sagte Oer ernst. „Du weißt daß ich auf ein Jahr gebunden bin."

„So lange halte ich es nicht aus."

„Ich finde es sehr freundlich von dir, daß du mich in Yakima aufgesucht und bis nach Konstantinopel begleitet hast. — Mißverstehe mich nicht: du hast hier eigentlich nichts zu suchen, und ich nehme es dir nicht übel, wenn du mich verläßt."

Walter Georg machte eine etwas ungeduldige Kopfbewegung. „Daran ist gar nicht zu denken. Ich muß mich doch vor allen Dingen ‚bewähren'; aber es würde mir, offen gesagt, ganz angenehm sein, wenn sich dazu bald eine Gelegenheit böte, denn vergnüglich ist es hier gerade nicht, — während in Deutschland . . . Sieh dir nur die Straße, die Häuser, die Pferde und Wagen, sieh dir vor allen Dingen die Menschen an: nicht ein einziges freundliches, vertrauenerweckendes Gesicht. Die Männer sehen aus, als ob sie auf Mord und Raub ausgingen oder beraubt und ermordet zu werden fürchteten, und alles

ist schmutzig, staubig, heiß, während in Deutschland ... Oer!"

„Ja?"

„Könntest du mir nicht einen Auftrag für deinen Vater geben, den ich persönlich auszurichten hätte? In fünf Tagen wäre ich in Deutschland. In weiteren fünf Tagen hätte ich sicherlich Zeit, deine Angelegenheit zu erledigen, und in vierzehn Tagen könnte ich wieder hier sein."

„Nein, ich wüßte wirklich nicht, welchen besondern Auftrag ich dir für meinen Vater geben könnte," sagte Oer trocken.

Die Droschke hatte jetzt die Straße der Petits-Champs, in der die besten Gasthöfe von Pera gelegen sind, und die englische Botschaft durchfahren und befand sich in der Grande rue de Péra, die nach abendländischen Begriffen nichts weiter als eine außerordentlich belebte, schmale, keineswegs hübsche Straße ist, in der sich kaum ein Dutzend schöner oder stattlicher Gebäude befindet. Doch strömt dort der ganze Geschäftsverkehr und ein großer Teil des gesellschaftlichen Lebens von Pera zusammen. — Bald darauf befanden sich Oer und Walter Georg im Cercle d'Orient.

Dieser Klub wird eigentlich nur vom 1. November bis 31. Mai von seinen Mitgliedern besucht. Während des heißen Sommers und des schönen Herbstes wohnen fast alle am Bosporus oder auf den Prinzeninseln, und der Klub ist dann nur ein stilles Speiselokal, in dem einige wenige Gäste das Frühstücksmahl einnehmen. — Als Oer und Walter Georg an jenem heißen Augusttage dort eintraten, war er vollkommen verödet. — Die beiden

ließen sich im Lesezimmer nieder, auf dessen Tisch eine große Anzahl von Zeitungen in ungestörter Ordnung lagerte, und machten sich daran, ihre Briefe zu lesen. Zunächst erbrach Oer einen schweren Umschlag mit dem Poststempel Berlin, in dem er aber nichts für sich selbst, sondern nur zwei starke Briefe für Wanian vorfand. An der Handschrift auf der Adresse hatte er Ohannes Howian als den Absender erkannt. Sodann las er einen Brief aus Amerika von Herrn Bolton. Dieser bat Oer, zum 25. August in einem stillen Gasthof von Pera eine kleine Wohnung, womöglich mit Aussicht auf den Bosporus oder auf das Goldene Horn — denn er müßte Wasser sehen, um sich wohl zu befinden — für ihn zu mieten.

„Alle unsere gemeinschaftlichen Freunde haben New York verlassen," schrieb der alte Rheder. „Ich langweile mich hier, habe seit meiner Rückkehr von Europa keine ordentliche Reise gemacht und will mir einmal die Türkei ansehen, von der ich in letzter Zeit viel in den Zeitungen gelesen habe. Ich freue mich, Ihnen bald die Hand drücken zu können."

Dann kam ein Brief von Keßner, in dem es unter anderm hieß: „Harmens haben Marienbad verlassen und sind jetzt in Sylt, und zwar in Gesellschaft einer amerikanischen Familie Namens Sands. Wenn ich mich nicht irre, hatte Dir Graf Harmen eine Einführung für Herrn Sands mitgegeben. Deine seltenen Briefe zeichnen sich durch Lakonismus aus. Du hast mir nie von den Leuten gesprochen. Ich denke, ich werde sie demnächst kennen lernen: Graf Harmen ladet mich nämlich ein, ihn zu besuchen, und ich habe große Lust, seiner freundlichen Auf-

forderung zu folgen, da Berlin augenblicklich öde und heiß ist, wogegen es in Sylt kühl sein soll und man sich dort gut zu vergnügen scheint."

Der letzte Brief, den Oer öffnete, war ein winziges Schriftstück. Oer mußte sich einen Augenblick besinnen, um die feine, hübsche Handschrift auf der Adresse zu erkennen.

„Von der kleinen Helen," sagte er endlich. „Das liebe Kind!" —

Miß Helen schrieb nur wenige Zeilen, „Auf Wunsch des Grafen Harmen," begann der Brief, „und im Auftrage sämtlicher in Sylt versammelten Mitglieder der Familien Harmen und Sands, die alle darüber klagten, so selten und so wenig von Herrn von Oer zu hören ...

„Da ich zum Sekretär unserer Gesellschaft ernannt worden bin," hieß es sodann nach einem kurzen Bericht über das Leben von Sylt, „so darf ich Sie wohl um einen ausführlichen Brief bitten. Ich würde nicht wagen, ähnliches für mich allein zu verlangen, aber ich spreche im Namen vieler, die Sie lieb haben, und da erscheine ich hoffentlich nicht unbescheiden."

Es fiel Oer nicht auf, daß Helens Brief keine besonderen Nachrichten über die Comtesse Harmen enthielt, und ohne der vor wenigen Monaten so innig Geliebten zu gedenken, nahm er sich vor, in den nächsten Tagen ausführlich an seine amerikanische kleine Freundin zu schreiben, einfach weil sein weiches Herz ihn trieb, die Bitte des jungen Mädchens, dessen Sympathie für ihn er ohne tiefere Bewegung erkannt hatte, zu erfüllen.

Nachdem Oer die erhaltenen Briefe ruhig durchgelesen,

auch einen Blick in die verschiedenen illustrierten Zeitungen geworfen hatte, sah er sich nach Walter Georg um. Diesen fand er im Nebenzimmer emsig schreibend.

„Du bist ja sehr fleißig."

„Ich möchte den Brief von Gabriele beantworten."

„Wird das noch lange dauern?"

„Einige Minuten."

„Schön, ich gebe dir eine halbe Stunde dazu. Herr Bolton aus New York wird in wenigen Tagen in Konstantinopel eintreffen. Er bittet mich, ein Unterkommen für ihn zu finden. Das will ich jetzt besorgen. Erwarte mich hier!"

Oer schlich die Peraſtraße wieder hinunter. Seine Gemütsverfassung und die in den engen Straßen eingeklemmte Hitze verlangsamten seinen gewöhnlich elastischen Schritt. Als er sich auf dem kleinen, in dem Augenblick leeren Platze vor der englischen Botschaft befand, ging ein weit ausschreitender großer Mann in dem unauffälligen, dunklen Anzug der Hamal langsam an ihm vorüber und sprach dabei, ohne den Kopf zu wenden, mit leiser Stimme ein Oer wohlbekanntes Erkennungswort aus. Da der Mann seinen Weg gelassen fortsetzte, so begnügte Oer sich damit, ihm aufmerksam nachzublicken. An der Wendung der Straße sah der Hamal sich träge um, als wollte er einem nahenden Wagen ausweichen, und Oer erkannte in ihm einen der vierzig Getreuen aus Yakima. Eingedenk des Rates, den Wanian gegeben hatte, hütete er sich, dem gelassen Weiterschreitenden zu folgen.

In der Nähe der englischen Botschaft fand Oer in dem alten, ruhigen Hotel Royal eine kleine Wohnung, die ihm

als Boltons Wünschen entsprechend erschien. Sie war im zweiten Stock gelegen und bestand aus zwei hellen Zimmern, die herrliche Aussicht auf das Stadtviertel Kassim Pascha, das Goldene Horn und die hohe, Stambul im Westen begrenzende farben- und formenreiche Hügelreihe gewährten.

„Für wen und für welchen Tag befehlen Sie die Wohnung?" fragte der Portier, nachdem Oer ihm gesagt hatte, er miete die beiden Zimmer.

„Für einen Freund aus Amerika, der am nächsten Sonnabend mit dem Orient-Expreßzug hier eintreffen wird."

„Soll der Lohndiener den Herrn vom Bahnhof abholen?"

„Ich werde Sonnabend auf dem Wege dorthin hierher kommen und mir einen Ihrer Leute mitnehmen, der sich um das Gepäck bekümmern kann."

„Zu Befehl, Herr von Oer."

„Woher kennen Sie mich?"

„Ich bin seit vielen Jahren Portier. Es giebt jetzt so wenig Fremde in Pera, daß es leicht ist, alle, die durch meine Straße kommen, wenigstens dem Namen nach zu kennen."

„Was sind Sie für ein Landsmann?"

„Österreicher, zu Ihren Diensten."

Die Unterredung zwischen den beiden hatte in französischer Sprache stattgefunden.

Als Oer wieder in den Klub eingetreten war, fand er es dort ebenso still und einsam wie vor einer halben Stunde. Kein Mensch hatte Walter Georg gestört, der aber noch immer weiterschrieb.

„Bist du endlich fertig?"

„Ja, jetzt bin ich fertig." Walter Georg schrieb in der That nur noch wenige Zeilen und verschloß dann den Brief, den er mit sorgfältiger großer steiler Handschrift an „Fräulein Gabriele von der Oer auf Schloß Huysburg" adressierte. — „Ich habe sie, deinen Vater und die Tante von dir gegrüßt und ihnen gesagt, wir befänden uns so wohl wie Fische in lauwarmem Wasser. — Herr des Himmels, ist es heiß in diesem gesegneten Neste! Hoffentlich finden wir bald eine Droschke. Ich könnte beim besten Willen keine zehn Schritte machen."

Die beiden begegneten in der Nähe des Klubs einem Wagen, der sie in rascher Gangart den steilen Berg von Galata hinab und, nachdem er einen Augenblick vor der deutschen Post Halt gemacht hatte, wo Walter Georg seinen Brief aufgab, nach der „Neuen Brücke" führte, zur rechten Zeit, um ihnen zu gestatten, ein Dampfboot, ein sogenanntes Schirket, zu besteigen, das gleich darauf das Goldene Horn verließ und sie in anderthalb Stunden nach Bujukdere führte.

Zu Hause angelangt streckte Walter Georg sich auf einen kühlen Bambussessel nieder und schlief ruhig und fest ein, während Oer sich in das von Erko und Serkis bewohnte Zimmer begab. Er fand die beiden Kinder mäuschenstill am Fenster sitzend und auf das im Sonnenlicht blitzende Meer hinausschauend. Die dunklen, traurigen Augen leuchteten freudig auf, als Oer zu ihnen trat, aber sonst bewegte sich nichts in den bleichen, schönen Gesichtern. — Nein, Wanian Effendi wäre noch nicht angekommen, antwortete Erko auf Oers Frage nach

diesem. Er würde erst mit dem Fünf-Uhr-Schirket erwartet.

„Wollt ihr mit mir spazieren gehen?" fragte Oer.

„Wenn Sie befehlen . . . aber es ist recht heiß. Sie werden müde sein."

„Wollt ihr nach dem Belgrader Wald fahren?"

„Wenn Sie befehlen . . . aber es ist hier viel kühler als draußen."

„Wollt ihr in den Kaik steigen, rudern, fischen?"

„Wenn Sie befehlen . . . Sie sind so gütig. Wir sind müde. Wenn Sie gestatten, bleiben wir zu Hause."

„Seid ihr noch gar nicht ausgegangen?"

„Wir waren längere Zeit im Park. Wanian Effendi wünscht nicht, daß wir uns allein auf der Straße zeigen."

Und nach jeder der kurzen Antworten, die sie gaben, versanken die Knaben wieder in bewegungsloses Schweigen.

„Die armen Kinder!" sagte Oer vor sich hin, und laut setzte er hinzu: „Dann will ich mich auch etwas ausruhen. Es ist in der That sehr warm. Wenn Herr Wanian ankommt, so benachrichtigt mich sogleich."

Die beiden Kinder geleiteten Oer bis vor die Thür, wo sie sich ehrerbietig von ihm verabschiedeten. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, sagte Erko: „Wie gut unser deutscher Freund ist, und wie stark er aussieht! Der fürchtet sich nicht und wird uns beschützen. Tante Varvaria hat recht, jedermann muß ihn lieb und Vertrauen zu ihm haben. Allgütiger Gott, bewahre uns unsern deutschen Freund!" — Indem er dies sagte, bekreuzigte er sich langsam, und der kleine Serkis folgte andächtig seinem Beispiel.

Einige Stunden später trat Wanian in Oers Zimmer, der ihm sogleich die beiden für ihn eingetroffenen Briefe übergab. Wanian öffnete sie vorsichtig, — dabei zitterten seine feinen Hände, — und entnahm den Umschlägen zahlreiche, versiegelte Einlagen, deren Adressen er aufmerksam las.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte Oer.

„Danke — danke," antwortete der Armenier zerstreut, aber er blieb noch längere Zeit stehen. Erst nachdem er zwei an ihn selbst gerichtete Briefe durchgelesen und noch einmal die Adressen auf den Einlagen geprüft hatte, griff er nach einem Sessel, auf den er sich schwerfällig niederließ. — Einige Minuten saß er nachdenklich da, dann winkte er Oer, der an das Fenster getreten war, in seine Nähe und sagte geheimnisvoll: „Giragos befindet sich vielleicht schon in Konstantinopel, die Comités in Stambul und in den Provinzen sollen sofort benachrichtigt werden, sich kampfbereit zu halten. — Ich fürchte, man handelt mit Überstürzung . . . ich fürchte . . . ich fürchte. — Bolton, der Varvaria nach Berlin begleitet hat, trifft am Sonnabend hier ein. Das wissen Sie schon, wie Artin mir schreibt. — Haben Sie eine Wohnung für ihn gefunden?"

„Ja, im Hotel Royal."

„Das ist gut. Ich darf Sie wohl bitten, ihn am Bahnhof zu empfangen. Sie werden zwar auch beobachtet, aber doch nicht in dem Maße wie ich. Bolton ist sicherlich Überbringer von Briefen und Bestellungen für uns. Das einfachste und auch das sicherste wäre, er käme mit Ihnen am Tage nach seiner Ankunft hierher.

Das wird ihn compromittieren, aber er hat sich deswegen keine Sorge zu machen, da er ein Fremder ist. — Veranlassen Sie ihn, sich unmittelbar nach seiner Ankunft auf seiner Gesandtschaft und bei seinem Konsul zu melden. Amerikaner denken gewöhnlich nicht an ähnliches, aber sagen Sie ihm, es wäre gut, daß etwaige Spione sogleich feststellen könnten, er stände in Beziehung zu seinen diplomatischen Vertretern. Wir gebrauchen ihn, wir rechnen auf ihn. — Herr Bolton ist ein edler, großmütiger Mann, Herr von Oer — ein edler, großmütiger Mann."

Die nächsten Tage waren für Wanian Tage der Unruhe und Aufregung. Oer empfing jetzt täglich Postsendungen von Ohannes Howian für Wanian. Sie enthielten stets mehrere Einlagen für Giragos und für leitende Mitglieder des Comités in den Provinzen und des Hentschak. Auf welche Weise Wanian sie an ihre Bestimmung gelangen ließ, blieb für Oer ein Geheimnis, das er nicht zu erforschen versuchte. Eine Frage darüber würde Wanian wohl beantwortet haben, denn Oer besaß das volle Vertrauen des Armeniers; aber der junge Deutsche war nicht neugierig.

Eines Tages entnahm Wanian einem der Briefe, die Oer ihm gebracht hatte, eine Anlage für diesen, „O." unterzeichnet, als dessen Absender Oer an der Handschrift Ohannes Howian erkannte. — Es fiel Oer erst später auf, daß in dem Brief, wie in allen Mitteilungen, die er seit seiner Ankunft in Konstantinopel von Artin und Ohannes Howian erhalten hatte, niemals Eigennamen vorkamen. Die Briefe begannen mit der Überschrift „Lieber

Freund“ und waren mit den Anfangsbuchstaben des Absenders „A.“ oder „O.“ — „Artin“ oder „Ohannes“ unterschrieben; am Ende befand sich gewöhnlich ein Datum ohne Jahreszahl; aber der Ort, woher der Brief kam, war nicht angegeben. Das kleine Couvert, das Wanian Oer an jenem Tage übergab, war am 19. August geschrieben und gelangte am 24. in Oers Hände. Es enthielt nur zwei Zeilen in deutscher Sprache, die Ohannes vollkommen beherrschte: „Gott behüte Dich. Schreibe mir häufig! O.“

Am nächsten Morgen begab sich Oer in Begleitung eines Bediensteten des Hotel Royal nach Stambul, um Bolton am Bahnhof von Sirkedschi zu erwarten. Bald nachdem er auf die Plattform getreten war, traf der Orient-Expreßzug ein. Er war nur spärlich besetzt, und Oer hatte keine Mühe, Herrn Bolton unter den Ankommenden zu finden. Übrigens war dessen Erscheinung eine auffällige, durchaus nicht die eines Mannes, der vermeiden möchte, bemerkt zu werden. Er trug einen leichten Flanellanzug und einen großen gelben Strohhut, unter dem sein hageres, wettergebräuntes Gesicht noch dunkler erschien. Der fest geschlossene Mund mit seinen schmalen geraden Lippen, das mächtige Kinn und die großen, hellen Augen, die unter eisgrauen, buschigen Brauen kühl beobachtend um sich blickten, gaben dem Gesichte einen Ausdruck selbstbewußter, furchtloser Energie. Er begrüßte Oer mit ruhiger Herzlichkeit, dabei sprach er keineswegs sehr laut, aber auch nicht ängstlich leise, und seine näselnde Stimme, die einen scharfen, metallenen Klang hatte, machte sich leicht vernehmbar. Jedermann sah sich nach ihm um,

darunter auch einige unauffällig gekleidete Männer, die den Fez trugen, alles mögliche sein konnten und wahrscheinlich der geheimen Polizei angehörten, die auf den türkischen Bahnhöfen gewöhnlich mehr oder weniger stark vertreten ist.

„Wie geht es Ihnen, Herr Vanderoer?"

„Ganz gut."

„Sie sehen angegriffen aus."

„Das macht die Hitze."

„In New York war es noch wärmer, als ich abfuhr. — Nun muß ich mich wohl zunächst um mein Gepäck bekümmern. — Das haben wir in den Staaten bequemer. Da nimmt uns ein Beamter der Gepäckbeförderungsgesellschaft die Sorge darum für ein paar Cents ab."

„So civilisiert sind wir in Konstantinopel noch nicht, aber ich habe Ihnen die Sache doch ziemlich leicht gemacht." — Oer winkte dem Bediensteten des Hotel Royal, der sich aufmerksam in seiner Nähe gehalten hatte und nun schnell herantrat. Der fremde Herr aus Amerika sah aus wie jemand, der nicht ungestraft vernachlässigt werden darf. „Das Gepäck muß zur Zollabfertigung geöffnet werden," fuhr Oer fort, sich wieder an Bolton wendend. Darauf blieb Bolton, der neben Oer langsam dem Ausgange zugeschritten war, stehen, zog ein flaches Portemonnaie aus der Tasche und entnahm ihm einen gefaltenen Gepäckschein und einen winzigen feinen Schlüssel. Beides übergab er dem Diener des Hotel Royal. „Sprechen Sie englisch?"

Der Angeredete lächelte verlegen.

„Bedeuten Sie doch dem Mann, lieber Vanderoer,

daß sich nichts Zollpflichtiges in meinem Gepäck befindet, und daß dieser eine Schüssel die drei Stücke öffnet, aus denen es besteht. — Und nun lassen Sie uns nach Hause fahren. — Wo wohne ich?"

„Im Hotel Royal."

„Ist das weit von hier?"

„Eine kleine halbe Stunde. Wenn es Ihnen recht ist, besuchen wir auf dem Wege dorthin Ihre Gesandschaft. Möglicherweise finden Sie dort Briefe."

Bolton war vielleicht durch diesen Vorschlag überrascht, denn er zauderte einen Augenblick, bevor er antwortete: „Richtig — selbstverständlich."

Darauf setzten sich die beiden in den gut gehaltenen, offenen Wagen, in dem Oer angekommen war, und verließen die Eisenbahn.

Sobald Bolton sich unbeobachtet fühlte, änderte er den Ton, den er auf dem Bahnhof eingeschlagen hatte. „Was giebt es Neues?" fragte er mit unverkennbarer Teilnahme.

„Wanian hat sämtliche Briefe, die ihm von Ohannes zugekommen sind, an ihre Bestimmung gelangen lassen können. Die Comités unter dem Eindruck der jüngsten Greuelthaten möchten am liebsten, daß sogleich zum offenen Aufruhr übergegangen würde. Wanian ist besorgt und fürchtet unnützes Blutvergießen."

„Wanian ist ein vorsichtiger Mann, aber er weiß nicht alles. Ich kann ihm Aufklärung geben und werde ihn hoffentlich ermutigen. Ganz beruhigen kann ich ihn nicht. Blutvergießen ist unvermeidlich. — Hat er Giragos gesehen?"

„Ja, er hat ihn gesehen."

„Und Sie?"

„Ich bin noch nicht mit ihm zusammen getroffen. Er darf sein Versteck nicht verlassen, denn er könnte erkannt und verhaftet werden, und das wäre in diesem Augenblicke ein schwer zu ersetzender Verlust für die armenische Sache; ich aber habe nicht gewagt, ihn in Kum-Kapu aufzusuchen. Abendländer sind in dem Stadtviertel des armenischen Proletariats eine solche Seltenheit, daß ich sicherlich, wollte ich mich dort zeigen, die Aufmerksamkeit der Polizei auf mich und meine Bewegungen lenken würde."

„Wie stellt sich der Patriarch zur Sache?"

„Er hält sich vollständig fern davon. Er kann nicht anders, wenn er auf seinem Posten bleiben will, wo er zwar wenig Ersprießliches thun, aber bei dem Ansehen, in dem er steht, vielleicht manches Unheil verhüten kann."

„Die türkische Bevölkerung, die Armee?"

„Dort herrscht blinde fanatische Wut gegen die Armenier."

„Der Sultan?"

„Undurchdringlich geheimnisvoll."

„Die Vertreter der fremden Mächte?"

„Wir finden überall warme Sympathieen, aber ich sehe noch nichts, woraus ich schließen könnte, daß sich diese platonische Teilnahme an den armenischen Leiden in thatsächliche Unterstützung der armenischen Sache übersetzen würde. Die Vorstellungen, die dem Sultan gemacht worden sind, haben nichts genützt. Im Palais zeigt man sich entrüstet gegen die Armenier, die, so heißt es dort, durch Aufruhr, durch Ermordung von Türken Maßregeln

zur Wiederherstellung der Ordnung unvermeidlich gemacht haben. Gewalt gegen Gewalt! Es wäre das Recht und die Pflicht der Regierung, die Rebellion zu unterdrücken."

„Ja, die Sache hat natürlich auch eine türkische Seite. — Haben Sie mit Wanian verabredet, wann wir uns sehen wollen?"

„Er schlägt vor, morgen in Bujukdere."

„Das ist das unauffälligste. Übrigens hat er als Engländer nichts zu fürchten."

„Er fürchtet auch nichts für seine Person, so versichert er wenigstens. Er ist besorgt um Sohagians Kinder, und in dieser Beziehung bin ich selbst nicht ganz beruhigt. Wanian ist zwar nach dem Gesetz Eigentümer des von ihm bewohnten Hauses, aber man nimmt allgemein an, daß er es nur durch einen rechtzeitigen Scheinverkauf geworden ist, mit dem bezweckt war, die großen Besitzungen Sohagians, der türkischer Unterthan ist, unter englischen Schutz zu bringen. Beamte werden sicherlich nicht wagen, den Engländer Wanian zu überfallen, aber wer steht dafür, daß man nicht versuchen wird, die beiden Kinder heimlich zu entführen? Ich überwache sie aufmerksam, und seit einigen Tagen sind sie ununterbrochen unter meinem oder Walter Georgs Schutz; trotzdem halte ich es für geraten, sie von hier fortzuschaffen, und zwar je schneller, desto besser; denn sollte es zu Straßenkämpfen kommen, so würde das englische Haus in einer türkischen Stadt doch nur eine schwache Festung sein. Die Kinder des reichen Sohagian aber dürften den türkischen Bravos als wertvolle Geiseln erscheinen."

Bolton versank in Nachsinnen. Er erwachte erst da-

raus, als der Wagen vor dem amerikanischen Konsulate hielt. Als Oer ihn darauf aufmerksam machte, stand er gelassen auf und begab sich in das amtliche Gebäude, aus dem er nach wenigen Minuten zurückkehrte. „Nun könnte ich auch gleich noch unsern Gesandten aufsuchen," sagte er. „Ich habe im Konsulat den Sohn eines New Yorker Bekannten angetroffen, einen artigen jungen Mann, der sich mir bereitwillig zur Verfügung gestellt hat. Vielleicht kann er ja nützlich sein."

„Es ist immer gut," sagte Oer, „für einen Fremden, der sich in Konstantinopel aufhält, Verbindungen mit seinen diplomatischen Vertretern zu haben."

Der amerikanische Gesandte war ausgegangen. Bolton konnte sich damit begnügen, Karten für ihn zu hinterlassen. „Jetzt habe ich mich nun wohl in wünschenswerter Weise legitimiert," meinte er, „und wir können nun ins Hotel fahren."

Bolton war mit der Wohnung, die Oer für ihn genommen hatte, zufrieden. „Das ist schön," sagte er, nachdem er vom Fenster aus einen langen Blick auf das große, buntfarbige Bild zu seinen Füßen geworfen hatte. Dann entnahm er einer riesigen Brieftasche, wie sie seefahrende Leute zu tragen lieben, einen schweren Brief für Wanian. „In dem Umschlag befindet sich auch ein Brief für Sie," sagte er dabei. „Ich kann Ihnen übrigens berichten, was darin steht: Grüße für Sie von Ohannes und von Giragos' Schwester Varvaria und die Bitte, Sie möchten sogleich meine Ankunft telegraphieren und Ohannes überhaupt so oft wie möglich Nachrichten zukommen lassen. Das Telegramm soll, wie gewöhnlich, an Bergmann

adressiert werden und . . .“ er suchte in der Brieftasche nach einem Zettel, den er bald fand, „und es soll lauten: ‚Herzliche Glückwünsche zum Geburtstage‘!“

Der wartete schon seit längerer Zeit auf eine Gelegenheit, sich in unauffälliger Weise nach Barbaria erkundigen zu können. Nachdem Bolton den Namen des jungen Mädchens ausgesprochen hatte, fragte er deshalb: „Wie geht es Ohannes Howian und Fräulein Barbaria?“

„Ohannes hat viel zu thun, denn er vermittelt den größten Teil des Verkehrs zwischen London und Paris und Athen und Konstantinopel. Barbaria haben wir vorläufig in einer amerikanischen Familie, bei Freunden von mir, untergebracht. Sie ist dort gut aufgehoben.“

„Geben Sie mir ihre Adresse!“

„Sie werden sie auf einem Billet finden, daß das junge Mädchen Ohannes’ Brief beigelegt hat. Sie wünscht Ihre Schwester kennen zu lernen.“

„Mein Vater und meine Schwester werden Fräulein Barbaria aufsuchen, sobald sie von ihrer Anwesenheit in Berlin Kenntnis erhalten; es war gewissermaßen zwischen Giragos und mir verabredet, daß seine Schwester während ihres Aufenthaltes in Deutschland unser Gast sein sollte.“

„Das ist sehr schön; denn meine Freunde sind brave, zuverlässige, aber keineswegs vergnügliche Menschen und wissen vielleicht nicht recht, was sie mit dem traurigen jungen Mädchen anfangen sollen.“

Es wurde angeklopft, und der Lohndiener des Hotels stand vor der Thür. „Das Gepäck ist angekommen,“ meldete er.

„Lassen Sie es heraufbringen!“

„Die Zollbeamten haben jedes Stück untersucht."

„Nun, sie werden nichts Verdächtiges gefunden haben," meinte Bolton schmunzelnd.

„Kann ich noch etwas für Sie thun?" fragte Oer, nachdem der Diener sich wieder entfernt hatte.

„Danke, ich kann schon selbst für mich sorgen." So sah Herr Bolton in der That aus. „Gratulieren Sie nur Bergmann zu seinem Geburtstag, damit Howian erfährt, daß ich wohlbehalten hier angekommen bin. — Wann sehe ich Sie morgen?"

„Ich werde gegen zwölf Uhr hier sein. Dann können wir im Klub zusammen frühstücken, und später fahren wir nach Bujukdere zu Wanian."

„Ich erwarte Sie hier. Mein junger Freund vom Konsulat will mich heute zum Essen abholen, und ich werde ihn einladen, morgen mit uns zu frühstücken. — Ich glaube, es ist gut, wenn ich mich mit ihm zeige."

„Das ist sehr gut. Also auf Wiedersehen."

Oer begab sich vom Hotel Royal in den Klub, wo er zunächst die verabredete Depesche an Bergmann aufsetzte, die er durch den Klubdiener auf das Telegraphenamt bringen ließ, und sodann längere Briefe an Howian, seinen Vater und seine Schwester schrieb, die hauptsächlich von Bavaria handelten.

Gegen fünf Uhr saß Oer auf dem Dampfboot, um nach Bujukdere zu fahren. Es war drückend heiß, aber Oer war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um die Hitze zu fühlen. Er hielt eine Cigarette in der Hand, die er vergessen hatte anzustecken, und blickte sinnend vor sich hin.

Zwei junge, schöne Griechinnen, die nach ihrem Sommersitz in Theraphia fuhren, bemerkten Oer. „Ein vornehmer, hübscher, junger Mann," sagte die eine, sich leise an ihre Nachbarin wendend. „Ein Fremder. Ich habe ihn noch nirgends angetroffen."

„Wohl ein junger Diplomat," erwiderte die andere. „Er ist schon verschiedene Male mein Reisegefährte gewesen. Er scheint in Bujukdere zu wohnen Wenigstens geht er in Therapia nicht an Land."

Oer schlug die Augen in die Höhe, als empfände er, daß von ihm gesprochen wurde. Ein so sorgenvoller, eigentümlicher Blick, der von dem, was vorging, nichts zu sehen schien, hatte die junge Frau noch niemals getroffen. Unwillkürlich wandte sie die Augen ab, und eine sanfte Röte färbte ihre bleichen Wangen. Oer bemerkte es nicht und sah gleich darauf wieder zu Boden.

In Therapia verließen die beiden Damen das Boot. Madame Kalliope Argyriadi, die Gemahlin des reichen griechischen Bankiers aus Galata, schwebte langsam an Oer vorüber, und ihr Blick verließ den Fremden nicht, aber der schien in Gedanken vertieft und hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Wanian wartete ungeduldig auf Oer und öffnete schnell den Brief, den dieser ihm übergab. „Ist Bolton wohlbehalten angekommen?" fragte er.

„Ja."

„Wann sehe ich ihn?"

„Morgen gegen vier Uhr."

Wanian fragte nicht weiter. Er reichte Oer einen dünnen Brief, den er dem Umschlag entnommen hatte,

und durchlas dann ein langes an ihn gerichtetes Schriftstück. Seine Hände zitterten wieder, aber seine Gesichtszüge blieben unbeweglich.

Während der Zeit öffnete Oer den an ihn gerichteten Brief. Er enthielt nichts weiter, als was Bolton ihm bereits gesagt. Doch las Oer die drei Zeilen, die Varvaria an ihn gerichtet hatte, mehrere Male aufmerksam durch. — Das junge Mädchen bediente sich der englischen Sprache, die sie fehlerlos schrieb; aber ihre Handschrift hatte etwas Unbeholfenes, Kindliches. „Mein Bruder hat mir aufgetragen, Ihren Vater aufzusuchen. Das habe ich sogleich, nachdem ich hier eingetroffen bin, gethan und erfahren, daß er sich augenblicklich auf dem Lande aufhält. Ohannes wollte ihm schreiben und meine Ankunft anzeigen. Ich ziehe aber vor, daß Sie mir sagen, was ich thun soll, um Giragos' Auftrag auszuführen. Mit freundlichen Grüßen V."

Das war nicht nur vollkommen unverfänglich, das war sogar recht kühl, und es stimmte Oer traurig. Er hätte Varvarias Brief unbeantwortet lassen können, da er bereits Ohannes sowohl wie seinem Vater und seiner Schwester alles gesagt hatte, was das junge Mädchen von ihm zu erfahren wünschte, aber es war ihm unmöglich, die Gelegenheit, sich mit der Geliebten unterhalten zu können, ungenützt zu lassen, und er wollte ihr sogleich schreiben.

Wanian hielt noch immer Ohannes' Brief in der Hand, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Giebt Ihnen Ohannes Aufträge für mich?" fragte Oer.

„Nein . . . ja . . . bitte, gedulden Sie sich noch einen Augenblick!"

Das wurde Oer nicht schwer, denn der Brief, den er an Barbaria schreiben wollte, beschäftigte all seine Gedanken, und er erwachte wie aus einem Traum, als er plötzlich Wanians Stimme vernahm.

Der Armenier hatte sich, ohne daß Oer es bemerkt, auf einem Sessel Oer gegenüber niedergelassen. Seine großen Augen blickten scheu, und seine Stimme war leise und unsicher: „Ich habe zu gehorchen, und ich werde gehorchen," sagte er. „In London, Paris und Athen nimmt man an, daß wir auf den Schutz der Mächte rechnen können. Wir sollen handeln . . . handeln. Der Hentschak hat ein Sendschreiben an die Botschaften zu richten, in dem zu sagen ist, daß die Armenier von Konstantinopel beschlossen haben, durch eine Manifestation auf die Notwendigkeit hinzuweisen, die berechtigten Wünsche der Armenier zu berücksichtigen."

„Und worin soll die Kundgebung bestehen?" fragte Oer.

„Einige tausend Armenier würden vom Patriarchat aus durch Stambul nach der Hohen Pforte ziehen und das Verlangen stellen, dem Großwesir ihre Beschwerden und Wünsche vortragen zu dürfen."

Oer sprang auf und sagte ungeduldig. „Aber lieber Herr Wanian, das ist ja ein geradezu kindisches Vorgehen. Will man denn die Leute, die sich verleiten lassen, an jener Manifestation teilzunehmen, mutwillig in den Tod schicken? Es ist doch klar, daß man sie, sobald sie Kum-Kapu verlassen haben, angreifen und jeden, der Widerstand leistet, niederwerfen wird."

„Ja, das ist, klar."

„Nun?"

„Ich kann nichts daran ändern."

„Aber was bezweckt man überhaupt damit?"

„Die Aufmerksamkeit der Mächte auf die verzweifelte Lage der Armenier zu lenken."

Der machte eine entmutigte Bewegung. „Die Mächte ..." sagte er. „Man braucht kein großer Politiker zu sein, um zu begreifen, daß es weder England, noch Rußland, geschweige denn Deutschland oder Frankreich einfallen wird, zur Verteidigung der armenischen Sache das Schwert zu ziehen."

„So denke auch ich ... Aber in London und Athen ist man anderer Ansicht. Dort sagt man, die englische Regierung wäre geneigt, für uns einzutreten, und erwarte nur, von der öffentlichen Meinung dazu ermutigt zu werden. So denken auch Artin, Ohannes, Giragos, und so denkt sogar Bolton, und der Hauptzweck seiner Reise hierher dürfte sein, mir dieselbe Ansicht beizubringen, denn man fürchtet vielleicht, meine Entmutigung könne ansteckend auf die Comités wirken. Darin irrt man sich. Sie sind der einzige Mensch in Konstantinopel, mit dem ich unverhohlen spreche, da ich weiß, daß Sie meine Ansicht ohnehin teilen."

„So glauben Sie, daß es zu einem Straßenkampf in Konstantinopel kommen wird?"

„Ich fürchte es."

„Wäre es nicht möglich, mich mit Giragos zusammenzubringen?"

„Daran dürfen Sie nicht denken. Sie würden zu seinem Verräter werden, denn Sie sind Tag und Nacht auf Schritt und Tritt überwacht."

„Aber Sie sehen ihn doch und sind ebenfalls überwacht?"

„Ich bin Armenier. Ich habe Mittel und Wege, um in Kum-Kapu in der armenischen Menge zu verschwinden."

„Könnte ich mich nicht als Armenier verkleiden?"

Die Frage schien Wanian kindlich einfältig zu finden, denn er lächelte unwillkürlich, als er antwortete: „Nein, Herr von Oer. Es giebt keine Verkleidung, in der man Sie für einen Armenier halten würde. Sie können Giragos jetzt nicht sehen. — Sagen Sie mir, was Sie ihm mitteilen wollten. Ich übernehme es, Ihren Auftrag auszurichten."

„Was soll aus Erko und Serkis werden?" fragte Oer.

„Darüber wollten Sie mit Giragos sprechen?"

„Auch über diese Frage hätte ich gern seine Ansicht gehört; aber die Hauptsache war mir, ihn auf das Aussichtslose einer armenischen Kundgebung aufmerksam zu machen."

„Sie würden ihn nicht zu unserer Ansicht bekehren. Er hält Blut für ein unvermeidliches Opfer, das der armenischen Sache gebracht werden muß." Wanian machte eine kurze Pause. — „Erko und Serkis," fuhr er dann fort, „machen mir große Sorge. Ich muß sie von hier fortschaffen, bevor die geplante Kundgebung stattfindet. — Ich erwarte in den nächsten Tagen einen englischen Dampfer aus dem Piraeus, der nach kurzem Aufenthalt im Bosporus seine Fahrt nach Konstanza fortsetzen wird. Der Kaptän steht seit langen Jahren in Sohagians Diensten, und ich kenne ihn als einen zuverlässigen Mann.

Er soll die Kinder nach Rumänien führen. Dort sind sie in Sicherheit. Ohannes, der gute Beziehungen in Bukarest hat, wird dafür sorgen, daß sie in Rumänien wohl aufgehoben sind und später mit ihrem Vater vereint werden."

Wanians Pläne machten Oer nachdenklich. Sie boten ihm vielleicht eine Gelegenheit, nach Berlin zu gehen und Varvaria zu sehen. Er war zum Schutze der Kinder Sohagians nach Konstantinopel gegangen. Es erschien gewissermaßen selbstverständlich, daß er sie zu ihrem Vater zurückführen sollte. — Aber wie würde er Varvaria gegenübertreten, wenn er bekennen mußte, er habe Konstantinopel in dem Augenblicke verlassen, wo der armenischen Sache, wo Giragos Gefahr drohte? Die Sorge um die Söhne Sohagians konnte sich wie ein Vorwand zu seiner eigenen Flucht ausnehmen.

„Wann erwarten Sie Ihr Schiff in den Dardanellen?"

„Ich sagte es Ihnen bereits: in den nächsten Tagen."

„Und wer wird die Kinder begleiten?"

„Ich nahm an, daß Sie das vielleicht übernehmen würden," meinte Wanian etwas verlegen.

„Das würde ich auch jedenfalls thun, wenn es mir nicht peinlich wäre, Konstantinopel in diesem Augenblicke zu verlassen, und wenn ich nicht annähme, daß ich als Begleiter der Kinder durch einen andern leicht ersetzt werden könnte."

„Durch wen?"

„Ich denke mir: durch Walter Georg."

„Das wäre das beste. Das würde mich freuen; denn es gewährt mir große Beruhigung, Sie während

der schlimmen Tage, denen wir entgegengehen, in meiner Nähe zu haben. — Glauben Sie, daß Ihr Freund zu bewegen sein wird, sich der Kinder bis Bukarest anzunehmen?"

„Ich hoffe es. Er hält sich hier nur zu seiner Zerstreuung und meiner Gesellschaft auf. Konstantinopel ist jetzt nicht gerade vergnüglich, und mir erweist er einen größeren Dienst, wenn er mir ermöglicht, hier zu bleiben, als wenn er mir Gesellschaft leistet."

„Sprechen Sie, bitte, mit ihm!"

„Ich werde es thun, sobald er wieder heimgekehrt ist. Der Diener sagte mir, er sei unmittelbar nach meiner Ankunft ausgeritten."

„Sehr wohl. — Vielen Dank. Nun will ich zunächst an die Erledigung der Aufträge gehen, die Ohannes mir gegeben hat. — Auf Wiedersehen bei Tisch."

Der Brief an Varvaria kostete Oer große Mühe, aber, nachdem er einen ersten Entwurf sorgfältig durchcorrigiert und dann abgeschrieben hatte, enthielt das fertige Schriftstück keine Spuren seiner peinlichen Vorbereitung. Es machte den Eindruck eines höflichen, freundlichen Briefes und gestattete keinen tieferen Einblick in die Gefühle des Absenders.

Oer schrieb, Varvaria werde jedenfalls bald von seinen Verwandten hören, wenn das nicht bereits geschehen sei. Dann sagte er, Ohannes werde sie von allem, was Giragos anginge, vollkommen unterrichten können, und fügte hinzu, er selbst werde vorläufig noch in Konstantinopel bleiben, in der Hoffnung, daß es ihm, auch nach Abreise der Kinder, die unter Walter Georgs sicherem Schutze die

Reise nach dem Westen antreten würden, gelingen werde, sich dort einigermaßen nützlich zu machen. — Seine Absicht sei, der Sache seiner neuen Freunde von Yakima, die er zu seiner eigenen gemacht habe, nach besten Kräften zu dienen.

Oer hatte den Brief an Varvaria kaum geschlossen, als Walter Georg in das Zimmer trat. — Sein Aussehen hatte sich seit seiner Abreise von Berlin sehr verändert. Er erschien jetzt frisch, gesund, lebensfreudig: die Augen, die kalt und gleichgiltig geblickt hatten, sahen zuversichtlich in die Welt hinaus, und er schlich nicht mehr träge einher wie ein müder Greis, sondern, gleich einem Manne, der sich ein Ziel vorgesteckt hat, das er bald erreichen will, strebte er elastischen, leichten Schrittes vorwärts.

„Du hättest mich begleiten sollen," sagte Walter Georg, nachdem er Oer flüchtig begrüßt hatte, „dann sähest du nicht so verdrießlich aus. Es war sehr hübsch."

„Wo bist du gewesen?"

„Meine Absicht war, in den Belgrader Wald zu reiten, aber als ich die lange, staubige Landstraße vor mir sah, machte ich unter der großen Platane am Eingang des Weges Halt, ließ mir aus der griechischen Schenke eine Tasse Kaffee und ein Glas Wasser bringen — beides war gut — und beobachtete das junge Volk, das sich auf der Wiese tummelte. Hübsche Menschen sind diese jungen griechischen Fischer und ihre Gefährtinnen. Sie stehen und gehen, als hätte ein Balletmeister sie unter der Fuchtel gehabt. Ich habe ihnen eine halbe Stunde lang zugesehen und bin dann im Schritt wieder zurückgeritten.

Vom Schwarzen Meer her weht eine herrliche Brise, von der man in Bujukdere aber nichts fühlt. Wir wollen ein Kaik nehmen und nach Therapia hinüberfahren. Das wird dich auffrischen. Du siehst wieder einmal bedauernswert ernst und nachdenklich aus."

„Ja, ich bin etwas besorgt," sagte Oer.

„Was giebt es Neues?"

„Das will ich dir erzählen. Setze dich!"

Walter Georg machte es sich auf einem der großen Bambussessel sehr bequem, indem er sich lang ausstreckte und eine Cigarette anzündete, und sagte dann gelassen: „Ich gehorche und lausche." Aber bald nachdem Oer angefangen hatte zu sprechen, richtete er sich in die Höhe, und sein Wesen drückte nun gespannte Aufmerksamkeit aus. — Oer berichtete ausführlich über seine Unterredung mit Bolton und Wanian und schloß mit der Frage, ob Walter Georg es übernehmen wollte, Erko und Serkis nach Bukarest und vielleicht nach Berlin zu bringen.

Der Prinz sagte nicht so schnell „Ja" zu diesem Vorschlage, wie Oer erwartet hatte. Es gefiel ihm nicht, seinen Reisegefährten allein in Konstantinopel zu lassen: nicht etwa, daß er irgend welche Gefahr für ihn vorausgesehen hätte — Konstantinopel erschien ihm für einen Fremden ebenso sicher wie eine deutsche Stadt, — aber er fürchtete, in Gabrielens Augen seine Probezeit allzu sehr abzukürzen, wenn er, ohne auch nur auf eine Gelegenheit gewartet zu haben, sich in ähnlicher Weise wie Heinrich zu „bewähren", nach Berlin zurückkehren sollte. — Er versuchte seinen Freund zu überreden, Konstantinopel ebenfalls zu verlassen, und er sprach bei dieser Gelegenheit

ernster und eindringlicher, als er es je zuvor in seinem leichtfertigen Leben gethan hatte.

„Du hast," sagte er, „von einem Manne, der dir vor kurzem noch vollständig unbekannt war, dir vollkommen gleichgiltig sein kann und es wahrscheinlich auch ist, den Auftrag übernommen, über seine beiden Söhne zu wachen, — nichts weiter, wenn ich dich richtig verstanden habe. Es erscheint jetzt im Interesse der Kinder geboten, sie aus Konstantinopel zu entfernen. Dein Platz ist an ihrer Seite."

„Ich habe verschiedene Verpflichtungen übernommen," antwortete Oer. „Mein Versprechen, für Sohagians Kinder zu sorgen, erfülle ich, wenn ich sie nach Rumänien schaffe. Dahin können sie in deiner Gesellschaft ebenso gut gelangen wie in meiner. Wärst du nicht zur Stelle, so würde ich selbst Erko und Serkis nach Bukarest bringen. Da du hier und vollständig freier Herr deiner Zeit bist, so bitte ich dich, mir die Reise abzunehmen. — Du sagtest mir vor einigen Tagen, es wäre dein Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren, ich möchte dir einen Auftrag geben, der dir dies ermöglichte. Nun gebe ich dir einen solchen Auftrag. Du kannst dir und mir gefällig sein, wenn du ihn übernimmst."

Der Prinz gab jedoch noch immer nicht den von Oer gewünschten Bescheid. — Es hielt unter allen Umständen schwer, ihn von einer einmal gefaßten Ansicht abzubringen. In den meisten Fällen gelang dies überhaupt nicht, wenn er auch, um Frieden zu haben, schließlich nachzugeben schien. Er blickte jetzt eine kleine Weile nachdenklich vor sich hin, dann sagte er: „Ich bin nicht neugierig und bin

dir gern gefällig, und du weißt, daß ich Konstantinopel verlassen und nach Berlin gehen möchte." Oer nickte zustimmend. „Da erscheine ich dir vielleicht inkonsequent, wenn ich deinen Vorschlag nicht ohne weiteres annehme. Du sprichst von verschiedenen Verpflichtungen, die du übernommen hast. Ich kann mir denken, welcher Art sie sind: Du willst den Armeniern zu dem, was du für ihr gutes Recht hältst, zu verhelfen suchen. — Ist das richtig?"

„Das ist richtig."

„Ich bitte dich, mir noch einige Minuten zuzuhören. Die armenischen Klagen mögen ihre Berechtigung haben. Ich kann es nicht beurteilen, aber es ist mir vollkommen klar, und auch du wirst darüber kaum einen Zweifel hegen können, daß der Weg, den die Unterdrückten in diesem Augenblicke eingeschlagen haben, sie nicht zum gewünschten Ziele führen kann. — Ich glaube, lieber Oer, daß ich die Sache ruhiger beurteile, als du es thust, und deshalb in der Lage bin, sie richtiger zu beurteilen. — Was wollen die Armenier? Haben sie zionistische Bestrebungen, wollen sie ein armenisches Reich gründen?"

„Nein, das wollen sie nicht," unterbrach Oer etwas ungeduldig. „Sie verlangen nur, daß sie wie Menschen behandelt werden."

„‚Gleichberechtigung' ist dafür der terminus technicus, wenn ich nicht irre. Und die beanspruchen die Armenier in dem fanatischen Osmanischen Reiche, dessen Lebensprinzip die Intoleranz ist! — Der Moslem will Herr in dem von ihm eroberten Lande sein, und die von ihm unterjochten Völkerschaften sollen ihm als Tribut-

pflichtige dienen. Wenn wir — Deutsche, Franzosen, Engländer — nicht vom Abendlande aus geschützt wären, so würde es uns in der Türkei genau so ergehen, wie es den Armeniern ergeht. Das Unglück der Armenier ist, daß sie nicht stark genug sind, sich von den Türken unabhängig zu machen. Als türkische Unterthanen stehen sie in den Augen der Muhammedaner unter dem Gesetze des Islam, dem Gleichberechtigung der Gläubigen und Ungläubigen ein Greuel ist."

„Ich kann dir nicht widersprechen," erwiderte Oer gelassen. „Aber das darfst du nicht deuten, als ob ich dir recht gäbe. Ich höre dir nur mit einiger Verwunderung zu. Du sprichst mit solcher Bestimmtheit, als wäre das, was du behauptest, unanfechtbar. Das kann ich nicht ohne weiteres einräumen, schon weil ich mir sage, daß du ebenso wenig wie ich Zeit gehabt hast, die Frage, über die du sprichst, kennen zu lernen. — Ich selbst darf mich nicht einmal rühmen, darüber nachgedacht zu haben. — Ich habe erfahren, daß großes Unrecht geschieht, und habe meine Sympathie denen nicht versagen können, die sich gegen das Unrecht auflehnen. Ich fürchte, daß diese Empörung noch nicht zum Ziele führen wird, aber ich hoffe, sie wird nicht gänzlich erfolglos sein. Das Kampfgeschrei der Armenier heißt: ‚Verzweifle nicht!' Es hat mir gefallen, und ich will nicht weniger hartnäckig sein als meine armenischen Freunde. Ich habe mich freiwillig unter ihre Fahne gestellt, und ich kann nicht desertieren."

Oer schwieg, aber als Walter Georg ihm keine Antwort gab, nahm er nach kurzer Pause seine Rede wieder

auf. „Ich will hier bleiben, und ich soll Erko und Serkis von hier fortschaffen. Willst du mir dabei behilflich sein?“

„Du bist entschlossen, hier zu bleiben?“

„Ja.“

„Du würdest nach Konstantinopel zurückkehren, wenn du genötigt wärst, die Kinder nach Rumänien zu begleiten?“

„Ich würde mich so schnell wie möglich wieder auf meinen Posten zurückbegeben.“

„Du setzst mich in Verlegenheit. Ich möchte dir gefällig sein, aber ich habe deiner Schwester versprochen, bei dir zu bleiben.“

„Du kannst ihr sagen, ich hätte dich gebeten, mich zu verlassen. Ich kann es ihr schreiben, wenn du es wünschst.“

„Das wäre nicht nötig.“

„Du kannst auch, wenn es dir gefällt, dich später wieder zu mir gesellen.“

„Das werde ich wahrscheinlich thun, aber das ist spätere Sorge.“

„Du verläßt mich ja nicht in Gefahr,“ sagte Oer freundlich. „Das würde ich nicht von dir verlangen.“

„Schön, ich will es also übernehmen, die beiden Kinder nach Bukarest zu bringen.“

„Du erweisest mir einen Dienst. Ich danke dir.“

Oer begab sich zunächst zu Wanian, dem er sagte, der Prinz werde die Söhne Sohagians nach Rumänien begleiten. Dann ging er wieder in sein Zimmer, um Howian und seinem Vater von der wahrscheinlich nahe bevorstehenden

Ankunft Walter Georgs in Berlin zu benachrichtigen. Er schrieb darüber auch an Gabrielen, obgleich Walter Georg gesagt hatte, das wäre nicht nötig. — Aber sie sollte von ihrem Bruder selbst hören, das Walter Georg Konstantinopel nicht aus eigenem Antriebe verlassen, sondern weil dieser ihn besonders darum gebeten habe. „Schreibe mir doch," hieß es zum Schluß des Briefes, „wie Dir die Schwester Giragos' gefällt. Du wirst wohl etwas Geduld mit ihr haben müssen, denn sie ist mir als ein schwer zugängliches Wesen erschienen, aber Du wirst nicht ungeduldig werden, da Du weißt, daß Du damit eine Schuld abtragen hilfst, die ich den lieben Gastfreunden von Yakima gegenüber einlösen möchte."

Die Abendmahlzeit verlief sehr still. Walter Georg, der gewöhnlich für die Unterhaltung sorgte, erschien nachdenklich, und noch mehr Wanian, der die ihm vorgesetzten Schüsseln kaum berührte. Oers Gedanken begleiteten Walter Georg nach Berlin. Wie gern hätte er Varvaria, seinen Vater, seine Schwester begrüßt, aber daran war nicht zu denken. — Nach dem Essen machte er mit Walter Georg einen Spaziergang auf dem Quai, wo sich zahlreiche Fußgänger und Equipagen kreuzten. Auf dem Bosporus wimmelte es von schlanken Kaiks, in denen geputzte Frauen mit bleichen Gesichtern in leichten, lichten Gewanden und nach der neusten Pariser Mode gekleidete junge Männer saßen. Vom Schwarzen Meere her wehte eine starke Brise, die die blauen Wasser des Bosporus weiß kräuselte und nach des Tages schwerer Hitze köstliche Erfrischung brachte.

In der Nähe der russischen Botschaft begegneten

Walter Georg und Oer einer Equipage, in der zwei junge Frauen saßen.

„Wie hübsch und vornehm doch viele dieser brünetten Frauen aussehen," sagte Walter Georg. „Kennst du die beiden, die soeben vorbeifuhren?"

„Ich kenne hier keinen Menschen."

„Die eine musterte uns so aufmerksam, daß ich meinte, sie müßte uns kennen."

„Vielleicht hast du sie in London oder Paris angetroffen. Für die reichen Griechinnen oder Armenierinnen gehört es zum guten Ton, einmal jährlich nach dem Westen zu gehen."

„Nein, du warst es, der die Aufmerksamkeit der Frau in Anspruch nahm."

„Nun, vielleicht bin ich ihr in Amerika oder in Berlin begegnet." Er wandte sich gleichgiltig nach dem langsam dahinrollenden Wagen, erblickte aber nur den breiten Rücken des in heller Livree auf dem Bock thronenden Kutschers und zwei große, mit Blumen geschmückte Damenhüte.

„Das war ja unser Reisegefährte von heute nachmittag," sagte Madame Argyriadi, die eine der beiden Damen im Wagen.

„Ich habe ihn wohl erkannt. — Willst du erfahren, wer er ist? Yanko kann es mir sicherlich sagen. Er kennt jedermann in Therapia und in Bujukdere."

„O nein, das interessiert mich nicht weiter." — Aber in demselben Augenblick ließ sie den Kutscher Halt machen und winkte einen jungen Stutzer, der höflich grüßend vorübergehen wollte, an den Wagen.

„Guten Abend, lieber Sottiri."

„Guten Abend, gnädge Frau."

„Kennen Sie jene beiden Herren?" Sie deutete mit dem Fächer auf die Freunde, die in geringer Entfernung vom Wagen ihren Weg langsam fortsetzten.

„Das sind zwei Fremde. Sie wohnen bei Wanian in Sohagians Yali."

„Doch keine Armenier?"

„Bewahre! Deutsche Offiziere, hat man mir gesagt. Der eine soll ein Prinz, der andere ein Graf sein."

„Welcher ist der Prinz?" fragte Madame Argyriadi lebhaft.

„Der kleinere."

„Wie kommt Wanian zu so vornehmer Bekanntschaft?"

„Das weiß ich nicht. Die beiden sind vor einiger Zeit hier angekommen, haben sich bei Wanian niedergelassen und machen keine Besuche."

„Haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Frau Mutter?"

„Danke der gütigen Nachfrage. Sie ist noch in Aix. Sie schreibt, es wäre dort kühl. Die Bäder bekommen ihr vorzüglich."

„Grüßen Sie sie von mir. Auf Wiedersehen, lieber Sottiri."

„Guten Abend, gnädige Frau."

Auf dem Rückwege begegneten Walter Georg und Oer dem Wagen zum zweiten Male. Oer betrachtete diesmal die Insassen mit einiger Aufmerksamkeit, in der Meinung, es könnten Bekannte sein. Sein Blick wurde durch ein sanftes, dunkles Augenpaar festgehalten.

„Nun, kennst du die Schwarzäugige nicht?“ fragte Walter Georg.

„Es kommt mir vor, als hätte ich sie schon gesehen, aber ich habe keine Ahnung, wo und wann . . . Doch — jetzt besinne ich mich. — Sie war heute nachmittag meine Reisegefährtin auf dem Dampfboot, aber ich habe keine Ahnung, wer sie sein mag. Sie ist hübsch, das steht fest.“

„Du gefällst ihr. — Dein gewöhnliches Glück bei Frauen.“

„Ja, mein gewöhnliches Glück bei Frauen,“ wiederholte Oer mechanisch, und dabei dachte er an Barbaria und plötzlich und flüchtig auch an Anna Harmen und Helen Sands und an Gabriele, die ihm bei dem letzten Zusammensein gesagt hatte: „Alle Mädchen verlieben sich in Dich“ oder ähnliches. — Barbaria hatte sich nicht in ihn verliebt.

Bald nachdem Oer wieder zu Hause angelangt war, zog er sich mit der Bemerkung, er sei müde und möchte ruhen, in sein Zimmer zurück. Es duldete ihn nicht unter Menschen. — Die Nacht war von großer Schönheit, der hohe Himmel mit Sternen dicht besät. Ihr Licht spiegelte sich glitzernd in den dunklen Fluten des Bosporus. Tiefe Stille ringsum, die nur in langen Zwischenräumen durch den klagenden Schrei eines Vogels und das unheimliche Rufen der Nachtfischer unterbrochen wurde. — Das rötlich braune Licht einer trüben Schiffslaterne schwebte wie von Geisterhänden gezogen langsam über das Wasser.

Im Hause rührte sich schon seit langer Zeit nichts mehr. Oer trat von dem offenen Fenster zurück, an dem

er lange Zeit mit offenen Augen träumend gesessen hatte, entkleidete sich, löschte die Kerze aus und warf sich auf das Bett. Bald schloß der Schlaf ihm leise die Lider. — Plötzlich erwachte er. Ein Hund bellte im Park. Andere antworteten aus weiter Ferne. Es dauerte nicht lange, dann wurde alles wieder still. Jetzt glaubte Oer zu vernehmen, daß sich auf dem langen Gange, an dem die Schlafzimmer des Yali gelegen waren, etwas, kaum hörbar, bewegte. — Er hatte sich wohl geirrt; — aber bald darauf vernahm er dasselbe Geräusch, diesmal etwas verstärkt und deutlicher. — Man hört am Bosporus häufig von Dieben sprechen. — Oer sprang aus dem Bett und riß die Thür seines Zimmers ungestüm auf. Da erblickte er am anderen Ende des langen Ganges zwei dunkle Gestalten, die wie festgewurzelt stehen geblieben waren. Die eine wandte sich um und hob eine kleine Laterne in die Höhe, die gerade genug Licht verbreitete, um den Weg zu zeigen. Oer erkannte bei dem schwachen Schein das bleiche, erschreckte Gesicht seines Wirtes. Der führte, sobald er Oer erblickt hatte, schnell die Hand zum Munde, machte beschwichtigende Zeichen, um einen Ausruf Oers, der diesem auf den Lippen schwebte, zu verhindern, und schlich dann, vorsichtig auftretend, seiner Kammer zu. Sein Begleiter hatte sich nicht umgewandt. Oer glaubte in der hohen mächtigen Gestalt Giragos zu erkennen. — Er trat leise in sein Zimmer zurück, dessen Thür er behutsam schloß, und im Hause versank alles wieder in friedliche Stille, die im Laufe der kurzen Sommernacht nicht wieder gestört wurde.

Oer hatte einen Traum, dessen er sich nach seinem Erwachen deutlich erinnerte. Darin erschienen ihm seine

Schwester, Anna Harmen und Helen Sands. Gabriele sah eigentümlich kühl und fremd aus. Helen und Anna trugen große mit Blumen geschmückte Hüte, und Helens Blick ruhte lange klagend auf ihm. Anna reichte ihm die Hand und sagte freundlich: „Sie haben Glück bei den Frauen," und damit wandte sie sich ab und folgte Giragos, der eine gelbe Livree trug und eine Laterne in der Hand hielt. Oer wollte sich bei Giragos nach jemand erkundigen, aber es war ihm unmöglich, sich zu besinnen, nach wem. Er quälte sich so, dies zu finden, daß er darüber stöhnte und ächzte.

„Oer, Oer!" hörte er sich rufen.

Er öffnete die Augen. Der Morgen dämmerte bereits herauf. Walter Georg stand an seinem Bette.

„Was fehlt dir? Du schreist ja, als würdest du ermordet."

„Alpdrücken," sagte Oer ruhig. „Gut, daß du mich geweckt hast. — Ich habe dich wohl im Schlafe gestört?"

„Natürlich. Du schriest zum Erbarmen. — Ich bin kein Freund der Morgenröte. Sie erinnert mich an frühere Tage, als ich noch spät zu Bett ging. Ich will weiter schlafen. Thue ein Gleiches! Gute Nacht."

* * *

„Giragos läßt Sie grüßen," sagte Wanian, als Oer am nächsten Morgen mit ihm zusammentraf.

„Warum haben Sie mir nicht gestattet, ihm die Hand zu drücken?"

„Lieber Herr von Oer, Giragos setzt seine Freiheit

und sein Leben aufs Spiel, so oft er mich aufsucht, da dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich bei solchen Gelegenheiten Vorsichtsmaßregeln treffe, die möglicherweise übertrieben sind. Er ist nicht so ängstlich wie ich. Ich muß es für ihn sein. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er Sie heute nacht aufgesucht. — Ich glaube meiner Leute sicher sein zu dürfen; aber jede gute Sache hat ihre Verräter, sicherlich auch die armenische."

„Sie haben recht," antwortete Oer.

„Ich vergesse nicht, daß es Ihr Wunsch ist, Giragos zu sehen. Auch er möchte Ihnen die Hand drücken. Vielleicht bietet sich in nicht zu langer Frist eine Gelegenheit, Sie zusammenzuführen."

Oer begab sich an jenem Tage früher als gewöhnlich nach Pera, brachte seinen Brief zur Post, empfing darauf diejenigen, die für ihn eingegangen waren, darunter ein schweres Schriftstück von Ohannes Howian, das Einlagen für Bolton und Wanian enthielt, und trat zur verabredeten Stunde im Hotel Royal in Boltons Zimmer. Dort fand er einen jungen Mann von vertrauenerweckendem Äußern vor, den Herr Bolton als seinen neuen Freund Mr. Robert K. Walsh aus New York vorstellte.

Herr Walsh schüttelte Oer die Hand und sagte freundlich: „Ich kenne Sie bereits, Herr Vanderoer. Mein Onkel Philipp Sands hat mir von Ihnen erzählt. Ich wußte auch, daß Sie in Konstantinopel waren; aber während des Sommers leben die Leute hier so zerstreut am Bosporus und auf den Inseln, daß ich Sie nicht aufgefunden habe. Ich hoffe, wir sehen uns manchmal. Meine Cousinen Helen und Alice haben mir Grüße für Sie auf-

getragen. — Ich kenne jeden Weg und Steg im Belgrader Wald. Wenn Sie einen Führer gebrauchen, so verfügen Sie über mich."

Der dankte, bat um die Adresse des artigen jungen Mannes und trug ihm Grüße auf für seine New Yorker Freunde. Darauf begaben sich die drei in den nahegelegenen Klub. In der Vorhalle kreuzten sie sich mit dem Stutzer, der am vorhergehenden Abend mit Madame Argyriadi gesprochen hatte und jetzt Herrn Walsh, den Bolton nie anders als „Robert K." anredete, flüchtig und vertraulich begrüßte.

Als Der die Treppe hinaufstieg, bemerkte er, daß der Stutzer mit dem Portier sprach, und er glaubte seinen eigenen Namen zu vernehmen. Das hatte er in der nächsten Minute vergessen.

Der Klub war wieder leer. Die drei konnten sich ungestört unterhalten, aber von der armenischen Frage war nicht die Rede. Nach dem Frühstück begab sich die kleine Gesellschaft nach der Brücke, wo Walsh sich von Bolton und Der verabschiedete.

Während der Fahrt von Galata nach Bujukdere schien Bolton sich nur um die Landschaft zu kümmern, die er, mit einem rot gebundenen Reiseführer in der Hand, in der ernsten Weise betrachtete, welche englischen und amerikanischen Touristen, die für ihr Geld etwas sehen wollen, eigen ist. Jedermann mußte ihn für einen der sogenannten „Globetrotters" halten, die während der schönen Jahreszeit in Konstantinopel eintreffen, in wenigen Tagen alles sehen, was dort zu sehen ist, und dann wieder spurlos verschwinden, um in Ägypten, Rußland

oder Rumänien ihr harmloses, nutzloses, ermüdendes Handwerk fortzusetzen.

Herr Wanian kannte Mr. Bolton seit langer Zeit. Er begrüßte ihn herzlich, fragte, ob sein Gast irgend eine Erfrischung zu sich nehmen wollte, und nachdem dieser um ein Glas Whisky und Soda gebeten und den eiskalten Trank in langen Zügen, doch bedächtig, geleert hatte, führte Wanian ihn in sein Zimmer. Dort blieben die beiden eine halbe Stunde lang allein und suchten dann Oer auf, den sie in Gesellschaft Walter Georgs fanden.

Bolton war unverändert ruhig und gelassen, Wanian schien sich in einem Zustand großer Aufregung zu befinden. Seine Wangen waren leicht gerötet, und seine dunklen Augen glänzten wie im Fieber. Als er in Oers Zimmer eingetreten war, öffnete er zunächst die Thür, die in das nebenan gelegene Schlafgemach führte, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es leer sei, bedeutete er seine Gäste durch höfliche, stumme Handbewegungen, sich um einen kleinen Tisch zu setzen, der in der Mitte des Zimmers stand.

Wanian strich sich den kurzgeschorenen, eisgrauen Bart und lüftete den Fez, um die Schweißtropfen zu trocknen, die auf seiner Stirn perlten. Dann sagte er in ängstlichem Flüstertone, der während seiner ganzen Rede unverändert leise blieb: „Herr Bolton bringt Nachrichten, — unerwartet gute Nachrichten. Ich habe mich geirrt, als ich mich in meinem Innern gegen das schnelle Handeln auflehnte, das von Paris und London aus anempfohlen wurde. — Das englische Mitleid mit den Armeniern

und die Entrüstung gegen die Türkei haben nach den letzten Greuelthaten ihren Höhepunkt erreicht. Die öffentliche Meinung verlangt immer stürmischer, daß der entsetzlichen türkischen Barbarei ein Ende gemacht werde, und" — die nächstfolgenden Worte sprach Wanian langsam, eindringlich, kaum hörbar leise — „die englische Regierung ist bereit, der öffentlichen Meinung die von ihr verlangte Genugthuung zu gewähren." — Wanian machte eine Pause, als wolle er seinen Zuhörern Zeit geben, sich von der ganzen Wichtigkeit dieser Mitteilung zu durchdringen, und fuhr dann im Flüstertone fort: „Die Regierung bedarf aber noch eines Anstoßes, ehe sie mit Gewaltmitteln vorgehen will, um sich, wenn auch nicht der Unterstützung, so doch der Sympathieen der Mächte bei ihrem Vorgehen zu vergewissern. — Giragos hatte recht: es muß noch mehr armenisches Blut vergossen werden, aber das wird gen Himmel schreien. Die ganze civilisierte Welt wird den Jammerschrei vernehmen, und keine christliche Nation wird England in den Weg treten wollen, wenn es dem unschuldig gemarterten Volke zu Hilfe kommt."

„Und was wird das Ende sein?" fragte Walter Georg zweiflerisch.

„Well," antwortete Bolton kühl. Seine Stimme klang laut, obgleich er thatsächlich leise sprach, aber Flüstern war nicht seine Art. — „Well, es giebt seit sechzig Jahren ein ehemals türkisches, heute unabhängiges Griechenland und seit dem Frieden von San Stefano ein freies Bulgarien, wie es seit einem halben Jahrtausend nicht existiert hatte. Warum sollte

nicht auch ein autonomes Armenien wieder erstehen können?"

„Das hält Artin Howian für unerreichbar," sagte Oer bescheiden, doch bestimmt.

„Das war seine Meinung noch vor drei Monaten, damals auch die meine. Heute denkt er anders, — wie ich."

Oer bildete sich nicht leichtfertig eine Ansicht und war schwer von dem abzubringen, was er einmal für wahr angenommen hatte. Boltons Worte hatten ihn nicht überzeugt, — aber er schwieg. Er war entschlossen, auf Seiten der Armenier zu bleiben, berechtigt anzunehmen, daß sie ihre Interessen und ihre Macht besser kennen müßten als er. Er gehörte nicht zu den Leuten, die, wie man sagt, royalistischer als der König sein wollen. Er begnügte sich damit, einen fragenden Blick auf Wanian zu werfen.

„Ich verstehe die Zweifel unseres großmütigen Freundes," antwortete dieser darauf. Er sprach noch immer leise, doch nicht mehr in geheimnisvollem, ängstlichem Flüstertone, „aber ich beschwöre ihn, sich dadurch in seinen Sympathieen für unsere Sache nicht irre machen zu lassen. — Lieber Herr von Oer, Sie wissen, wie besorgt ich noch vor wenigen Stunden war. Boltons Berichte haben mich beruhigt. Er hat mit unseren besten Patrioten gesprochen, mit Männern, die durch die traurigsten Erfahrungen gelernt haben, sich keinen optimistischen Täuschungen hinzugeben. Sie sehen jetzt einer baldigen günstigen Wendung in unserm elenden Geschick entgegen. Bekehren auch Sie sich zu dieser Ansicht, Herr von Oer,

die jetzt die aller Ihrer armenischen Freunde ist. — Verlassen Sie uns nicht!"

„Daran denke ich nicht," sagte Oer ruhig, „und ob ich Ihre Ansichten und Hoffnungen teile oder nicht, ist am Ende gleichgiltig."

Aber Wanians Begeisterung schien verflogen. Er atmete tief auf, strich sich mit der Hand die starken Augenbrauen glatt und saß eine Weile sinnend da. Dann sagte er in müdem Tone: „Das Schiff, das Erko und Serkis nach Rumänien führen soll, ist von den Dardanellen signalisiert. Ich erwarte es morgen, und ich hoffe, daß es übermorgen seine Reise fortsetzen kann."

Die Unterhaltung stockte, und die Pause, die darauf eintrat, wurde etwas lang und schwer. Wanian und Oer waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um dies zu bemerken, und Bolton, an große gesellschaftliche Ungebundenheit gewöhnt, kümmerte sich nicht darum. Walter Georg, der sich am wenigsten an der Unterhaltung beteiligt hatte, brach endlich das Schweigen, nachdem er einen aufmerksamen Blick auf die nachdenklichen Gesichter Wanians und Oers geworfen hatte.

„Wie habe ich mich mit meinem Gepäck einzurichten, wenn ich mit den Kindern heimlich an Bord gebracht werden soll?" fragte er, sich an Wanian wendend.

Dieser hob schnell das Haupt. „Verzeihung," sagte er. „Was beliebten Sie zu bemerken?"

Walter Georg wiederholte seine Worte.

„Das ist sehr einfach," antwortete Wanian nun auf die Frage. „Sie haben sich überhaupt nicht zu verbergen. Wenn Sie sich morgen auf das deutsche Konsulat

bemühen und dort sagen wollen, Sie beabsichtigen mit der ‚Cadix' — das ist der Name meines Dampfers — nach Konstanza zu fahren, so werden die Herren, die den Ruf haben, gefällig zu sein, Ihnen sicherlich den kleinen Dienst erweisen, Ihnen das zur Abreise nötige Schriftstück, den sogenannten Teskiére, und das rumänische Visum auf Ihrem Paß zu besorgen. Mit den Papieren in der Tasche können Sie zu jeder Stunde, und ohne die geringste Behelligung, mit Ihren Sachen an Bord gehen. — Die Kinder erregen nicht Verdacht, und es wird keine Mühe kosten, sie in Begleitung eines meiner englischen Freunde auf die ‚Cadix' zu schaffen. Sollte ein neugieriger Polizist nach ihnen fragen, so kennt unser alter Kapitän Benson, der seit zwanzig Jahren viele Male im Bosporus und im Goldenen Horn gewesen ist, die einfachen Mittel, sich mit ihm und seinesgleichen zu verständigen. — Der Dampfer wird Konstantinopel an hellem Tage verlassen, und wenn Sie eine halbe Stunde vor seiner Abfahrt an Bord gehen, so werden Sie die Kinder dort schon finden; aber es ist besser, daß diese sich erst bei Ihnen melden, nachdem das Schiff die letzten Leuchttürme passiert hat und im Schwarzen Meere ist."

„Keine Spur von Romantik," sagte Walter Georg lächelnd. „Mir hatte eine geheimnisvolle Flucht vorgeschwebt."

Aber Wanian, der, wie die meisten Orientalen, nicht das geringste Verständnis für Humor hatte, antwortete darauf ruhig: „Nein, die Sache ist ganz einfach. Sie können vollständig beruhigt sein."

„O, ich bin keineswegs beunruhigt," sagte Walter Georg harmlos.

Bolton zog eine mächtige Uhr aus der Tasche, wie seefahrende Leute sie lieben. „Wann geht das Boot von hier ab," fragte er, „das mich vor halb acht Uhr nach Galata bringen würde?"

„In zwei Stunden etwa," antwortete Wanian.

„Dann möchte ich mir Ihr Dorf etwas ansehen," meinte Bolton. „Verlaufen kann man sich hier wohl kaum."

„Ich begleite Sie gern," sagte Oer.

„Und ich ebenfalls, wenn es Ihnen paßt," fügte Walter Georg hinzu.

„Sie machen mir Freude, meine Herren."

Darauf wandte Bolton sich an Wanian, dem er die Hand drückte. „Auf morgen zur selben Zeit wie heute." Dann folgte er Oer und Walter Georg auf den Quai von Bujukdere.

Die Sonne neigte dem Abend zu, aber sandte noch heiße, brennende Strahlen auf die schattenlose, öde Uferstraße von Bujukdere. Nachdem die drei einige Minuten schweigend und gelassen nebeneinander her gegangen waren, blieb Bolton stehen und fragte: „Der Ort da drüben ist Therapia?"

„Ganz richtig."

„Wie lange gebrauchen wir, um hinüber zu rudern?"

„Eine halbe Stunde, vielleicht etwas weniger."

„Dann möchte ich einen Vorschlag machen. Hier ist es heiß, dort" — er wies auf das Meer — „weht es kühl vom Norden. Was meinen Sie, wenn wir eins

von diesen schlanken Dingern nähmen — ‚Kaiks‘ nennt man sie ja wohl hier zu Lande — und uns nach Therapia hinüberrudern ließen?“

Oer und Walter Georg erhoben keinen Widerspruch, und bald saßen die drei in einem langen, von zwei Ruderpaaren getriebenen Kaik, der sich mit großer Hast auf den Weg nach Therapia machte. Bolton hatte von seinem Rechte als Seemann und Ältester der Gesellschaft Gebrauch gemacht und die Steuerleinen ergriffen. Nun betrachtete er aufmerksam die elastischen Gestalten der sonnverbrannten hageren Schiffer. — „Gutes Material,“ sagte er, „gutes Material.“ — Sein scharfer Blick schweifte über das wunderbar schöne landschaftliche Bild: die schmucken Yali und Villen der Ufer, die grünen, mit dunklen Bäumen bestandenen Hügel hinter Bujukdere und Therapia, das rötlich glitzernde, blaue Meer, den hohen klaren Himmelsdom, die mächtigen Silhouetten der alten Türme von Rumili- und Anatoli-Hissar. Ein Ausdruck inniger Befriedigung lagerte sich über sein hartes, kaltes Gesicht. — Jetzt wurde der Kaik von dem erfrischenden, gleichmäßigen Wind des Schwarzen Meeres voll getroffen, und das schmale, lange Fahrzeug hob und senkte seine scharfe Spitze mit größerer Lebhaftigkeit. „Das thut wohl,“ sagte Bolton, einen tiefen Atemzug nehmend. — „Wir haben noch eine Stunde Zeit. Warum eilen die Leute so?“

„‚Jawasch!‘ Langsam!“ befahl Oer den Schiffern.

„Er spricht türkisch wie ein Türke,“ meinte Walter Georg.

Bolton nickte freundlich zustimmend, und als der Kaik nun ganz langsam fuhr, dichte Schwärme unruhig flattern-

der Wasservögel, vom Marmara-Meer heraufkommend, am Kaik vorüberflogen, in großer Eile, als sei jede Sekunde kostbar und müßten sie schnell nach ihren Niststätten am Schwarzen Meere gelangen, und eine starke Horde von Delphinen in unmittelbarer Nähe des still dahingleitenden kleinen Bootes sichtbar wurde, und die breiten Rücken der riesigen Tiere wie ungeheure Kugeln über dem Meeresspiegel auftauchten und wieder darunter verschwanden, — da füllte die ganze Umgebung und die köstliche Luft die Brust des alten Seemanns mit so großem Wohlbehagen, daß der wortkarge Mann gesprächig wurde. „Wie schön ist dies Land!“ sagte er halblaut, wie zu sich selbst redend. „Hier sollte es nur glückliche Menschen geben. Es wurmt mich,“ sprach er lauter, „es ist eine Schmach, eine Schande und Sünde, daß dieses gottgesegnete Stück Erde der Schauplatz empörender Greuelthaten sein soll. — Es ist seit Jahren der große Wunsch meines Herzens, daß dem anders werden möge, und ich danke Gott, daß dem nun bald so sein wird.“

Der hielt den Kopf gesenkt, obgleich Bolton sich zu ihm gewandt hatte. Walter Georg betrachtete den alten Mann mit stummer Verwunderung.

„Mein junger Freund Vanderver,“ fuhr Bolton fort, „es freut mich, zu wissen, daß Sie wie ich denken. Sie werden bald die Befriedigung haben, nach der ich mich jahrelang gesehnt habe, die Befriedigung, Recht und Menschlichkeit über Unrecht und Grausamkeit siegen zu sehen. Ein Wort: Wanian ist ein Hasenherz wie so viele Armenier. — Entmutigen Sie ihn nicht durch Ihre Zweifel! Wir bedürfen seiner Unterstützung. Er hat

großen Einfluß bei seinem Volke. Ich bin hierhergekommen, um ihn aufzurichten, und ich glaubte, es wäre mir gelungen. Aber als ich soeben sah, wie ein Zweifel von Ihnen ihn sofort wieder niederschlug, habe ich erkannt, daß er fortwährender Ermutigung bedarf. Machen Sie ihn nicht verzagt, wenn Sie einer gerechten Sache etwas zuliebe thun wollen. — Ich bin ein alter, ruhiger Mann. Glauben Sie mir: ich komme soeben aus England. Das ganze Volk dürstet danach, für die armenische Sache einzugreifen. — Es wird eingreifen. — Glauben Sie mir und befestigen Sie Wanians Zuversicht!"

Das Schirket, von Therapia kommend, stampfte in geringer Entfernung vorbei. Die von den Schaufeln aufgewühlten Wellen brachten den Kaik in heftige Bewegung. Die Schiffer hatten, wie mit den Rudern spielend, die Spitze des kleinen Fahrzeuges gedreht.

„Das ist Ihr Boot," sagte Oer. „Es fährt jetzt nach Bujukdere, setzt dort seine Passagiere an Land, nimmt die Fahrgäste für Konstantinopel an Bord und fährt dann nach Therapia zurück. Wir müssen uns etwas beeilen, wenn wir sicher sein wollen, es nicht zu verfehlen."

„Nun dann vorwärts!" entgegnete Bolton. Die Unterbrechung hatte ihn ernüchtert.

„Tschabuck!" befahl Oer den Schiffern, die sich sogleich tief auf die Riemen legten.

„Er kommandiert wie ein Türke," wiederholte Walter Georg.

Oer schien Bolton von dem unterbrochenen Gespräch abbringen zu wollen, als er lächelnd sagte: „Ich kenne

einige zwanzig türkischer Worte, darunter ‚schnell', ‚langsam', ‚nach Hause' und ähnliche. — Das nennt Walter Georg türkisch sprechen."

Bolton nickte, aber nicht mehr so freundlich wie zuvor, und als die drei in Therapia vor dem Hotel Petalla an Land gestiegen waren und dort das Dampfboot, das sich schnell näherte, erwarteten, wiederholte Bolton ernst und eindringlich: „Ich bin ein alter, ruhiger Mann. Haben Sie Vertrauen zu dem, was ich Ihnen gesagt habe."

„Sie können überzeugt sein, Herr Bolton, daß ich mein Bestes thun werde, um Wanian zu ermutigen."

„Das ist recht, junger Freund. Wir alle werden Ihnen dafür dankbar sein."

Bald darauf wurde das Schirket an die Landungsbrücke von Therapia festgemacht, und Bolton stieg an Bord. — Nach kurzem Aufenthalte setzte sich das Boot wieder in Bewegung.

„Wollen wir zurück fahren oder gehen?" fragte Walter Georg.

„Es ist jetzt einigermaßen kühl geworden. Der kleine Spaziergang wird uns gut thun. Laßt uns gehen!"

„Schön."

Die beiden machten sich langsam auf den Weg; aber bei ihrem langen, gleichmäßigen Soldatenschritt hatten sie Therapia bald hinter sich gelassen. Die leidlich unterhaltene Landstraße, die sich längs dem Meere nach Bujukdere hinzieht und gegen Sonnenuntergang die Lieblingspromenade der Einwohner von Therapia und Bujukdere bildet, war belebt, aber Oer und Walter Georg hatten

keine Bekannten unter ihnen und konnten sich ungestört unterhalten.

„Hat dich Herr Bolton zu seinen Ansichten bekehrt?“ fragte Walter Georg.

„‚Bekehrt‘ wäre zu viel gesagt, aber er ist ein ernster Mann, und ich würde ihm unrecht thun, wenn ich annehmen wollte, daß das, was er so eindringlich sagt, aus der Luft gegriffen wäre.“

„Er ist ganz ehrlich. Davon bin ich überzeugt.“

„Nun, dann?“

„Aber der gute Mann täuscht sich. — Davon bin ich nicht weniger überzeugt.“

„Howian schilderte ihn mir als einen kühlen Geschäftsmann, und den Eindruck hat er auch auf mich gemacht.“

„Er mag in Geschäftssachen ein ruhiger, tüchtiger, achtungswerter Mensch sein; aber gerade unter den praktischen, anscheinend höchst prosaischen amerikanischen Staatsbürgern findet man zahlreiche Schwärmer und Mystiker von unglaublicher Naivität. Für jeden Franzosen oder Italiener, der Thränen im Auge und in der Stimme hat, wenn er von menschlichem Elend spricht, der sich aber schnell entfernt und die Taschen zuknöpft, sobald ein Geldopfer für Unterdrückte von ihm erbeten wird, für jeden solcher platonischer Philanthropen kannst du viele Yankees finden, die zwar auch den Mund ungezogen voll nehmen, wenn sie von der civilisatorischen Mission der ‚Staaten‘ und ähnlichem zu deklamieren beginnen, aber man hat dann doch in vielen Fällen mit überzeugten Schwärmern zu thun, die bereit sind, den Dollar, auf den sie ihr Leben lang Jagd gemacht haben, wenn auch

nicht den ganzen, als freudige Opferspende auf dem Altar des Idealismus niederzulegen. — Und unsere lieben Landsleute! Würdest du viele finden, frage ich dich, die, wie dieses einfache Menschenkind Bolton, aus purer Barmherzigkeit bereit wären, Tausende für eine Sache hinzugeben, die sie gar nichts angeht? — Dazu, lieber Oer, sind wir viel zu gebildet und vernünftig. Das Hemd ist uns näher als der Rock. Wenn wir mit Geld Gutes thun wollen, so finden wir zu Hause nützliche Verwendung dafür. Und das scheint mir in Ordnung. Dein Freund, der alte Rheder, dagegen brennt in jugendlicher Begeisterung für die armenische Sache. Er befindet sich in einem liebenswürdigen, aber keineswegs normalen, krankhaften Zustande. Ich würde ihn gern um Rat fragen, wenn ich reich genug wäre, mir eine Yacht zu kaufen, aber seinem Urteile in armenischen Sachen lege ich keinen Wert bei. Ich halte ihn in dieser Beziehung für unrechnungsfähig." —

„Du gehst zu weit. — Wie mußt du von mir denken, der ich mich doch derselben Sache annehmen will wie er."

„Das ist etwas Anderes. Du bist zwar auch nicht ganz unbefangen; aber du bist nicht taub und blind wie unser ehrenwerter Freund Bolton, und ich kann also mit dir diskutieren, was ich mit Bolton niemals versuchen würde. Und deshalb gebe ich dir noch einmal zu bedenken, ob du nicht auf dem Punkte stehst, einen neuen Weg einzuschlagen, der weit über die Aufgabe hinausführen kann, die man dir gestellt hat, und die du angenommen hast. — Begleite Erko und Serkis!"

„Ich glaubte, die Frage wäre erledigt," erwiderte Oer kurz, aber als Walter Georg schwieg, fügte er be-

sänftigend hinzu: „Ich habe Wanian und Bolton versprochen, hier zu bleiben, und darauf kann ich doch nun nicht wieder zurückkommen. Übrigens stehe ich der Sache hoffnungsvoller gegenüber als du."

„Schließlich pflegt alles irgendwie in Ordnung zu kommen," antwortete Walter Georg ruhig. „Das wird auch mit Armenien zutreffen, aber das Wie und das Wann sind offene Fragen. So, wie die Sachen heute liegen, und wenn nicht eine vollständige Umwälzung stattfindet, an die ich vorläufig nicht glaube, ist Armenien nicht zu retten."

„So meinst du, Europa sollte ruhig mit ansehen, daß vor seinen Augen scheußliche Greuelthaten verübt werden?"

„Europa —" sagte Walter Georg mit einem leichten Anflug von Ungeduld. „Das Wort würdest du vor einigen Monaten nicht gebraucht haben. Du hast es jetzt so oft gehört und gelesen, daß du es anwendest — nimm mir meine Worte nicht übel —, ohne dir etwas Besonderes dabei zu denken. — Oder irre ich mich? Was verstehst du unter Europa?" — Und als Oer nicht sogleich antwortete, fuhr Walter Georg fort: „Meinst du etwa, daß die Großmächte sich verbinden sollten, einfach um Armenien zu befreien? — Ich bin kein Staatsmann, aber ich glaube, man braucht auch kein zunftmäßiger Politiker zu sein, um zu erkennen, daß eine solche, von allen Selbstzwecken freie Verbindung eine Unmöglichkeit ist."

„Daran denke ich auch nicht."

„Und woran denkst du, lieber Oer?"

„Du hast ja gehört, daß Bolton versicherte, England sei bereit, für die Armenier einzutreten."

„Aber wie, frage ich dich?"

„Das weiß ich nicht, das ist Sache der Engländer."

„Du meinst, der englischen Regierung?"

„Nun ja, wenn dir das besser paßt."

„Die englische Regierung soll den Sultan bedroht haben. Daraus scheint sich die großherrliche Majestät sehr wenig zu machen. Vom Drohen zum Handeln ist ein weiter Weg. Mir ist nicht bekannt, daß die englische Regierung einen Schritt darauf gethan hätte."

„Du hast soeben selbst eingestanden, du seist kein Politiker, daher sage ich nichts, was dich kränken könnte, wenn ich behaupte, daß mancherlei Politisches in die Wege geleitet sein kann, wovon dir nichts bekannt ist. — Mir paßt es, mich an dem zu halten, was Bolton, der frisch aus England kommt, von dort mitgebracht hat."

„Du glaubst also, daß England für die Armenier losschlagen wird?"

„Ich halte Bolton für einen klugen und zuverlässigen Mann," antwortete Oer ausweichend.

„Da wären wir also wieder an dem Ausgangspunkte unserer Unterhaltung. — Du bist entschlossen, hier zu bleiben?"

„Fest entschlossen."

„Schön, dann ist es unnötig, weiter darüber zu sprechen."

Die beiden gingen eine Weile stumm nebeneinander her. Sie hatten sich Bujukdere genähert, als sie von einem Wagen überholt wurden, der von Therapia kam. „Das war unsere schöne Frau von gestern abend mit

ihrer Freundin," sagte Walter Georg. „Sieh nur, sie wendet sich nach dir um!"

Die letzten Worte, die Oer und Walter Georg kurz vorher gewechselt hatten, waren in etwas gereiztem Tone gesprochen worden. Oer ergriff gern die ihm von seinem Freunde gebotene Gelegenheit, wieder in einen harmlosen Ton verfallen zu können. „Laß sie schmachten," meinte er lächelnd.

Auf dem Quai wurde Madame Argyriadi von dem Stutzer begrüßt, der dort auf sie gewartet zu haben schien. Sie ließ den Wagen halten und lud den jungen Kyrios ein, ihr und ihrer Freundin Gesellschaft zu leisten. Dazu war Herr Sottiri sofort bereit. Gleich darauf setzte sich der Wagen wieder langsam in Bewegung.

„Ich erwartete Sie," sagte der Kyrios. „Ich bin in der Lage, Ihnen über die beiden Fremden zu berichten."

„Nun?"

„Die Hauptperson von den beiden ist der große, hübsche junge Mann. Er heißt Heinrich von der Oer. Sein Begleiter führt den vornehmen Namen Prinz Walter Georg Hartenstein."

„Woher wissen Sie das so genau?"

„Vom Klub und meinem jungen Freunde Robert Walsh, der vor einigen Stunden mit den beiden gefrühstückt und mir bald darauf auf alle meine Fragen Rede und Antwort gestanden hat."

„Schön. — Also?"

„Herr von Oer ist ein ehemaliger Offizier, der vor einigen Monaten mit ausgezeichneten Empfehlungen nach Amerika gekommen und dort eigentümlicher Weise bei

einem gewissen Artin Howian, dem Chef des armenischen revolutionären Comités abgestiegen ist."

„Wie sonderbar!"

„Es wird noch viel sonderbarer. Von New York hat sich der abenteuerliche Herr nach dem fernsten Westen begeben, dort in einem weltverlorenen Flecken, inmitten einer Horde wilder Armenier gelebt, ist dann nach New York zurückgekehrt und von einem dritten oder vierten Armenier nach Konstantinopel gesandt worden, wo er seit seiner Ankunft bei Iknadios Wanian wohnt. — Das reinste Armeniertum, wie Sie sehen."

„Etwas zu viel für mich," sagte Madame Argyriadi.

„Sein Gefährte . . ."

„Bemühen Sie sich nicht weiter, lieber Sottiri! Ich bedauere, Ihnen Mühe verursacht zu haben. Armenier sein ist ein Unglück, das ich bedauern kann, aber armenische Gesellschaft aufsuchen, zeugt von einer Geschmacksverirrung, für die ich kein Verständnis habe. Herr von Oer, oder wie Sie ihn nannten, flößt mir nicht mehr das geringste Interesse ein, und sein Begleiter, ob er nun ein Prinz sein mag oder sich einfach dafür ausgiebt, ebensowenig. Ich vermute, Iknadios Wanian, der ja wohl, wie die meisten Armenier, ein Wucherer ist, hat unbezahlte Wechsel von den sauberen Herren in Händen, und sie versuchen, ihn durch Liebenswürdigkeit zu bezahlen. Ein hübsches Geschäft!"

„Sie irren sich, meine Gnädigste. Iknadios Wanian ist der Sohn eines sehr reichen Mannes und erfreut sich in Galata des besten Rufes."

„Er ist ein Armenier, das genügt mir. Wenn er

selbst nicht Wucher treibt, so hat sein Vater oder sein Großvater damit sein Vermögen erworben. — Ein Armenier! Puah! —"

„Sie sind zu streng, gnädige Frau."

„Das ist möglich. Die Leute sind mir geradezu widerlich, und alle Griechen fühlen wie ich."

„Da irren Sie sich. Es giebt in Konstantinopel eine große Anzahl ehrenwerter, angesehener Armenier . . ."

„Desto schlimmer für die, die sie verehren und in hohem Ansehen halten," unterbrach Frau Argyriadi.

„Aber, meine Gnädigste!"

„Genug, lieber Sottiri! Ich will mich nicht bekehren lassen. Die Armenier sind mir von je her widerwärtig gewesen und sollen es bleiben . . . Haben Sie Nachrichten von Ihrer Frau Mutter?"

„Nicht seit gestern," antwortete der Kyrios lächelnd. — „Man hat recht, verehrte gnädige Frau, wenn man Sie die schönste und . . ."

„Nun?"

„Und . . . — Sie werden mir nicht böse?"

„Bitte, sagen Sie nur alles!"

„Wenn man Sie die schönste und eigensinnigste Frau von Konstantinopel nennt."

„Das gefällt mir ganz gut. Sie brauchten nicht zu zögern, es mir zu sagen."

In dem Augenblick schritten Oer und Walter Georg an dem Wagen vorüber. Madame Argyriadi wandte den Kopf ab, sobald sie die beiden erkannt hatte.

Zwei Tage später verabschiedete sich Walter Georg zu früher Stunde von Oer und Wanian. Erko und Serkis

hatten Bujukdere am vorhergehenden Abend bereits verlassen und dabei leise bitterlich geweint, als sie Oer, ohne daß er es hätte verhindern können, die Hand geküßt hatten.

Gegen Mittag passierte die „Cadix" Bujukdere und sandte dabei drei lange heulende Grüße an Oer und Wanian. Oer erkannte durch ein Glas Walter Georg, der auf der Kommandobrücke stand und mit dem Taschentuch winkte. Er wollte darauf in derselben Weise antworten, aber Wanian hielt ihm den Arm fest und sagte erschrocken: „Um Gottes willen! Geben Sie nicht zu erkennen, daß der Gruß für Sie bestimmt ist. — Das Schiff ist noch in türkischen Wassern."

Zweites Kapitel.

Ein wundervoller Herbst war dem schweren, heißen Sommer gefolgt, aber während sich die Bewohner von Therapia und Bujukdere selbst während der Mittagsstunden der klaren Sonne und der reinen Luft erfreuen konnten, herrschte in Konstantinopel noch immer dumpfe, beängstigende Schwüle. Es war, als würden die Hitze und die üblen Dünste, die sie im Laufe des langen Sommers in der armen, großen Stadt ausgebrütet hatte, zwischen den klebrigen Feuchtigkeit ausschwitzenden, hohen Mauern der dunklen Häuser, die sich in engen Straßen unfreundlich gegenüberstanden, festgehalten.

In den Stadtteilen von Pera und Galata, wo Levantiner, Griechen und Abendländer die durch Türken noch erheblich verstärkte Mehrheit der Einwohnerschaft bilden, so daß die armenische Minderheit dort beinahe verschwindet, zeigte das Straßenleben keine sofort bemerkbare Veränderung; dem Kenner der Stadt aber, der gleichzeitig Beobachter war, mußte es auffallen, daß die Anzahl der armenischen Lastträger, Hafenarbeiter und Schiffer sich erheblich vermindert hatte, daß Kurden an deren Stelle getreten waren, und daß die wenigen armenischen

Hamals, die ihre alten Standorte an gewissen Stellen der Straßen und freien Plätze noch behaupteten, jetzt abgesondert von ihren Arbeitsgenossen saßen und standen und nicht selten unsanft von diesen bei Seite geschoben wurden, wo es sich um eine Arbeit handelte, zu deren Verrichtung die anwesenden Moslem genügten.

In den als armenische Viertel bezeichneten Stadtteilen, namentlich in Haßkoi, Kum-Kapu, Jeni-Kapu und Psamatia, in der Nähe des armenischen Patriarchats, des Bosporus und des Goldenen Horns, — weit entfernt von dem türkischen Centrum in Stambul, — dort, wo Muhammedaner, denen die Nachbarschaft des Gjaurs ein Greuel ist, nur vereinzelt auftauchten, ging es unheimlich still zu, wie in einer von tödlicher Seuche heimgesuchten Stadt. Die Straßen waren wie ausgestorben, aus den dunklen, Verfall drohenden armenischen Häusern drang kaum ein Laut, und die Kaffeehäuser, wo der Orientale so gern Erholung findet, und die früher stark besucht waren, standen leer.

Vor den Thoren und in den Höfen der Moscheen dagegen, in den türkischen Straßen und auf den großen, freien Plätzen vor den Staatsgebäuden herrschte ungewöhnlich reges und lautes Leben, und in der bunten Menge wimmelte es von zahllosen weißen und grünen Turbanen, durch die sich die Mollahs (Geistlichen), Softas (Schüler der theologischen Lehranstalten), Hodschas (Volksschullehrer) und Hadschis (Mekka-Pilger), die fanatischen Führer des fanatischen türkischen Volkes, erkennbar machen. Hie und da erhob sich ein Mann, um zum Volke zu sprechen, dann erscholl der unheimliche Ruf: „Müssul-

man kim=isse!" — „Ihr, die ihr Moslem seid!" und Hunderte bärtiger Männer und junger Softas versammelten sich zu dichten Knäueln geballt, die kein Gjaur zu durchbrechen gewagt haben würde, um den Sprecher der in leidenschaftlicher Rede zum Kampf gegen die Ungläubigen rief. — Die Polizei ließ gewähren.

Unter den wohlunterrichteten, der türkischen Sprache mächtigen Abendländern, denen die Türken oftmals großes Vertrauen schenken, weil sie wissen, daß sie keinen Verrat von ihnen zu fürchten haben, gab es schon damals viele, die bestimmt behaupteten, was bald darauf allgemein bekannt wurde und niemals ernstlich widerlegt werden konnte, daß die Regierung, einen armenischen Aufstand vorhersehend, fest entschlossen, eine solche Bewegung sofort aufzuhalten, der Polizei im geheimen anbefohlen hatte, umfassende Maßregeln zu treffen, um die Rebellen, sobald sie wagen sollten, sich zu erheben, gewaltsam zu unterdrücken. „Kafasina wurum!" — „Schlagt sie aufs Haupt!" sollte die Losung sein.

Die Wächter der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Konstantinopel, ausnahmslos strenggläubige Moslem, waren nicht lässig, diesen willkommenen Anweisungen zu gehorchen. Gegen die ängstliche, das Tageslicht scheuende armenische Verschwörung bildete sich eine wütende, hochmütige Gegenverschwörung. Jeder Polizeibeamte kannte in dem seiner Thätigkeit angewiesenen kleinen Bezirke einen jeden kampflustigen und kampftüchtigen guten Moslem, und unter diesen war keiner, der nicht den Tag herbeisehnte, wo es ihm gestattet sein würde, in gottgefälliger Weise seinen Blutdurst an verwünschten ungläubigen Gjaurs, wie die

Armenier es waren, zu stillen. — „Sie wagen, sich gegen den Khalifen zu erheben. Sie wollen ohnmächtig versuchen, unsere heilige Religion zu vernichten. Schlagt sie aufs Haupt!“ — Es kostete keine Mühe und nur wenig Geld, die aufgeregte Menge zu bewaffnen. Wer ein Schießgewehr hatte, mochte sich dessen bedienen, aber ein guter Knüttel in der Faust einen festen Mannes genügte, um auch den härtesten Gjaurschädel zu zerschmettern „Kafasina wurum!“

Die türkischen hohen Beamten, mit denen der eine oder der andere wohlunterichtete Abendländer, namentlich wenn er als Dragoman dem diplomatischen Korps angehörte, leicht Gelegenheit fand, sich über das Bedenkliche der Lage zu unterhalten, besprachen die furchtbare Frage in so ruhiger, leidenschaftsloser Weise, als handle es sich um Vorgänge unveränderlicher Vergangenheit.

„Was thut man in Europa,“ fragte der Türke, „wenn Barrikaden errichtet werden und eine kleine Partei des Landes die zu Recht bestehende Regierung stürzen will? — Die Rebellen werden niedergeschlagen! Das findet jedermann in Ordnung; und wenn ähnliches außerhalb Europas vorkommt, hat dann die bedrohte Regierung nicht dasselbe Recht, ja dieselbe Pflicht, ihre Existenz durch Gewaltmittel zu verteidigen, wie die eines europäischen Staates?“

Da die meisten Abendländer wußten, daß, wenn es ihnen auch gelingen sollte, den einen oder andern Muhammedaner in seinem Glauben an die Gerechtigkeit der türkischen Sache zu erschüttern, dies auf die Hunderttausende der strenggläubigen Moslem keinen Einfluß ausgeübt

haben würde, so unterzogen sich nur wenige der Mühe, einen solchen Redner die Berechtigung des armenischen Aufstandes klar machen zu wollen.

* * *

Walter Georg hatte seit seiner Abreise von Konstantinopel nur einmal an Oer geschrieben, um ihm zu sagen, daß er wohlbehalten in Bukarest eingetroffen sei und in wenigen Stunden nach Berlin weiterreisen werde.

„Wanians armenische Freunde," schrieb er, „die mich in Konstanza erwarteten, gefielen mir nicht. Denke Dir zwei spindeldürre, winzige Gestalten mit großen, gierigen Augen und ungeheuerlichen Nasen und Ohren. Du hättest ihnen die Kinder nicht anvertrauen wollen, und da ich mich an Deine Stelle versetzte, so erklärte ich in den ersten fünf Minuten unseres Zusammenseins, daß ich mich in persönlichen Angelegenheiten nach Berlin zu begeben habe und es übernähme, Erko und Serkis dorthin zu begleiten. Wanians Freunde sträubten sich dagegen nur wenig, und ich nehme an, daß sie im Grunde zufrieden waren, jeder Verantwortlichkeit für die ferneren Schicksale der Kinder enthoben worden zu sein; ganz sicher bin ich, daß Erko und Serkis froh waren, nicht in ihren hageren, häßlichen Händen zurückgelassen zu werden. — Wenn Du diesen Brief erhältst, befinde ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege zwischen Wien und Berlin. Sobald ich in Berlin angekommen bin, telegraphiere ich Dir. — Erko und Serkis sind wohl und artig. Sie sprechen kein Wort, wenn ich sie nicht dazu auffordere. —

Angenehme Reisegesellschaft! Und ich komme mir wie eine ehrwürdige Kinderfrau vor."

Drei Tage später telegraphierte Walter Georg aus Berlin, die Reise sei glücklich zurückgelegt worden und Bergmann lasse grüßen. Diese letzten Worte bedeuteten nach einer Verabredung zwischen Oer und Walter Georg, daß die Kinder der Obhut Johannes Howians anvertraut worden seien. Dann hörte Oer längere Zeit nichts von den Seinigen, was ihm auffiel, da Gabriele ihm regelmäßig jeden zweiten Tag geschrieben hatte, — bis die Pause durch ein Telegramm Walter Georgs unterbrochen wurde, das in Huysburg aufgegeben war, und in dem es hieß: „Ich habe mich soeben mit Deiner Schwester verlobt. Ihr Brief folgt. Alles wohl." — Und drei Tage später traf Gabrielens Brief ein. —

Oer las das lange Schriftstück ziemlich schnell, bis er auf die beiden letzten Seiten des Briefes kam, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselten: „Deine Freundin aus Yakima ist seit zwei Tagen in Huysburg. Sie ist ja großartig schön. Das hattest Du mir nicht gesagt. Tante Margarete hat sie in ihr Herz geschlossen und erklärt, daß Barbaria bis zu ihrer Abreise von Deutschland bei ihr bleiben muß. Auch Papa hat deine Empfohlene gefallen, aber fremde Sprachen sind nicht seine starke Seite, wie Du weißt, und er überläßt Tante Margarete und mir die Sorge für sie. Walter Georg will sich ihr ebenfalls widmen, wenn ich ihm verspreche, nicht eifersüchtig zu sein. — Dein Freund ist wirklich unglaublich eingebildet. — Er sagt mir übrigens, Du seist zu ernst. Es kommt mir vor, als wolle er nicht ein-

gestehen, daß Du traurig bist. — Lieber Heinrich, sei nicht traurig! Du hast ja noch so viel Gutes vom Leben zu erwarten. Quäle Dich nicht mit dem Gedanken an Anna Harmen. Es giebt noch ebenso gute Mädchen wie sie auf der Welt, und darunter, die Dich vielleicht besser zu würdigen verständen als sie. Ich will nichts Unfreundliches von ihr sagen, aber als ich sie neulich besuchte — Harmens sind seit einigen Tagen auf dem Lande in unserer Nähe —, da sprach sie so kühl und herablassend von Dir, daß ich mich ordentlich darüber ärgerte. Bei der Gelegenheit lernte ich übrigens eine reizende kleine Amerikanerin kennen, ein Fräulein Helen Sands, die mir erzählte, daß sie oftmals im Central-Park in New York mit Dir spazieren geritten sei."

Als Oer dies las, fiel ihm ein, daß er seit Wochen nicht an Anna gedacht und Helens Brief noch unbeantwortet gelassen habe. Er nahm sich vor, dieser nun zu schreiben. Aber so schnell, wie er beabsichtigt hatte, kam er nicht dazu. Im Laufe des Tages empfing er den unerwarteten Besuch des österreichischen Portiers des Hotel Royal, der ihm geheimnisvoll anvertraute, er habe erfahren, daß ein allgemeines Gemetzel der Armenier vorbereitet würde, und er wolle Herrn von Oer davor warnen.

„Das ist wohl leeres Gerede," meinte Oer.

„Nein, Herr Baron, ich habe es von gut unterrichteter Seite."

Oer blickte den Mann etwas ungläubig an, der darauf antwortete: „In Pera wird viel erzählt, und wer zuhören will, kann viel erfahren. Ich würde mir nicht

erlaubt haben, den Herrn Baron zu behelligen, wenn ich nicht gehofft hätte, ihm durch meine Mitteilungen Unannehmlichkeiten ersparen zu können."

Der kam der Gedanke, daß der Hausmeister für seine Aufmerksamkeit ein Trinkgeld erwartete, aber der Mann, der ein vertrauenerweckendes Gesicht besaß, gute, reine Wäsche trug und ordentlich angezogen war, sah so gar nicht aus wie einer, der in versteckter Weise auf Gelderwerb ausgeht, daß der nicht wagte, ihm ohne weiteres ein Geldstück in die Hand zu drücken. „Ich danke Ihnen, sagte er, und verlegen fügte er hinzu: „Wie kommen Sie eigentlich dazu, mir gefällig sein zu wollen?"

Der Mann schlug die Augen zu Boden und antwortete seinerseits ebenfalls verlegen: „Sie haben mich immer so freundlich gegrüßt, Herr Baron, wenn Sie Herrn Bolton besuchten . . . und es sollte mir leid thun, wenn Ihnen etwas zustieße . . . und da habe ich Sie warnen wollen. Einen andern Grund, Sie aufzusuchen, hatte ich nicht."

„Das war freundlich von Ihnen. Ich danke Ihnen und werde aufmerksam sein. — Sie sind noch immer im Hotel Royal?"

„Nein, Herr Baron, ich habe den Platz seit zwei Tagen aufgegeben. Ich hoffe, etwas Anderes zu finden, was mir besser paßt."

„Bleiben Sie in Konstantinopel?"

„Vorläufig jedenfalls."

„Nun, vielleicht lassen Sie einmal von sich hören. — Wie heißen Sie?"

„Joseph Hendrichs, zu Ihren Diensten, Herr Baron."

„Wo würde ich Sie finden, falls ich Sie einmal sehen möchte?"

„Im Hotel Royal wird man meine Adresse immer wissen."

„Nun dann auf Wiedersehen, Herr Hendrichs! Möge es Ihnen gut gehen!"

Oer war daran gewöhnt, daß ihm jedermann freundlich entgegenkam, aber er war immer dankbar dafür, und er reichte dem guten Mann die Hand, die dieser ehrerbietig ergriff. „Es soll mich freuen, wenn Sie Gelegenheit finden, über meine Dienste zu verfügen," sagte er dabei sichtlich gerührt.

Als Joseph Hendrichs sich entfernt hatte, ging Oer noch längere Zeit in seinem Zimmer auf und ab. In dem leeren Hause — Wanian war noch nicht von Pera zurückgekehrt — herrschte Totenstille. Oer zog einen der großen Bambussessel an das Fenster, setzte sich und blickte träumerisch hinaus auf das Meer zu seinen Füßen. Alles um ihn her war so schön. — Warum konnte er sich dessen nicht freuen, warum war er ein trauriger stiller Mann geworden? Er wußte es wohl, aber er bemühte sich, seine Gedanken davon abzuziehen. Wozu konnte es gut sein, an Barbaria zu denken? — Wenn es ihm nur gelänge, ihr zuliebe noch etwas Gutes, Großes zu thun. — Da wurde die Thür leise geöffnet, und Wanian trat vorsichtig in das Zimmer.

Der arme Mann war bleich und aufgeregt. Er winkte Oer vom Fenster fort, und nachdem er sich, wie es seine Gewohnheit war, übergeugt hatte, daß die Nebenzimmer leer waren, zog er ein kleines Schriftstück aus

der Tasche und sagte: „Wir müssen Bujukdere verlassen, heute noch, möglichst bald, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, und nach Pera übersiedeln."

Oer blickte, ohne ein Wort zu sprechen, den Armenier fragend an.

„Ich habe vor einigen Stunden die Nachricht erhalten, daß die seit Wochen geplante Kundgebung in wenigen Tagen stattfinden wird. Die Botschafter werden morgen, spätestens übermorgen davon benachrichtigt werden. Es wird zum Straßenkampf kommen. Meine Gegenwart in Pera ist notwendig. — Und Sie werden mich begleiten, Herr von Oer? . . . Darf ich darauf rechnen, daß Sie mich begleiten?"

„Selbstverständlich."

„O, ich danke Ihnen."

„Aber," sagte Oer zweifelnd, nachdem er einen Blick auf die schwache Gestalt des kläglichen, zitternden Greises geworfen hatte, „aber, Herr Wanian, was haben Sie bei einem Straßenkampf zu thun? Sie wollen sich doch nicht etwa persönlich daran beteiligen?"

„Das wäre thörichtes Bemühen," antwortete Wanian; „aber ich muß in Pera sein. Ich kann mich dort freier bewegen als hier, obgleich ich dem Kampfe näher sein werde. Und dann — und dann . . . glauben Sie etwa, die Unruhen werden auf Pera und Stambul beschränkt bleiben? — Sie werden sich im Gegenteil über das ganze Reich ausbreiten, und zunächst, zu allernächst werden die Ortschaften am Bosporus, die bekannten Wohnstätten reicher Armenier oder solcher, bei denen man Schätze

vermutet, darunter zu leiden haben. — Welchen Schutz würde ich hier in Bujukdere finden?"

„Sie sind Engländer, was haben Sie zu fürchten?"

„Ich bin Armenier, ich habe alles zu fürchten."

Es war leicht zu erkennen, daß Furcht für das eigene Leben es war, was Wanian aus dem freundlichen Bujukdere nach dem dunklen Pera trieb, aber Oer war es ganz recht, sich dem Kampfplatz nähern zu können, und er setzte der sofortigen Abreise dorthin kein Hindernis entgegen. „Meine Sachen können in einer Viertelstunde gepackt sein," sagte er. „Dann stehe ich zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen, Herr von Oer. — Ihre Sachen besorgt Mardyros und bringt sie Ihnen heute abend nach Pera. Kommen Sie, bitte, gleich! Der Wagen steht vor der Thür. Er führt uns nach Pera. Das ist unauffälliger, als wenn ich mit Ihnen das Schirket besteige. — Es ist Gefahr im Verzuge. Hier, lesen Sie!" und er übergab Oer das kleine Schriftstück, das er beim Eintritt in das Zimmer aus der Tasche gezogen hatte.

Oer entfaltete es. Es war an die fremden Botschafter gerichtet, in französischer Sprache verfaßt, „Le Comité Arménien Hentschakkiste" unterzeichnet, vom 16./28. September 1895 datiert, und besagte in wenigen Worten, die Armenier von Konstantinopel hätten den Entschluß gefaßt, durch eine öffentliche, durchaus friedliche Kundgebung ihre Wünsche bezüglich der in den armenischen Provinzen vorzunehmenden Reformen bekannt zu geben. Die Kundgebung habe keinen gewaltthätigen Charakter, aber wenn seitens der bewaffneten Macht versucht werden

sollte, sie zu verhindern, so könnte dies schwere Folgen haben, für die der Hentschak im voraus jede Verantwortlichkeit zurückweise.

„Das sieht ja in der That wie eine Kriegserklärung aus," sagte Oer ruhig, nachdem er die wenigen Zeilen aufmerksam gelesen hatte. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Wanian." Darauf nahm er Hut und Stock und folgte gelassen dem eilig vorausschreitenden Armenier.

„Herr Wanian," sagte er in dem Augenblick, als der prachtvoll gekleidete Portier die Thür für seinen Herrn öffnen wollte. Der Gerufene blieb kurz stehen.

„Steigen Sie langsam und gelassen in den Wagen!" fügte Oer leise hinzu.

„Ja wohl, ja wohl, ich danke." — Eine halbe Minute später saßen die beiden in der schönen, breiten Viktoria, die von zwei starken Gäulen gezogen, in mäßigem Promenadentrab die Straße längs dem Meere nach Therapia hinunterfuhr.

* * *

Der Landweg zwischen Bujukdere und Konstantinopel führt über eine Hochebene, auf die man von Therapia aus, nach langem Aufstieg auf ziemlich gut unterhaltener Straße, gelangt. Die Ebene ist öde und staubig, aber zur Linken des Weges kann sich das Auge bei sonnigen Tagen eines schönen landschaftlichen Bildes erfreuen. An den Ufern des Bosporus, tief unten im weiten Thale, reiht sich eine freundliche Ortschaft an die andere, und auf der ruhigen Wasserstraße selbst kreuzen sich Hunderte

von Fahrzeugen aller Größen und Flaggen. Silbergraue Möwen schießen aus der Luft in die Fluten, um ihre Beute zu erhaschen, unheimliche schwarze Seeraben flattern in schnellem Fluge ihren Niststätten in Dolma Baghtsche*) zu, mächtige Weiher wiegen sich majestätischen Fluges in der reinen Luft, und über das ganze große, farbenreiche, bewegte Bild spannt sich wunderbar der lichte Himmel des Morgenlandes.

Wanian und Oer sahen nichts von all der Herrlichkeit. Sie hingen ein jeder seinen eigenen Gedanken nach, und keiner sprach ein Wort. Auf der menschenleeren Hochebene hatte der Kutscher die Pferde zu schneller Gangart angefeuert, und bald näherte sich der leichte Wagen, dichte Staubwolken aufwirbelnd, den ersten Kasernen, die als Vorposten an den Eingängen von Konstantinopel errichtet sind. Die Soldaten, die dort Wache standen, warfen argwöhnische Blicke auf die Insassen des Gefährts. Oers blaue Augen und helles Haar waren eine gute Legitimation. Der Wagen konnte ungehindert passieren; aber dem ängstlichen Wanian waren die spähenden Blicke der Soldaten nicht entgangen, und er stieß mit halblauter Stimme einige armenische Worte aus, worauf der Kutscher die Pferde wieder den Promenadentrab annehmen ließ, in dem sie Bujukdere und Therapia verlassen hatten. Langsam, ohne Aufsehen zu erregen, durchfuhr darauf der Wagen die Vorstädte von Schischli und Pankaldi und das Stadtviertel von Taksim, dann bog er in die Perastraße ein, wo sich eine bunte Menge von Spaziergängern, Bettlern und Hunden auf

*) Der große, vom Sultan Abdul-Medschid erbaute Palast.

dem Fußsteig drängte und vorwärts schob. — Auf dem engen Straßendamm kreuzten sich Reiter, Omnibusse, Droschken, herrschaftliche Fuhrwerke, Frachtwagen, Karren und kleine, halbverhungerte Gäule, mit langen Holzbrettern beladen, die den Boden schleiften. Das alles bewegte sich vorsichtig, doch schneller, als man es in einer europäischen Großstadt für möglich gehalten haben würde. — Der Kutscher von Konstantinopel muß ein sehr gewandter und aufmerksamer Mann sein, wenn er sich vor Übel bewahren und kein Unheil anrichten will.

In der Nähe von Galata-Seraï, der Hochschule und dem Kerker von Pera, bog Wanians Wagen in eine enge, schlecht gepflasterte, unfreundliche Straße ein, und dort machte er vor einem breiten, massiven zweistöckigen Gebäude Halt, das mit seinen stark vergitterten, schmalen Fenstern und seiner niedrigen, engen, eichenen, mit Eisen beschlagenen Thür viel mehr einem Gefängnis, als dem Wohnorte eines ruhigen angesehenen Bürgers der Stadt glich.

Wanian, der während der Fahrt durch die Perastraße gesenkten Hauptes, ängstlich nach rechts und links schielend, dagesessen hatte, that einen tiefen Atemzug und sagte leise zu Oer: „Wir sind zu Hause."

Die Hausthür war von einem hochgewachsenen, schweren Mann in der unansehnlichen dunkelbraunen Tracht der armenischen Hamal lautlos geöffnet worden und schloß sich sogleich wieder, nachdem Wanian und Oer eingetreten waren. Oer bemerkte, daß sie unmittelbar darauf durch eine starke eiserne Sicherheitskette gegen die Straße abgesperrt wurde. Der Empfang war nicht einladend und

vertrauenerweckend, obgleich Wanian sich noch im Hausflur an seinen Gast wandte und diesem die Hand reichend feierlich sagte: „Seien Sie willkommen in diesem Hause, in dem Sie Herr sind. Gott segne Ihren Eingang!" Im gewöhnlichen Unterhaltungston fügte er hinzu, ohne eine Pause zu machen: „Nun will ich Ihnen das Haus zeigen, damit Sie Ihre Wohnung nach Ihrem Geschmacke wählen können."

In dem hohen Erdgeschosse, zu dem eine steinerne Treppe führte, befanden sich zu Rechten und Linken zwei große Säle, in die Oer, um dem Wirte zu gefallen, einen Blick warf. Sie enthielten schwere alte Möbel aus dunklem Holze, zum Teil mit kostbaren Teppichen bedeckt. An den Wänden, die mit seidenen Stoffen überzogen waren, hingen einige große Portraits von geringem künstlerischen Werte: Männer in geistlichem Ornate, die armenische Bischöfe oder Patriarchen darstellen mochten. Im übrigen waren die Wandflächen schmucklos. Die großen Räume, in denen kein Buch, keine Zeitung, kein Kunstgegenstand, überhaupt nichts zu entdecken war, was auf das Leben ihrer Bewohner hingedeutet hätte, machten einen frostigen Eindruck, trotzdem darin schwere, schwüle Luft lagerte. — Im ersten Stockwerk sah es freundlicher aus. Dort standen in den der engen Straße abgewandten Wohnzimmern die Fenster offen und gewährten einen weiten Blick über den ärmlichen Stadtteil hinter und unter der Rue de Péra und auf das hohe asiatische Ufer jenseits des Bosporus.

Oer glaubte an kleinen Anzeichen zu erkennen, daß zwei der Gemächer zu seinem Empfang vorbereitet waren,

und sagte deshalb, nachdem er vom Fenster aus einen kurzen Blick auf das Bild zu seinen Füßen geworfen hatte: „Diese beiden Zimmer würden mir wohl behagen, und wenn Sie nicht bereits anders darüber verfügt haben, so möchte ich hier wohnen."

„Es sind die kühlsten und hellsten Räume des Hauses, und es freut mich, daß sie Ihnen gefallen. Ich hatte sie für Sie bestimmt."

„Hoffentlich verjage ich Sie nicht daraus," sagte Oer.

„O nein, ich habe hier niemals gewohnt. Meine Zimmer liegen den Ihrigen gegenüber. Sie sind nicht so freundlich wie diese, aber ich bin daran gewöhnt. Wollen Sie sie in Augenschein nehmen?"

Oer folgte Wanian über den schmalen Flur und trat in ein Gemach, in dem, trotzdem die Sonne noch nicht untergegangen war, bereits Dämmerung herrschte. An den Fenstern hingen schwere, dunkle Gardinen, und als Oer eine bei Seite schob, sah er, daß vor den Fenstern schwere Gitter aus starken, eng an einander gereihten Eisenstäben angebracht waren.

„Die Gitter sind so alt wie das Haus," sagte Wanian, als er Oers verwunderten Blick bemerkte. „Sie werden ähnliches an der Straßenseite der meisten Häuser bemerken. Die Polizei thut wenig für die Sicherheit des Lebens und Eigentums der Bewohner von Konstantinopel. Da müssen diese selbst darauf bedacht sein, sich zu schützen. Auf der Rückseite des Hauses ist dies leicht. Es steht auf einer ziemlich steil abfallenden Anhöhe, und man hat sich dort damit begnügen können, die Fenster des Erdgeschosses gegen Einbruch zu wahren."

„Weshalb bewohnen Sie nicht eines der freundlichen Zimmer auf der Rückseite?“

„Ich habe einen leisen Schlaf. Die Straße ist während der Nacht ziemlich ruhig; die zahllosen Hunde in der unteren Stadt heulen und lärmen oft stundenlang. Das nimmt mir alle Ruhe. Möge es Sie nicht stören, sonst steht Ihnen ein Schlafzimmer neben dem meinigen zur Verfügung.“

„Ich werde mich jedenfalls schnell an den Lärm gewöhnen.“

„Ja, Sie sind ein glücklicher Mensch, Herr von Oer. Sie sind jung, gesund, stark und schlafen gut und brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich bin alt und schwach und bin ein Armenier.“ Er murmelte seufzend einige unverständliche Worte, die Oer für ein Stoßgebet hielt. Er bedauerte den armen ängstlichen Mann.

„Schlafen Sie nur heute nacht ruhig,“ sagte er gutmütig. „Sie sind ein Engländer, und ich bin ein Deutscher. Was gehen uns die Türken an?“

„Ich bin ein Armenier,“ antwortete Wanian traurig, und plötzlich wurde sein Blick starr, und er begann heftig zu zittern. Er legte seinen Mund dicht an Oers Ohr und flüsterte: „Ein Armenier . . . ein Mitglied des revolutionären Comités . . . O, Herr von Oer, hätten wir nur diese furchtbaren Tage glücklich überstanden!“

Die erste Nacht, die Oer in Pera verbrachte, war eine sehr unruhige. Die Hunde tobten entsetzlich, so daß Oer sich wunderte, daß bei dem Lärm überhaupt jemand schlafen könnte. Schließlich schlief er selbst fest ein, und

als er am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne, die seinem Fenster gegenüber aufgegangen war, schon hoch über dem grünen anatolischen Ufer. Mardyros, der am vorhergehenden Abend, zwei Stunden später als Oer, in Pera eingetroffen war, hatte im Wohnzimmer, ohne daß der sorglos ruhende Gast es gehört hätte, dessen Sachen ausgepackt und ordentlich aufgestellt, so daß es dort ganz behaglich aussah. Er trat, sobald Oer die Klingel berührt hatte, in das Zimmer und meldete in kurzen türkischen Worten, die Oer verstehen konnte, Wanian Effendi sei soeben nach Galata gefahren und werde um zwölf Uhr zum Frühstück nach Pera zurückkehren.

Oer kleidete sich gelassen an, was aber bei dem alten Soldaten trotzdem nicht viel Zeit in Anspruch nahm, trank eine Tasse Thee, schob einen kleinen Tisch an das Fenster und schrieb einen langen Brief an seinen Vater und einige freundliche Zeilen an Helen, die er, einer älteren Weisung folgend, an Herrn Sands, Bankier in Paris, adressierte. Dann begab er sich nach der Post, wo er den üblichen schweren Brief von Ohannes Howian für Wanian und für sich ein längeres Schreiben von Walter Georg vorfand, in dem es unter anderm hieß: „Wir verheiraten uns am 7. November in Huysburg. Selbstverständlich rechnen wir alle darauf, daß Du bei dem Feste nicht fehlen wirst. Hoffentlich kommst Du aber schon früher. Schreibe mir, wann ich Dich erwarten darf."

Als Oer von der Post nach Hause zurückkehrte, übergab ihm Mardyros eine Visitenkarte und meldete, Herr Bolton, der sie abgegeben habe, sei vor einer halben Stunde gekommen. Die Karte enthielt einige mit Blei-

stift hingekritzelte Worte: „Ich werde Sie um drei Uhr zu einer Spazierfahrt abholen.“

Wanian traf eine Stunde später ein, als er angekündigt hatte. Er suchte Oer in dessen Zimmer auf. Oer bemerkte, daß er totenblaß war. Er begrüßte seinen Gast flüchtig und flüsterte ihm zu: „Die Manifestation findet morgen statt.“

„Wo? Wann?“

„Vom Patriarchat nach der Hohen Pforte, um zehn Uhr — Gott sei uns gnädig!“

„Werden Sie daran teilnehmen?“

„Nein, nein. Wie könnte ich?“

„Bolton will mich in einer Stunde abholen. Ich denke, daß er und ich uns die Sache morgen ansehen werden.“

„O, thun Sie das nicht, Herr von Oer! Um Gottes willen thun Sie das nicht! Sie setzen Ihr Leben auf das Spiel. Fünfhundert Armenier haben heute das heilige Abendmahl genommen. Sie suchen die Schlacht, sie sind zum Tode bereit.“

„Lieber Herr Wanian,“ sagte Oer etwas gereizt, doch bemüht, dies zu verbergen. „Sie sehen zu schwarz. Daß Sie sich morgen nicht auf der Straße zeigen wollen, verstehe ich, aber dem Nicht-Armenier droht dort schwerlich irgend welche Gefahr. — Ich höre jetzt seit Wochen von nichts Anderm als der Manifestation sprechen, die, so hoffen wir, einen Wendepunkt in der armenischen Geschichte bilden wird; da würde ich nur ungern darauf verzichten, Augenzeuge des Ereignisses zu sein.“

„Sie wollen sich an der Kundgebung beteiligen?“ rief Wanian erschreckt.

„Nur als Zuschauer, Herr Wanian; an dem Kampfe könnte ich schon als Offizier nicht ohne weiteres teilnehmen. — Wer wird die Manifestation führen?“

„Giragos,“ antwortete Wanian zögernd.

„Giragos? Dann werden Sie nicht von mir erwarten daß ich mich hier verkrieche, während er sein Leben für Ihre Sache wagt.“

„Sie sind Ihr eigener Herr,“ sagte Wanian kleinmütig.

Bald darauf trat Bolton in das Zimmer. Weder die Hitze, noch die Aufregungen der letzten Wochen hatten irgend welchen erkennbaren Einfluß auf ihn geübt. Er war glatt rasiert, trug tadellose Wäsche und einen großkarrierten, grauen Reiseanzug, der ihn zum Touristen stempelte. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst, kühl, gelassen wie immer, und ruhig, als handle es sich um eine alltägliche Angelegenheit, sagte er zu Oer, nachdem er kurz gegrüßt und sich gesetzt hatte: „Die Kundgebung soll also morgen stattfinden. Wanian hat es Ihnen wohl schon gesagt. Wie gedenken Sie sich zu verhalten?“

„Ich will versuchen mir die Sache ansehen zu können.“

„Richtig. Dann können wir also zusammen bleiben.“

„Sie wollen ebenfalls nach Stambul gehen? Und ich soll allein hier zurückbleiben?“ fragte Wanian im Tone gänzlicher Mutlosigkeit.

„Sie haben in Ihrem Hause nicht das Geringste zu befürchten,“ antwortete Bolton etwas streng. Ich sagte Ihnen bereits vor einer Stunde, daß morgen mein Platz

in Stambul sei. Seit Jahren sehne ich den Tag herbei. Gottlob, daß er endlich gekommen ist!"

Wanian schlug die Augen nieder. Es war, als schämte er sich seiner Schwäche, aber bemeistern konnte er sie nicht.

„Holen Sie mich morgen um acht Uhr ab", sagte Bolton darauf zu Oer. „Wir treten dann unsere Promenade nach Stambul gegen halb neun Uhr an. Das wird früh genug sein. Das Weitere wird sich finden. — Wanian," fuhr er fort, sich wieder an den zitternden Armenier wendend, der ein Bild des Jammers dasaß, „Wanian, das Losungswort Ihrer Brüder ist: ‚Verzweifle nicht!' Morgen ist ein großer Tag für Armenien, hoffentlich ein glücklicher."

„Gott gebe es!" brachte Wanian leise inbrünstig hervor.

* * *

Der 30. September des Jahres 1895 war ein himmlisch schöner Tag, ein Tag des Friedens, der Freude, des Genießens. In der Hauptstraße von Pera herrschte das übliche Treiben, — vielleicht etwas weniger lebhaft als gewöhnlich. Vor einem der großen Gasthäuser der Petits Champs standen einige Droschken, in denen eine Reisegesellschaft von etwa einem Dutzend Personen, Männer und Frauen in Staubmänteln, mit abenteuerlichen Hüten und großen Schleiern, anspruchsvoll häßlich, der geschäftigen Führer harrten, die sie in wenigen Stunden mit allen Sehenswürdigkeiten in Konstantinopel vertraut machen sollten. Sie sprachen laut und ungezwungen, als sei die

Straße nur für sie da, und ihre Augen blickten dreist und neugierig, — eine durchaus unliebenswürdige Gesellschaft. Zwei stattliche Männer gingen, ohne ihr die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, auf der entgegengesetzten Seite der Straße vorüber. In der Nähe des sogenannten kleinen Klubs, am Ende des Gartens der Petits Champs, stiegen sie in eine offene Droschke, die dort hielt, und fuhren den Berg von Galata hinunter nach der neuen Hafenbrücke von Karaköi, wo sie vor dem großen Gebäude der französischen Bank „Le Crédit Lyonnais“ ausstiegen und dann zu Fuß die Brücke überschritten.

Auf der Brücke, die das europäische Konstantinopel — Pera und Galata — mit dem türkischen — Stambul — verbindet, sah man viele weiße und grüne Turbane, die sich fast ausnahmslos von Galata nach Stambul hin bewegten, aber ein jeder der Turbanträger zog für sich seiner Straße, keiner schien sich um den Nachbar zu kümmern. Es war eine stille Bewegung, so still und emsig wie die eines Ameisenhaufens. — Hinter der Brücke verstoben die weißen und grünen Turbane nach rechts und links. Nur wenige folgten der breiten Hauptstraße, die rechts abbiegend nach der Anhöhe führt, auf der sich verschiedene Ministerien, unter anderen das des Krieges, mehrere große Moscheen und Mausoleen und seit kurzem auch das palastähnliche Gebäude, in dem die Staatsschuldenverwaltung haust, befinden. Sie erheben sich hoch über Stambul, das sie zu beherrschen scheinen.

Die Hohe Pforte liegt auf halbem Wege zur der Anhöhe. Das weitläufige, niedrige gelbe Gebäude hat verschiedene Eingänge und ist von einem hohen Gitter aus

starken Eisenstäben umgeben. Vor dem Haupteingange in der Straße Mahmudieh befindet sich ein Platz von mäßigem Umfang, auf dem gewöhnlich einige Gendarmen und Soldaten und geheime Polizeiagenten lungern, und der den ankommenden und abfahrenden Wagen als Haltestelle dient. — Unmittelbar vor dem Portal steigt die Straße an der persischen Botschaft und der Staatsschuldenverwaltung vorbei steil in die Höhe, bis sie auf eine andere der großen Verkehrsadern von Stambul, die Straße Diwan Yolu, stößt, mit der sie rechte Winkel bildet.

Außer den genannten beiden Hauptstraßen kreuzen sich zwischen der Hohen Pforte und dem Kriegsministerium viele enge, kleine Gassen, durch die sich der Ortskundige auf geraden und krummen Wegen nach dem südlich gelegenen Goldenen Horn sowohl wie nach den armenischen Vorstädten Kum-Kapu und Jeni-Kapu am Marmara-Meer, auf der Südseite der kleinen Halbinsel von Stambul, durchschleichen kann.

Der Platz vor der Hohen Pforte war wenige Minuten vor zehn Uhr, als Bolton und Oer ihn überschritten, nahezu verödet. Namentlich fehlten die Wagen, die dort gewöhnlich halten. „Wir scheinen zu früh zu kommen," sagte Bolton. Aber wenige Minuten später, als die beiden, gelassen weiterschreitend, sich auf der Höhe der in der Mahmudieh Dschadessi gelegenen persischen Botschaft befanden, belebte sich die Straße plötzlich in außerordentlicher Weise. Von der Diwan Yolu wälzte sich langsam und still eine Menschenmenge heran, die aus jeder der Seitenstraßen, die sie passierte, neuen Zuwachs erhielt, so daß sie, als sie auf dem Platz vor der Hohen Pforte

angelangt war, weit über tausend Köpfe zählen mochte. Die Versammlung bestand ausschließlich aus jungen, starken, ernsten Männern in der Tracht der armenischen Lastträger (Hamal), die unbewaffnet erschienen. An der Spitze ging Giragos, alle anderen beinahe um Haupteslänge überragend. Sein furchloser, stolzer Blick schweifte ruhig beobachtend von einer Seite der Straße zur andern, wo je eine dichte Reihe türkischer Gendarmen gleichsam spalierbildend die Armenier begleitete. Der Zug hatte sich jetzt bis auf geringe Entfernung dem leeren Platze vor der Hohen Pforte genähert. Auf dem Fußsteig vor der persischen Botschaft standen Bolton und Oer, anscheinend von niemand beachtet, aber Giragos forschender Blick hatte sie gefunden, und eine von keinem Uneingeweihten zu erkennende Bewegung sagte Oer, daß er von seinem Freunde erkannt worden sei.

Als die letzten Armenier, von einigen zwanzig Gendarmen und einer starken Gruppe junger Softas auf den Fersen gefolgt, vorübergegangen waren, wandten Bolton und Oer sich ebenfalls dem Eingange zur Hohen Pforte wieder zu. Einige Schritte hinter den Gendarmen und Softas, die den Armenierzug schlossen, machten sie Halt, auf einem Punkte der Straße, der ihnen freien Blick auf den tiefer gelegenen Platz vor der Hohen Pforte gewährte. — Dort hatte sich inzwischen unmittelbar vor dem Gitter, das das Staatsgebäude umgiebt, eine große Anzahl bewaffneter Gendarmen in Linie aufgestellt, die anscheinend mit großer Ruhe den nächsten Ereignissen entgegensahen. — Hinter Bolton und Oer war, so weit das Auge reichte, kein Mensch mehr zu sehen. Es war unheimlich still.

„Die Sache scheint friedlich zu verlaufen," sagte Oer, unwillkürlich leise sprechend. „Es müßte den betreffenden Gendarmen, die durch ein Signal sicherlich Tausende von Soldaten zu Hilfe rufen könnten, doch ein Leichtes sein, die hilflosen Manifestanten zu zerstreuen, die sie nach allen Regeln der Kunst vollständig umzingelt haben."

„Ja und nein. — Ich denke mir, unsere Freunde werden sich nicht gänzlich unbewaffnet in die Höhle des Löwen gewagt haben. Vielleicht ist den Gendarmen befohlen werden, abzuwarten, daß sie provociert werden, bevor sie angreifen. — Ja, so wird es sein. Der Schein daß die Türken sich den armenischen Rebellen gegenüber im Zustand der Notwehr befanden, soll auch hier aufrecht erhalten werden . . . Halt, jetzt scheint die Handlung zu beginnen."

Giragos war aus den Reihen der Armenier hervorgetreten. Er hielt einen großen Briefumschlag in der erhobenen Hand, der in seiner weißen Farbe an eine Parlamentierflagge erinnerte. Er näherte sich feierlich dem kommandierenden höheren Offizier, der zwei Schritte vor der Wachttruppe stand, und nachdem er ihn nach orientalischer Weise begrüßt hatte, streckte er den Arm aus, als wolle er das Schriftstück dem Offizier übergeben. Es enthielt, wie man später erfuhr, ein in ehrerbietigster Form verfaßtes Gesuch an den Großwesir, er möge den bekannten armenischen Forderungen Gehör schenken und dieselben bei Sr. Majestät dem Sultan befürworten.

Der Offizier hatte Giragos' Gruß nicht erwidert. Jetzt blickte er hochmütig auf das Bittgesuch, das der Armenier in der Hand hielt, und gab durch eine Be-

wegung des Hauptes, das er langsam verächtlich zurückwarf, zu erkennen, daß er es nicht annehmen wollte.

Von neuem sprach Giragos. Man sah, wie er das Schriftstück in kurzen Bewegungen wieder und wiederum zur Entgegennahme anbot. — Der Offizier würdigte ihn nicht mehr eines Blickes, schien ihn nicht zu sehen.

Da beugte sich Giragos tief und langsam zur Erde und legte den Brief einen Schritt von den Füßen des Offiziers auf einen flachen Stein vor der Thorschwelle. Er wartete noch einige Sekunden, dann trat er in die Reihe der Seinen zurück, die dem Auftritt als stumme Zeugen beigewohnt hatten. Aber kaum hatte Giragos sich zurückgezogen, als der Offizier einen Schritt vorwärts that und dabei seinen Stiefel auf das Schriftstück setzte.

Der hatte Giragos nicht eine Sekunde aus dem Augen verloren. Dieser stand in einem kleinen, von sechs oder acht Armeniern gebildeten Kreis, in denen Der einige seiner alten Bekannten aus Yakima zu erkennen glaubte. Sie verbargen Giragos allen denjenigen, die sich auf dem Niveau des Platzes befanden. Von der Anhöhe aus konnte Der aber jeder Bewegung seines Freundes folgen. — Giragos hatte sich schnell gebückt und wieder erhoben und hielt nun einen Revolver in der Hand. Er zielte bedächtig; eine kleine blutrote Flamme schlug in die Höhe, ein Schuß krachte, und in demselben Augenblick sank der Offizier tödlich getroffen zu Boden.

Nun wurde die Ruhe, die bis dahin geherrscht hatte, durch Kommandoworte, Rufe und Schreien und Gewehrfeuer jäh unterbrochen. Das dauerte aber nur wenige Minuten. Dann wichen die von allen Seiten angegriffenen

Armenier zurück, und der Rückzug artete sofort in wilde Flucht aus. Eine kleine, etwa zehn Mann starke Gruppe, in deren Mitte Giragos stand, wich langsam zurück und deckte auf diese Weise, wenigstens einigermaßen, den Rückzug der Fliehenden. Die tapferen Männer, die einzigen der großen Schar von Armeniern, die sich der wilden Flucht nicht angeschlossen hatten, feuerten ununterbrochen, und ihre wohlgezielten Schüsse streckten viele Gendarmen zu Boden. Aber die kleine Schar verminderte sich schnell unter den Kugeln der Soldaten. Jetzt kämpften ihrer nur noch vier, und plötzlich am Eingange zu einer Seitenstraße waren auch diese verschwunden. Sie hatten sich wie eine schwere Masse auf die schwache Linie von Gendarmen und Softas geworfen, diese im Nu durchbrochen und sprangen in langen Sätzen davon. Die Türken ließen sich nicht darauf ein, die wehrhaften Männer zu verfolgen. Sie fanden leichtere Beute unter den auf der breiten Straße Dahinfliehenden. Von diesen sanken viele zu Boden, und von den Gefallenen erhob sich keiner wieder. Grausame Säbelhiebe und Stiche und Revolverkugeln töteten sie bis auf den letzten Mann. Nicht einer der im Kampfe vor der Hohen Pforte Verwundeten wurde an jenem Tage in den Gefängnissen abgeliefert; in anderen Stadtteilen wurden bis zum Sonnenuntergang alle Armenier, deren man in den Straßen habhaft werden konnte, verhaftet und nach den Gefängnissen von Stambul und Pera abgeführt.

* * *

Gegen elf Uhr morgens, eine kleine Stunde nach dem Kampfe vor der Hohen Pforte, tauchte in Kum-Kapu in der vollständig verödeten, engen, schmutzigen Gasse, wo sich die beiden unscheinbaren, doch ehrwürdigsten Gebäude des Armeniertums, der Palast des orthodoxen Patriarchen und „Mayr Egekhetsi", die Mutterkirche der Gregorianer, erheben, ein riesiger Mann in braunem Hamalanzuge auf, der anscheinend gelassen und harmlos seiner Straße zog. — Plötzlich vernahm sein aufmerksames Ohr eilige Schritte. Er wandte sich um und sah sich von zwei Polizisten verfolgt, die in demselben Augenblicke an seiner Seite waren und mit gewerbsmäßigem starkem Griff der eine seinen rechten, der andere seinen linken Arm gepackt hatten. Er schüttelte sie von sich wie der verwundete Bär die Hunde. Aber er hatte mit entschlossenen, starken Männern zu thun, die unverzagt sofort wieder auf ihn eindrangen. Der erste taumelte gleich darauf, von einem furchtbaren Faustschlag wie von einer schweren Keule auf der Stirn getroffen, zurück und sank, ohne einen Laut ausgestoßen zu haben, zu Boden; dem zweiten war nicht Zeit vergönnt, den Säbel oder Revolver zu ziehen; schon würgten ihn Giragos' eiserne Hände an der Kehle und schleuderten ihn mit wütender Gewalt gegen die hohe steinerne Mauer, die den Vorhof der Kirche umgiebt, wo er ächzend und röchelnd zusammenbrach. Der mörderische Kampf hatte kaum eine halbe Minute gedauert und war lautlos verlaufen. An einigen verschlossenen Fenstern zeigten sich weiße Gesichter, die mit entsetzten Augen auf die Straße stierten und sich schnell wieder zurückzogen.

Giragos warf keinen Blick auf seine Opfer. Er trat schnell in einen der verschiedenen Eingänge zum Vorhof der Patriarchatskirche, entfernte sich sogleich wieder durch eine andere Thür und durchschritt einen Wirrwarr namenloser, durch die erbärmlichsten Baracken und Hütten gebildeter, übelriechender Gassen, halbdunkler Gänge und mit Unrat gefüllter Höfe, zwischen denen nur der Eingeweihte die versteckten Verbindungen finden konnte. Während seines Ganges stieß er verschiedene Male mit leiser Stimme vor der einen oder der anderen der Hütten ein kurzes Wort aus, das in ähnlicher Weise durch ein anderes kurzes Wort beantwortet wurde, und bald stand er vor einem alten, kleinen, ruinenhaften Gebäude, dessen niedrige Thür sich sogleich vor ihm öffnete und lautlos hinter ihm wieder verschloß. — Ein verwelktes Weib, in Lumpen gehüllt, in deren runzeligem, gelbem Gesichte mit scharfer Habichtsnase ein Paar großer, dunkler Augen giftig funkelte, kam ihm entgegen und richtete hastig einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete; dann hielt er ihr die rechte Faust hin, die über den blutrünstigen Knöcheln stark geschwollen war, worauf das Weib hastig hinaustrippelte und gleich darauf mit einer Schüssel voll reinen Wassers und mehreren Leinenbinden zurückkam. Sie betastete die geschwollene Hand, goß eine stark nach Alkohol riechende Flüssigkeit in das Wasser und feuchtete die Binden damit an, die sie kunstgerecht um die verletzte Hand legte. Dann musterte sie Giragos aufmerksam vom Scheitel bis zur Sohle, als wolle sie sich überzeugen, daß er im übrigen unverletzt sei, klopfte ihm sanft vertraulich auf die Schulter und kicherte leise vor sich hin. — Giragos leerte in

gierigen Zügen einen Krug kühlen Wassers, den die Frau ihm reichte, warf sich auf einen harten, zerlumpten Diwan im dunkelsten Winkel des niedrigen, dunstigen Raumes und versank gleich darauf in ruhigen Schlaf. — Die Alte wachte über ihn. Sie hielt dabei einen Rosenkranz in der Hand und murmelte mit halblauter Stimme uralte Gebetsformeln vor sich hin. Zweimal in langen Zwischenräumen wurde an dem vergitterten Fenster, dessen Scheiben vollständig undurchsichtig waren, ein kurzes Wort leise ausgestoßen, ohne daß man den, der es sprach, vorher gehört hatte. Dann eilte die Frau an das Fenster und gab leise ein anderes Wort zurück, worauf alles rings umher wieder in tote Stille versank. — —

Die Tage vom ersten bis zehnten Oktober waren böse Tage für die Armenier von Konstantinopel. Die losgelassenen fanatischen Volksmassen wüteten gegen alles, was jenen angehörte. Wo immer sich ein Armenier auf der Straße zu zeigen wagte, wurde er von wütenden Softas, Mollahs und Knüttelmännern aufgegriffen, gemißhandelt, abgeführt und ins Gefängnis geworfen, wenn er nicht vorher schon den Mißhandlungen, die er zu erdulden hatte, erlegen war.

In den Nächten vom 30. September zum 1. Oktober und vom 1. zum 2. Oktober wurden in verschiedenen Statteilen mehrere der sogenannten großen Hans (Logierhäuser) gestürmt und geplündert und die wehrlosen Armenier, die sich dort aufhielten, bis auf wenige, die entkamen, erschlagen. — Auf diese Weise war die öffentliche Ruhe anscheinend bald vollkommen wiederhergestellt. Aus den Stadtteilen mit vorwiegend türkischer Bevölkerung war das armenische Element überhaupt ver-

schwunden, in Pera und Galata hatten sich die den wohlhabenden und reichen Klassen angehörigen Armenier in ihren festen Häusern verbarrikadiert und 3000 der Verfolgten sich in das Patriarchat und in die armenischen Kirchen von Pera, Galata und Kum-Kapu geflüchtet. Die übrigen hielten sich in den geheimsten Schlupfwinkeln von Kum-Kapu, Jeni-Kapu, Psamatia und Haßköi verborgen, wo man sie, wohl auf höheren Befehl, unbehelligt ließ. — Aber diese oberflächliche Ruhe war eine unheimliche. Die Verzweiflung der Armenier, die Wut der Muselmanen konnten jeden Augenblick zu neuen Blutthaten führen.

Eine hochgradige Erregung hatte sich auch der abendländischen Einwohnerschaft von Konstantinopel bemächtigt. Man sprach von einem in Stambul an zahlreichen Stellen angeschlagenen Aufruf an die muhammedanische Bevölkerung alle Gjaurs zu ermorden, und man fühlte sich keineswegs beruhigt, als bald darauf hinzufügt wurde, die Polizei habe diese und ähnliche Maueranschläge wieder entfernen lassen. — Der Türke ist ein tapferer Soldat im Kampf gegen christliche Heerscharen, aber als Verteidiger des Lebens und Eigentums von Christen den Angriffen seiner eigenen Glaubensgenossen gegenüber erweckt er wenig Vertrauen.

Die Besorgnis der Peroten, namentlich der leicht erregbaren Levantiner und Griechen, wurde besonders durch den Umstand genährt, daß die dreitausend zum Teil bewaffneten Armenier, die sich nach den blutigen Ereignissen vom 30. September, 1. und 2. Oktober in die armenischen Kirchen geflüchtet hatten, ihre Asyle nicht verlassen wollten. — „Was wird geschehen?“ fragten ängstliche Leute, wenn

diese durch Furcht und Wut bis zum Wahnsinn aufgereizte Menge die Kirchen verläßt?"

„Gar nichts wird geschehen," wurde ihnen hie und da geantwortet. „Die Türken haben den Armeniern eine derbe Lektion gegeben, ihr Mütchen an ihnen gekühlt. Die Ordnung in den Straßen ist wiederhergestellt, und man wird die Armenier unbehelligt in ihre alten Wohnungen zurückkehren lassen."

Aber die Eingeschlossenen in den Kirchen sahen die Lage nicht in demselben friedlichen Lichte. Sie fürchteten Mord und Totschlag, und die türkische Regierung selbst hielt es für gewagt, ihre bewaffneten Feinde ohne weiteres wieder frei umherlaufen zu lassen. Sie verlangte Auslieferung der Waffen, die Armenier dagegen Garantien dafür, daß man sie nicht außerhalb der Kirchen töten oder, was ihnen ebenso schlimm erschien, verhaften würde. — Die Regierung schien einen Augenblick geneigt, die Eingeschlossenen durch Aushungern zu einer bedingungslosen Kapitulation zu zwingen, aber das erachteten die Botschafter doch nicht für zulässig. Die Möglichkeit war keineswegs ausgeschlossen, daß viele der Unglücklichen in Furcht vor ihren grausamen Feinden eher verhungern würden, als diesen ihr Schicksal anvertrauen. Man malte sich das grausige Bild in den grellsten Farben aus: Hunderte, vielleicht Tausende hilfloser Weiber, Kinder, Greise den Qualen des Hungertodes preisgegeben! Das würde in der That in ganz Europa helle Entrüstung hervorgerufen haben, das durften die amtlichen Vertreter der civilisierten Völker nicht geschehen lassen.

Ein reger Verkehr entwickelte sich zwischen den Bot-

schaften und der Pforte. Diese stellte in Abrede, daß es in ihrer Absicht gelegen habe, die Armenier auszuhungern. Die Regierung verfahre vielmehr mit größter Menschlichkeit. Die Eingeschlossenen, obgleich sich darunter zahlreiche bewaffnete Rebellen befänden, würden auf Kosten der Regierung gespeist, und jeder Unbewaffnete, der die Kirche ruhig verlassen wollte, könnte ungehindert seines Weges ziehen; aber den Abzug mit Waffen, wie sie ein heldenmütiger Sieger den tapferen Verteidigern einer belagerten Festung vergönnen mag, könnte die Regierung, ohne sich einer unverzeihlichen Schwäche schuldig zu machen, den ruchlosen Empörern unter keiner Bedingung gestatten.

Durch diese und ähnliche Erklärungen wurde nichts gebessert. Die Botschafter sandten ungezählte, Notes verbales an die Pforte, um die Regierung so energisch, wie die zulässigen Formen es irgend gestatteten, auf das Bedenkliche der Lage aufmerksam zu machen und Abhilfe zu fordern. Es konnte kein Zweifel obwalten, daß der vorliegenden Frage gegenüber das sogenannte Concert européen ein vollkommenes war. Aber die Hohe Pforte schien dadurch nicht im mindesten beunruhigt. Einige Noten blieben unbeantwortet, auf andere erfolgten kurze Erwiderungen, durch die sich die Regierung im Grunde zu nichts verpflichtete, bis endlich in Beantwortung einer von sämtlichen Botschaftern unterzeichneten Note collective vom 6. Oktober der Minister des Auswärtigen am 10. Oktober die Unterstützung der fremden Botschafter zur Regelung der brennenden Frage annahm und sich in ruhigem, keineswegs reumütigem Tone, der aber von den Botschaftern als „genügend höflich" bezeichnet wurde, damit einver-

standen erklärte, daß die Dragomane der verschiedenen Missionen sich nach den armenischen Kirchen begeben und den darin Eingeschlossenen eröffnen könnten, die fremden Mächte übernähmen die Bürgschaft dafür, daß keinem der Armenier, der die Kirche unbewaffnet verlassen wollte, irgend ein Leid geschehen würde.

* * *

Oer war während dieser Tage teils allein, teils von Bolton gefolgt, wie ein unruhiger Geist in Konstantinopel umhergeirrt. Der Aufenthalt im Hause war ihm verleidet durch die stummen Klagen, die er auf dem abgehärmten, sorgenvollen Gesichte seines in Todesfurcht dahinsiechenden Wirtes las. Hätte er trösten, helfen können, er würde nicht von des Armen Seite gewichen sein. Er bemitleidete ihn, aber sein Mitleiden war ohnmächtig. Das Einzige, was er für den Unglücklichen thun konnte, war, eine flehentliche Bitte zu erfüllen, die dieser unmittelbar nach dem Gemetzel vom 30. September an ihn gerichtet hatte. „Herr von Oer, Sie sind meine einzige Stütze. Verlassen Sie mich nicht! Gott wird es Ihnen lohnen."

„Ich verlasse Sie nicht. Sie können auf mich rechnen, aber beruhigen Sie sich! Sie haben nichts zu fürchten."

„Sie werden sehen — Sie werden sehen . . . Sobald die Nacht angebrochen ist, wird man die armenischen Häuser in Brand stecken und plündern."

„Würde es zu Ihrer Beruhigung dienen, wenn ich überhaupt nicht mehr ausginge?"

„Nein, nein. Ich bitte Sie im Gegenteil, Erkundigungen

einzuziehen, damit ich erfahre, was mir zu thun übrig bleibt. — Soll ich fliehen? Soll ich ein Asyl auf der englischen Botschaft suchen? Was soll ich thun? O Herr von Oer! Retten Sie mich! Raten Sie mir! — So lange die Sonne über der Stadt steht, bin ich ruhig, — wirklich ganz beruhigt, obgleich ich das nicht zeigen kann. Aber wenn es Nacht wird, ja, ich bekenne es, ich bekenne meine Schwäche, dann fürchte ich das Schlimmste. — Herr von Oer, ich bitte Sie, lassen Sie mich nach Sonnenuntergang nicht allein!"

Oer versprach es, und sobald die Dämmerung einbrach trat er in das finstere Haus, das hinter ihm wie gegen eine Belagerung verschlossen wurde. Dann speiste er mit Wanian zur Nacht, gewöhnlich allein, einige Male in Geschaft des wortkargen Bolton, der dann gegen zehn Uhr nach dem Hotel Royal zurückkehrte.

Der alte Rheder bewahrte äußerlich seine kühle Ruhe, aber Oer konnte leicht erkennen, daß der innere Friede des Armenierfreundes gestört war, daß er bittere Enttäuschung empfand. — Am 30. September war er noch voller Zuversicht gewesen, und als Oer an jenem Tage gegen zwölf Uhr von Stambul nach Pera mit ihm zurückkehrend in etwas verächtlichem Tone gesagt hatte: „Die fünfhundert Schwärmer, die gestern das Abendmahl gegenommen und sich dem Tode geweiht hatten, haben sich heute nicht groß gezeigt. — Es war erbärmlich mit anzusehen, wie mehr als tausend Armenier, mit Ausnahme der kleinen Gruppe Giragos', vor der weit geringeren Anzahl der Gendarmen ausriß," — da war Boltons Antwort gewesen: „Das war gute Politik, mein junger

Freund. Blut sollte vergossen werden, aber es war nicht nötig, Tausende abschlachten zu lassen. Die wenigen Gendarmen hätten, wie sie selbst erkannten, mit Leichtigkeit genügende Verstärkung herbeirufen können, um der ganzen Schar von Armeniern, wenn diese Widerstand geleistet hätte, bis auf den letzten Mann den Garaus zu machen. Das wußten unsere Freunde. Ein jeder war auf den Tod gefaßt, als er sich der Manifestation anschloß, aber nicht alle brauchten eine schwarze Nummer zu ziehen. Immerhin werden vor der Hohen Pforte allein nahezu hundert den Tod gefunden haben. Ich bin froh, daß ihrer nicht mehr sind."

„So meinen Sie, daß die Manifestation ihren Zweck erreicht hat, daß England nun thatkräftig zum Schutze der Armenier eingreifen wird?"

„Ich hoffe es zuversichtlich."

Aber als der erste, zweite, dritte Oktober dahingingen, ohne daß die Thätigkeit der englischen Regierung anders bemerkbar geworden wäre als dadurch, daß der englische Botschafter sich den akademischen Notes verbales seiner Kollegen anschloß und, wie diese, seine harmlosen Stationsschiffe von Therapia kommen und angesichts Konstantinopels vor Anker gehen ließ, da wurde Bolton zunächst etwas ungeduldig, dann beunruhigt, zuletzt entschieden unzufrieden. Er war ein verhalten leidenschaftlicher Mann, und seine Unzufriedenheit ging bald in laute Entrüstung über. „Die Engländer sind ein rücksichtsloses, selbstsüchtiges Volk," sagte er erbittert. „Ich kann den Armeniern nicht zürnen, ihnen vertraut zu haben, denn ich habe dasselbe gethan. Jetzt erkenne ich aber, daß man uns getäuscht hat. Die

Engländer haben, den englischen Vorteil allein im Auge, Zwecke verfolgt, die der Politiker wohl durchschauen wird, die ich aber nicht zu erkennen vermag, und über die ich auch nicht versuche mir Klarheit zu verschaffen. Als Menschen und Christen haben sie sich schwer versündigt, denn sie sind es, die durch Reden und Schriften den Glauben der Armenier an ihre Unterstützung geweckt und genährt und die Verblendeten zu offenem Aufruhr gereizt haben. Das Blut der Dahingeschlachteten kommt über sie. Es würde gen Himmel schreien, sagte man in England. Es schreit gegen das eigennützige, jeder selbstlosen, menschenfreundlichen Aufopferung unfähige England."

Oer fand auf derartige Zornesausbrüche nichts zu erwidern und suchte auch nicht nach einer Antwort. Der politischen Seite der Frage stand er mit derselben Unwissenheit wie Bolton gegenüber, und sein Interesse daran war womöglich noch geringer als das des Amerikaners. Sein einfaches Soldatenherz, dem alle falschen Vorspiegelungen ein Greuel waren, konnte nicht entschuldigen, daß man zum Aufstand reizte, wenn man nicht die ehrliche Absicht hegte, später an der Seite der Aufständischen zu kämpfen, aber sein strenges Gerechtigkeitsgefühl verbot ihm, ein schnell verdammendes Urteil zu fällen. Der armenische Wunsch, fremde Hilfe zu finden, mochte Vater des Gedankens gewesen sein, daß die englische Hilfe gesichert sei. Das war Walter Georgs Ansicht von Anfang an gewesen. Boltons Hoffnungen waren ihm kindlich naiv erschienen, und er hatte sich bemüht, auch Oer zu dieser Ansicht zu bringen. — Aber Grübeln war nicht Oers Art. Unter allen Umständen beklagte er die armenische Niederlage,

und es war ihm vollkommen klar, wie er sich in der neuen Lage, die diese geschaffen hatte, zu benehmen habe: er durfte den ihm anvertrauten Posten in diesem Augenblick nicht verlassen, und er hatte nicht zu erwägen, ob er der armenischen Sache dadurch nützen könnte oder nicht. Er war Sohagian gegenüber für ein Jahr gebunden; diesem allein kam es zu, ihn von Konstantinopel abzurufen.

Am 4. Oktober erhielt Oer nicht weniger als vier Telegramme: von seinem Vater: „Wie geht es Dir?" — von Walter Georg und Gabriele: „Wann dürfen wir Dich erwarten?" — von Howian mit der üblichen Unterschrift Bergmann: „Bitte Eintreffen meines heutigen Briefes abzuwarten" — und von Helen Sands mit genauer Angabe ihrer Pariser Adresse: „Beruhigen Sie uns durch telegraphische Mitteilung über Ihr Befinden."

Seinem Vater telegraphierte Oer zurück, er befände sich vollkommen wohl und würde schreiben, — womit er auch Walter Georgs und Gabrielens Anfrage zu beantworten glaubte; — an Howian, daß sein Brief ihn in Konstantinopel finden werde, und an Helen, er danke für erwiesene Teilnahme, es ginge ihm gut, und er grüße herzlich.

Vom Telegraphenamt begab Oer sich zu Bolton. Diesen fand er in Gesellschaft seines „jungen Freundes Robert K." — Herr Walsh war sehr erfreut, Mr. Vander-oer anzutreffen. „Sie sparen mir einen Weg," sagte er, „den ich übrigens gern gemacht hätte. Mr. Bolton hat mir zwar bereits alles gesagt, was ich zu wissen wünschte, aber ich hatte den Auftrag, Sie selbst zu sehen und danach zu berichten, und da es meine Gewohnheit ist, gewissenhaft

auszuführen, was meine Freunde von mir verlangen, so hätte ich mich in fünf Minuten bei Ihnen angekündigt. — Fragen Sie Herrn Bolton."

„So ist es," sagte dieser.

Der blickte Herrn Walsh etwas verwundert an.

„Natürlich. — Wie sollten Sie wissen," beantwortete dieser die stumme Frage. „Meine Cousinen Helen und Alice — Sie haben es den beiden angethan, — verlangen einen ausführlichen telegraphischen Bericht von mir über Ihr wertes Befinden. Den sollen sie erhalten. — Wie geht es Ihnen, Herr Vanderver?"

„Vorzüglich," antwortete dieser lächelnd.

„Nicht verwundet, nicht getötet, guten Appetit, gesunden Schlaf? Ich muß alles wissen."

„Alles in bester Ordnung. — Aber Sie werden doch nicht einen ausführlichen Bericht über mich absenden wollen?"

„Sicherlich will ich das."

Der wurde etwas besorgt. „Nehmen Sie sich in Acht, Herrn Boltons und meine gemeinschaftlichen Freunde nicht zu kompromittieren! Sie wissen, daß alle Telegramme nach dem Auslande einer scharfen Kontrolle unterworfen werden."

„Es ist mein Unglück, daß ich noch so jung aussehe. Niemand ahnt, daß ich die Vorsicht eines gewiegten Diplomaten besitze. In meinem Telegramm wird kein Name genannt werden, und es soll so abgefaßt sein, daß selbst der ‚Levant Herald' nicht Bedenken tragen würde, es zu veröffentlichen. — Meine Cousinen bezeichnen Sie als ‚unser Freund, den wir Ihnen empfohlen hatten'. Als

‚unser gemeinschaftlicher Freund‘ werden Sie in meinem Telegramm auftreten. Es kann übrigens vor Abgang von Ihnen geprüft und genehmigt werden, wenn Sie meiner Vorsicht nicht trauen.“

„Nein, das verlange ich nicht,“ sagte Oer gutmütig. „Ich verlasse mich auf Sie.“

„Das ist recht. Ich gehe jetzt in den Klub, componiere ein telegraphisches Meisterwerk — denn Cousine Helen ist sehr eigen, und ich möchte sie mir nicht zur Feindin machen — und erfrische mich dann nach des Tages Last und Mühen an einem Glase milden Whiskys, den ich selbst aus Amerika verschrieben habe, den Sie hier nur im Klub finden, und den die beiden Herren dort vielleicht mit mir probieren wollen.“

Bolton lehnte dankend ab. Er habe einige Briefe zu schreiben, sagte er. Oer versprach, Herrn Walsh in einer Viertelstunde zu folgen. Darauf entfernte sich dieser, und Oer blieb mit Bolton allein, um dessen bittere Klagen über das falsche Albion geduldig über sich ergehen zu lassen.

„Was gedenken Sie zu thun?“ fragte Bolton plötzlich und blickte dabei Oer scharf an, als erwarte er ein Schuldbekenntnis von ihm.

„Ich? Ich stehe vorläufig noch zu Herrn Sohagians Verfügung.“

„Richtig. Sie sind ein Mann. Ihre Hand, Herr Vanderoer!“ Er schüttelte sie kräftig und fuhr dann in freundlichem Tone fort: „Ich sehe hier vorläufig nichts mehr für mich zu thun. Die Sachen sind anders gekommen, als ich gehofft hatte, aber ich will doch noch einige Tage

warten, jedenfalls sehen, was aus den armen Leuten wird die man in den Kirchen verhungern lassen möchte. Außerdem sind mir Briefe von Howian angekündigt. Dieser weiß bereits alles, was hier vorgegangen ist. Auch über Giragos habe ich ihn beruhigt. Das hat mir Robert K., der ein ‚smarter' junger Mann ist, vorzüglich besorgt, ohne auch nur den Versuch zu machen, das zu verstehen, was ich ihm in die Feder diktierte. Er thut, als nehme er an, ich hielte mich hier zu meinem Vergnügen auf und benutzte seine Vermittlung, um sorgenvolle Freunde in Berlin über meine Schicksale zu beruhigen."

„Haben Sie Nachrichten von Giragos?" fragte Oer.

„Natürlich. Er liegt wohlverborgen still. Er hat eine lahme Hand, die er sich an dem dicken Schädel eines Polizisten wund geschlagen. Sobald die geheilt ist, wird er Konstantinopel wahrscheinlich verlassen, denn er ist wie ich der Ansicht, daß er augenblicklich und für einige Zeit hier nichts zu thun vorfinden wird."

* * *

Der Klub war nicht mehr so leer wie im September. An einem der grünen Tische saßen zwei Griechen, die eifrig Piquet spielten, und im Lesezimmer war ein halbes Dutzend Personen versammelt, die sämtliche illustrierte Zeitungen mit Beschlag belegt hatten. Unter den Gästen befand sich ein junger Mann von höchst sympathischem Äußern, mit dunklen Augen und Haaren, hoch und schlank gewachsen, und mit scharf geschnittenen, edlen Gesichtszügen. Er hatte es sich, wie die übrigen Mitglieder der kleinen Ge-

sellschaft, auf einem breiten Sessel bequem gemacht und hielt die „Fliegenden Blätter" in der Hand. Er warf zunächst einen gleichgiltigen Blick auf den eintretenden Oer, aber gleich darauf erhob er sich schnell und trat in jugendlich freudiger Erregung auf ihn zu. „Sie hier? Seien Sie herzlich begrüßt!"

Robert K., der mit einem großen Glase Soda und Whisky am Lesetisch saß, erkannte, daß hier zwei alte Freunde unerwartet zusammentrafen. Er wollte das Wiedersehen nicht stören und verhielt sich ruhig.

Naïm Bey, der Sohn Edhem Paschas, hatte drei Jahre lang in demselben Kavallerieregiment gestanden wie Oer und war vor einem Jahre nach seiner Heimat zurückgekehrt, zu einer Zeit, als Oer sich des beneidenswerten Rufes erfreute, der beliebteste jüngere Offizier seines Regiments und überhaupt ein Liebling der Berliner Gesellschaft zu sein. — Naïm Bey hatte damals ein unerreichbares Vorbild in ihm erblickt, dem er in Konstantinopel, das ihm nach Berlin vorläufig noch öde und traurig erschien, ein treues Andenken bewahrte. Aber auch Oer hatte den liebenswürdigen türkischen Kameraden nicht vergessen, freute sich aufrichtig, ihn wiederzusehen, und drückte ihm herzlich die Hand. — Dann folgte eine kurze, mit leiser Stimme geführte Unterhaltung, in der Naïm Bey sich nach den Berliner Kameraden und gemeinschaftlichen Bekannten erkundigte, bis er zu der unvermeidlichen Frage gelangte: „Welch guter Stern führt Sie hierher?"

Die Antwort wurde Oer nicht leicht, aber er gab sie freimütig und anscheinend unbefangen. „Ich bin jetzt nicht mehr an Berlin gebunden," sagte er. „Ich habe etwas

leichtsinnig gewirtschaftet und bin deshalb um meinen Abschied eingekommen, den der Kaiser mir bewilligt hat."

Naïm Bey war durch die ersten Worte Oers peinlich überrascht worden, aber die Erklärung, die ihm der Schluß der Oerschen Antwort auf seine Frage gab, hatte ihn wieder beruhigt: der Kaiser hatte das Abschiedsgesuch „bewilligt", — das bedeutete, wie Naïm Bey in Berlin gelernt hatte, einen Austritt in Ehren aus dem Regiment. Daß Oer sich durch leichtsinnige Wirtschaft genötigt gesehen hatte, sein Abschiedsgesuch einzureichen, bedurfte in Naïms Augen keiner Entschuldigung. Auch er hatte in Berlin mehr Geld ausgegeben, als ihm zustand, und der Pascha war genötigt gewesen, tief in seinen Säckel zu greifen, damit der leichtlebige Herr Sohn Berlin schuldenfrei verlassen konnte. — „Das thut mir leid," antwortete er treuherzig auf Oers Erklärung, und da er als wohlerzogener Türke in der Kinderstube gelernt hatte, daß man niemals versuchen soll, sich einen Einblick in die Privatangelegenheiten seiner Freunde zu verschaffen, sondern abzuwarten hat, daß diese einen solchen Einblick freiwillig gestatten, lenkte er die Unterhaltung schnell auf ein anderes Gebiet, um den Verstoß, dessen er sich unabsichtlich schuldig gemacht hatte, womöglich wieder in Vergessenheit zu bringen. „Wir müssen uns häufig sehen, lieber Oer. Darf ich das hoffen? Und ungestörter als hier im Klub. — Was würden Sie zu einem Spazierritt sagen? Ich bin glücklicher Besitzer von ein paar guten Gäulen. — Soll ich Sie morgen abholen? Wo? Wann? Ich bin ganz frei. Verfügen Sie über mich!"

„Das nehme ich gern an," antwortete Oer, der von

Naïms kurzer Befangenheit nichts gemerkt hatte. „Lassen Sie uns morgen gegen halb zwei Uhr hier frühstücken, und gegen drei Uhr können wir dann abreiten. Das ist bequemer, als wenn Sie mich von meiner Wohnung abholen, die übrigens in der Nähe des Klubs gelegen ist.“ — Und er nannte seine Straße und Hausnummer. „Bei Wanian Effendi,“ fügte er hinzu, denn es schien ihm unehrenhaft, sich seines Wirtes zu schämen.

„Iknadios Wanian?“

„Derselbe.“

„Ich kenne den alten Herrn. Er ist armenischer Engländer. Früher traf ich ihn manchmal hier im Klub.“

Der empfand es wie eine Erleichterung, nun kein Geheimnis mehr vor seinem türkischen Freunde zu haben. Und da fiel ihm plötzlich ein, daß er eine Verabredung mit Walsh getroffen hatte. Er sah sich nach diesem um. Robert K. saß dicht hinter ihm und begrüßte nun gleichzeitig Der und Naïm Bey durch ein freundliches Winken mit der Hand.

„Die beiden Herren sind alte Bekannte, wie ich bemerke,“ sagte Der, sich jetzt der französischen Sprache bedienend, während er mit Naïm deutsch gesprochen hatte.

Walsh war aufgestanden und hatte sich ungezwungen zu Der und Naïm gesellt. „Natürlich kennen wir uns,“ sagte er. „Naïm Bey hat die Güte, zu meinem Lebensunterhalt in ergiebiger Weise beizutragen, indem er sich, so oft wir zusammentreffen, mehrere Partien Bezique von mir abgewinnen läßt. Äußerst liebenswürdig — türkische Gastfreundschaft!“ — Walsh sprach französisch

ganz geläufig, obgleich mit stark englischem Accent. — „Wenn Sie Ihre Unterhaltung auf englisch oder französisch geführt hätten," fuhr er fort, „so würde ich Sie, ohne es zu wollen, belauscht haben, denn ich hörte jedes Ihrer Worte. Mein Deutsch ist höchst unvollkommen, aber einige zwanzig Vokabeln stehen mir zur Verfügung, unter anderen, da ich ein angehender Sportman bin, ‚Pferde' und ‚Reiter'. Wenn ich nicht irre, verabredeten Sie, zusammen auszureiten."

„Richtig," sagte Naïm Bey.

„Ich suche unermüdlich nach angenehmer Reitgesellschaft. Würde ich stören, wenn ich mich Ihnen anschlösse?"

„Nicht im mindesten," sagte Naïm schnell, und Oer, um auch seinerseits zu bekunden, daß ihm die Gesellschaft des gefälligen Amerikaners angenehm sein würde, fügte hinzu: „Frühstücken Sie morgen um halb zwei Uhr mit uns im Klub und lassen Sie Ihr Pferd gegen drei Uhr hierherführen!"

„Das ist ein bindender Kontrakt," antwortete Robert K. — „Und nun, meine Herren, ein Glas Whisky und Soda — gut und kalt garantiert."

* * *

Als Naïm Bey sich vor dem Nachtessen seinem Vater vorstellte, berichtete er diesem sogleich über sein Zusammentreffen mit Oer. — Der Pascha richtete darauf einige Fragen an ihn, die dieser unbefangen beantwortete. „Darf ich mir erlauben, Ihnen meinen Freund morgen vorzustellen?" fragte er darauf.

„Hm," meinte der ruhige Pascha. „Ein Offizier, der seinen Abschied genommen hat. . . . Ist auch alles in Ordnung?"

„Aber sicher, Pascha. Der war einer der angesehensten Offiziere unseres Regiments."

„Das war er. Ich bezweifle es nicht, da du es sagst; aber steht er noch heute in demselben hohen Ansehen? — Das weiß ich nicht, und du kannst es ebenfalls nicht wissen."

„Wenn Sie ihn fünf Minuten sähen, Pascha, so würden Sie in dieser Beziehung ebenso beruhigt sein, wie ich es bin."

„Ich ziehe vor, mich nach ihm zu erkundigen, bevor ich ihn empfange."

„Bei wem, Pascha?" fragte Naïm besorgt.

„Nun, natürlich bei meinem alten Freunde, dem Botschafter. Er wird ganz genau wissen, weshalb Herr Der Berlin verlassen hat und nach Konstantinopel gekommen ist."

„Aber was wird Der denken, wenn er erfährt, daß wir Erkundigungen über ihn eingezogen haben?"

„Du mußt es mir überlassen," sagte der Pascha etwas streng, „nichts zu unternehmen, was deinen Freund oder dich verletzen könnte. — Morgen abend wirst du erfahren, ob es mir genehm ist oder nicht, Herr von Der zu empfangen."

Naïm Bey wußte, daß weitere Widerrede zwecklos gewesen sein würde, und schwieg.

Am nächsten Vormittag nahmen die drei jungen Leute, Naïm, Der und Walsh, ein herzhaftes Mahl im Klub

ein, und um drei Uhr stiegen sie zu Pferde. Sie ritten im Schritt durch die belebte, enge Straße von Pera und über den erbärmlich gepflasterten Weg der Vorstadt Pankaldi, bis sie endlich hinter dem grichischen Kirchhof von Schischli einigermaßen guten Boden fanden und bald darauf, nach rechts abbiegend, schönes, elastisches Rasenland unter den Füßen ihrer Tiere fühlten. Von da an ging es in lustigem Galopp, an dem die frischen, starken Pferde und die jungen, guten Reiter gleiche Freude hatten, bergauf, bergab über kleine Gräben und steife Hecken, bis die Tiere zu schnaufen anfingen und die Reiter sich in Ruhe frische Cigaretten anstecken wollten. — Das fröhliche Jagen in guter Gesellschaft, unter herrlichem Himmel, bei köstlicher, reiner Luft, hatte Oers schweres Herz erleichtert, und froh und frei schweifte sein klarer Blick über die geschwungenen Hügelreihen der türkischen Campagna. Er klopfte seinem Gaul auf den schlanken, seidenglatten Hals, und das edle Tier, das die leichte Hand und den ruhigen Sitz seines Reiters angenehm empfunden hatte, spitzte die kleinen Ohren und warf den stolzen Kopf freudig in die Höhe.

„Die Pferde drängen nach vorwärts," sagte Naïm. „En avant!"

Nun ging es weiter durch kleine Dörfer, wo wolfsartige Hunde den fremden Besuchern wütend nachbellten, und Kinder und Männer ihnen stumpfe, unfreundliche Blicke nachsandten, über weite Flächen, wo Büffel- und Pferdeherden grasten, bis Naïm, zuerst nach der Sonne, von deren Stand jeder Türke die Stunde des Tages ziemlich genau ablesen kann, sodann auf seine Uhr blickend

sagte: „Wir sind seit anderthalb Stunden unterwegs. Es wird wohl Zeit, den Heimweg anzutreten."

„Schade, daß das Vergnügen ein Ende hat," antwortete Oer. „Das war ein schönes Reiten." Er sah hübsch aus, ein Bild jugendlicher Kraft und Gesundheit, mit seinem durch die Bewegung geröteten Antlitz, aus dem die klaren Augen hervorleuchteten. Hätte Frau Kalliope ihn in dem Augenblick gesehen — wer weiß — sie hätte ihm vielleicht seine Freundschaft mit den gehaßten Armeniern verziehen; aber die schöne Frau saß in Therapia auf der Veranda ihres freundlichen Yali, ließ sich vom frischen Winde des Schwarzen Meeres Kühlung zufächeln und hörte gähnend zu, wie ihr alter Ehegemahl, stets vergeblich bemüht, sie zu zerstreuen, von dem Gemetzel und den Plünderungen in Pera und Stambul erzählte. Das interessierte sie viel weniger als die reiche Toilette einer stark geschminkten Freundin, die sie soeben ärgerlich bewundert hatte.

Während der Abendmahlzeit die Naïm Bey an jenem Tage zur üblichen Stunde nach Sonnenuntergang einnahm, sagte ihm der Vater, nachdem bereits von manchem andern gesprochen worden war: „Es freut mich, über Herrn Oer viel Gutes und nichts Nachteiliges gehört zu haben. Ich gebe dir nun die Erlaubnis, ihn mir vorzustellen."

„Ich danke Ihnen, Pascha. — Gestatten Sie, daß ich dies bereits morgen thue?"

„Gern, wenn es deinem Freunde paßt."

* * *

Oer, dem die Gesellschaft Naïm Beys nach dem freudlosen Zusammensein mit dem mürrischen Bolton und dem jammervollen Wanian eine wahre Erquickung gewesen war, hatte auf Naïms Anregung bereitwillig zugesagt, am folgenden Tage wieder mit ihm im Klub zusammenzutreffen. Dort saßen sich die zwei in harmlosem Geplauder gegenüber. Dabei kam die Rede auch auf die in den Kirchen eingeschlossenen Armenier, die zu der Zeit den Hauptgegenstand des Tagesgesprächs der Peroten bildeten.

„Wann werden die armen Menschen wieder frei umhergehen können?“ fragte Oer.

„Wann sie wollen. Niemand hindert sie daran. Sie sollen nur ihre Waffen niederlegen. Dazu scheinen sie sich noch nicht entschlossen zu haben; aber sie werden schließlich schon Vernunft annehmen. Der Pascha glaubt, daß demnächst ein Abkommen zwischen der Hohen Pforte und den Botschaftern getroffen werden soll, um dies ohne unnützes Blutvergießen zustande zu bringen.“

„Die armen Menschen!“ sagte Oer.

„Nun ja,“ meinte Naïm Bey gelassen. „Besonders gut geht es ihnen in diesem Augenblick nicht, aber es ist kein liebenswürdiges Volk, und ich kann ihnen meine Sympathieen nicht schenken.“

„Die lange Knechtschaft hat sie wohl unliebenswürdig gemacht.“

„Das ist möglich. Ich kann nur nach dem urteilen, was ich heute von ihnen sehe. Sie sind feige, verlogen, unzuverlässig, geldgierig . . .“

„Doch nicht alle, lieber Naïm,“ unterbrach Oer.

„Nein, sicherlich nicht alle. Jede Regel hat ihre Ausnahmen. Ich habe ganz ordentliche Armenier gekannt. Einige von ihnen besetzten unsere hohen und höchsten Ämter. Und klug und fleißig sind ja fast alle. Interessieren Sie sich für die Leute?"

„Ja."

„Dann müßten Sie den Pascha über die armenische Frage sprechen hören, die er besser kennt als die meisten Türken, die meisten Menschen, denn er ist ein vorurteilsfreier, edler und kluger Mann und hat sich jahrelang, zum Teil berufsmäßig, mit der Angelegenheit beschäftigt. — Wenn es Ihnen recht ist, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Sie ihm vorzustellen."

„Ich bitte darum."

„Soll ich Sie heute zu ihm führen? Er hat mich oftmals von Ihnen sprechen hören und wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ich bin frei. Sie müssen wissen, wann mein Besuch nicht ungelegen kommt."

„O, der Pascha ist nicht sehr beschäftigt, obgleich er Mitglied des Staatsrats ist. Wir wohnen in Nischantasch. Ich hole Sie um vier Uhr ab, wenn Ihnen die Stunde genehm ist."

„Einverstanden. Sie finden mich um vier Uhr wieder hier. Mittlerweile kann ich einem amerikanischen Freunde, der im Hotel Royal wohnt, einen Besuch machen."

Der fand den alten Rheder in übelster Laune. Er hatte sich in eine wahre Wut gegen England hineingearbeitet, und seine Schmähungen gegen das „erbärmliche Krämervolk", in tiefstem Ernst und anscheinend voll-

kommener Überzeugung und Kaltblütigkeit vorgetragen, machten einen nahezu komischen Eindruck auf Oer, der in seinem Leben vielfach mit Engländern zusammengetroffen war und im allgemeinen Zuverlässigkeit, Wahrheitsliebe und gute Manieren an ihnen schätzen gelernt hatte.

„Es ist ein elendes Volk," sagte Bolton. „Glauben Sie mir! Ich bin ein alter, ruhiger Mann. Glauben Sie mir!"

Dasselbe Verlangen hatte Bolton vor wenigen Tagen gestellt, als er versicherte, die Armenier könnten unbedingt auf englische Unterstützung rechnen. Oer hatte dies damals ernst genommen; den Äußerungen gegen England stand er zweifelnd gegenüber, aber da Bolton ihn zu keiner Meinungsäußerung aufforderte, so behielt er seine Ansichten für sich.

Um vier Uhr befand sich Oer wieder im Klub und bald darauf in Gesellschaft Naïm Beys auf dem Wege nach der aristokratischen Vorstadt Nischantasch, wo Edhem Pascha einen weitläufigen, gut unterhaltenen Konak bewohnte.

Edhem Pascha empfing Oer mit würdevoller Herzlichkeit. „Sie sind mir ein lieber Gast," sagte er, „als Freund meines Sohnes, und weil ich mich als Schuldner eines jeden deutschen Offiziers fühle. Naïm verdankt Ihnen und Ihren Kameraden viel glückliche Tage." Der Pascha sprach reines, gewähltes Französisch mit tiefer, wohlklingender Stimme. Er war ein schöner Mann in den besten Jahren, und der leicht ergraute, kurz gehaltene, runde Vollbart verlieh dem etwas geröteten Antlitz mit den prachtvollen, dunklen, großen Augen, die man so häufig im

Orient findet, eine noch größere Frische und Jugendlichkeit. Eine jede seiner gemessenen Bewegungen trug den Stempel selbstbewußter, vollkommener Vornehmheit, die vielen hochgestellten Türken eigen ist. — Naïm schien durch die Gegenwart seines Vaters eingeschüchtert. Er hatte sich nicht gesetzt, während Der auf einem ihm vom Pascha angewiesenen Sessel, diesem gegenüber, Platz genommen hatte, und sprach nur, wenn sein Vater eine Frage an ihn richtete.

Der Pascha übernahm in liebenswürdiger Weise, aber gewissermaßen als etwas Selbstverständliches, die Leitung des Gesprächs. Nach den üblichen Bemerkungen über Regen und Sonnenschein, und nachdem Der bei dieser Gelegenheit geäußert hatte, er habe sich am oberen Bosporus seit mehreren Wochen bereits des herrlichen Wetters erfreuen können, halte sich aber in Pera erst seit einigen Tagen auf und dürfe kaum sagen, daß er Stambul bereits kenne, — erwiderte der Pascha: „Nun, da wird es Naïms angenehme Aufgabe sein, Ihnen die alte Stadt und deren Umgebung zu zeigen. Unser Herbst ist gewöhnlich schön und ladet zu weiten Spaziergängen und Ritten ein. — Ja, unser Herbst ist schön," wiederholte er nachdenklich, „unser Himmel ist schön, unser Meer und unser Land sind schön. Alles ist schön bei uns, aber von einer Schönheit, die der Ruhe und des Sonnenscheins bedarf, um in ihrer ganzen unvergleichlichen Pracht erkannt und gewürdigt werden zu können. Daher kommt es auch, daß man Konstantinopel erst von Herzen lieb gewinnt, wenn man sich mit der Stadt vertraut gemacht hat. — Ich hoffe, Sie werden sie lieb gewinnen. — Es wird

Ihnen dann ergehen wie vielen Fremden, die mich hier besucht haben und mir, wenn ich sie nach Jahren im Abendlande wiedersah, sagten, sie gedächten des blauen Bosporus in Liebe und Sehnsucht. — Ja, in Liebe und Sehnsucht, wenn sie dort auch manch Betrübendes erlebt und erfahren hätten."

Der wußte von Hörensagen, daß man in der Türkei einen Besuch länger ausdehnen darf, als es im Westen Sitte ist; er hatte jedoch noch nicht Gelegenheit gehabt, dies zu erproben, und fürchtete, er könne seinen Wirt durch längeres Verbleiben ermüden. Deshalb erhob er sich jetzt, um sich zu verabschieden. Edhem Pascha versuchte nicht, ihn zurückzuhalten, aber, als er ihm die Hand reichte, ruhte sein Blick freundlich auf dem Gast, und er sagte mit wohlthuender Wärme in der schönen Stimme: „Sie sind hier stets willkommen. Betrachten Sie dieses Haus als das Ihrige! Ich wünsche Sie oftmals wiederzusehen, und daß wir einander kennen lernen."

Das war so einfach und herzlich gesprochen, daß es Ders Herz rührte. — „Sie sind sehr gütig, ich danke Ihnen," entgegnete er leise.

Als die beiden jungen Leute wieder auf der Straße waren, sagte Naïm Bey nach längerem Schweigen: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß Sie dem Pascha so gut gefallen haben."

Der war daran gewöhnt, sich überall Freunde zu machen, und in einzelnen Fällen bemerkte er dies kaum noch. Aber daß er auf den vornehmen fremden Mann einen guten Eindruck gemacht haben sollte, berührte ihn so angenehm, daß er darüber mehr hören wollte: „Wo-

her wollen Sie wissen, daß ich Ihrem Herrn Vater gefallen habe?" fragte er.

„Weil ich ihn noch niemals mit einem Fremden oder mit einem meiner Altergenossen bei einem ersten Zusammentreffen so habe sprechen hören, wie er mit Ihnen sprach. Ich war ganz verwundert darüber. — Sehen Sie ihn oft, ich bitte Sie darum, und Sie werden es nicht bereuen. Er ist gut, gerecht und klug. Sie werden ihn lieb gewinnen."

„Ich werde ihn gern und oft sehen, wenn ich sicher sein kann, ihm nicht lästig zu fallen."

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, lieber Oer. Wenn der Pascha Ihnen gesagt hat, Sie möchten sein Haus als das Ihrige betrachten, so hat er dies wörtlich gemeint: er ladet Sie damit ein, bei ihm Ihren Wohnsitz aufzuschlagen und sich als Mitglied der Familie ansehen zu wollen."

„Das ist in der That sehr ehrenvoll und mehr, als ich erwartet hatte. Zu meinem Bedauern kann ich von der Einladung doch nur beschränkten Gebrauch machen. Ich wohne bei Wanian Effendi, dem ich für die gastliche Aufnahme, die ich bei ihm gefunden habe, zu Dank verpflichtet bin, und ich kann ihn in diesem Augenblick, wo er in Gefahr zu schweben fürchtet, nicht verlassen."

„Das ist richtig, und ich bedauere es; — aber dann versprechen Sie mir wenigstens, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit uns zu teilen?"

„Das werde ich gern thun, soweit meine Zeit es mir erlaubt."

„Unsere Tageseinteilung ist einfach und wird regel-

mäßig innegehalten; aber unsere Uhr ist noch immer die Sonne, wie zur Zeit unserer nomadischen Vorfahren, und wir speisen an den langen Sommertage später als im Winter. Das ist eigentlich auch natürlicher als Ihre festen Stunden während des ganzen Jahres bei den sich fortwährend verändernden Stunden des Auf- und Niedergangs der Sonne. — Sie werden sich im Verkehr mit uns an unsere Sitten leicht gewöhnen. Für die erste Zeit nehmen Sie an, daß wir gegen elf Uhr morgens frühstücken und die Hauptmahlzeit um sieben Uhr, eine Stunde nach Sonnenuntergang, einnehmen. Ihre beliebte militärische Pünktlichkeit ist bei uns nicht geboten. Die Gäste des Pascha finden sich gewöhnlich schon zwischen sechs und halb sieben Uhr bei ihm ein und verlangen nicht, daß der Hausherr, wenn er beschäftigt ist, sich sofort um sie bekümmere. Ein jeder von ihnen hat das Recht, sich im Konak zu Hause zu fühlen, und verbringt die Stunde oder halbe Stunde vor dem Essen, wie es ihm am besten behagt. Wir geizen hier nicht so mit unserer Zeit wie Sie."

„Zur Abendmahlzeit werde ich erst erscheinen können, wenn der arme Wanian aufgehört haben wird, für sein Leben zu fürchten, und meiner Gesellschaft nicht mehr zu seiner Beruhigung bedarf; dagegen hoffe ich beim Frühstück ein häufiger Gast sein zu dürfen."

„Ein täglicher, wenn Sie den Pascha und mich erfreuen wollen. Übrigens wird sich Herr Wanian wohl bald von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen überzeugen."

„Schwerlich, solange die Armenier in den Kirchen eingeschlossen bleiben."

„Das wird voraussichtlich nicht mehr lange dauern. Unsere Regierung selbst wünscht der Sache ein Ende zu machen, und für die eingeschlossenen Armenier ist die Lage auf die Dauer unerträglich. Haben Sie die Eingeschlossenen schon gesehen?"

„Nein."

„Wollen Sie eine der Kirchen besuchen? Die von Pera befindet sich in der Nähe des Klubs."

„Nicht als Schaulustiger — dazu erscheint mir die Angelegenheit zu ernst und zu traurig, aber es würde mich interessieren, bei der Räumung der Kirchen zugegen zu sein." Oer dachte dabei an die Männer von Yakima, die an dem Kampfe vom 30. September teilgenommen hatten, und von denen der eine oder der andere Asyl in der Kirche gefunden haben mochte. Den hätte er gern stumm begrüßt und ihm auf diese Weise einen Beweis seiner, leider ohnmächtigen, Teilnahme gegeben.

Während der nächsten vier Tage frühstückte Oer zweimal im Konak von Nischantasch. Der Pascha begrüßte ihn mit milder, väterlicher Freundlichkeit, so daß Oer schon am zweiten Tage, trotz der fremden Umgebung, in der er sich befand, seine ursprüngliche Befangenheit ablegte. Naïm war einer seiner Tischnachbarn, mit dem er sich angenehmer unterhalten konnte als mit dem traurigen Wanian. Auf der andern Seite hatte ein alter, schweigsamer Herr Platz genommen, der übrigens, wie Naïm Oer sagte, nur türkisch sprach und den fremden Gast nach feierlicher Begrüßung vollkommen ignorierte.

Bei seinem dritten Besuche im Konak Edhem Paschas, am 10. Oktober, sagte ihm Naïm: „Morgen früh werden

die armenischen Kirchen geräumt werden. Ich habe ohne Mühe dafür sorgen können, daß Ihnen der Eintritt in die Kirche von Pera gestattet wird. Begeben Sie sich nur um zehn Uhr morgens dorthin. Sie werden wohl etwas zu warten haben. Hier, nehmen Sie diesen Passierschein." — Und er reichte Oer eine Karte, auf der in türkischer Sprache zwei Zeilen geschrieben waren und ein kleines, rundes Siegel mit schwarzer chinesischer Tusche abgedruckt war. „Wahrscheinlich werden Sie ihn gar nicht gebrauchen, aber sollte man Ihnen den Eingang verweigern, so würde es genügen, die Karte dem diensthuenden Offizier zu zeigen, um alles in Ordnung zu bringen. Wenn es Ihnen recht ist, so treffen wir uns dann um drei Uhr im Klub — denn zur Zeit unseres Frühstücks werden Sie nicht frei sein, — und Sie erzählen mir dann, was Sie erlebt haben."

Mit der Tagespost hatte Oer von seinem Vater und seiner Schwester, von Helen und Howian Briefe erhalten. Der Vater und Gabriele sprachen den Wunsch aus, Heinrich möchte bald in der Lage sein, das traurige Konstantinopel zu verlassen. Gabriele fügte auch einige Worte über Barbaria hinzu, die sorgenschwer, bleich und still im Hause umherging. — Helen dankte in warmen Worten für Oers Telegramm und ließ in ihrem Briefe rührende Besorgnis für das Leben und die Gesundheit Oers durchblicken. „Ich finde es zu traurig," schrieb sie, „daß Sie so viel Jammer und Elend mit ansehen müssen, und wünschte, Sie wären endlich wieder unter Ihren Freunden. — Wir bleiben bis zum Frühjahr in Paris und kehren dann auf einige Monate nach Amerika zurück. Den Sommer verbringen

wir wohl wieder in Deutschland, wo es uns allen nun schon zum dritten Male so gut gefallen hat."

Johannes Howians Brief, vom 6. Oktober datiert, enthielt nur wenige Zeilen: Sohagian, der in Berlin angekommen war, um dort seine Söhne abzuholen, rechne bestimmt darauf, daß Herr von Oer bis auf weiteres bei Wanian in Konstantinopel bleiben werde. — „Artin und ich," schloß er, „grüßen Sie herzlich und bitten Sie dringend, dem Wunsche unseres gemeinschaftlichen Freundes Sohagian zu willfahren." — Diese Bitte war überflüssig, denn Oer dachte nicht daran, sich vor der mit Sohagian verabredeten Zeit ohne dessen Aufforderung aus Konstantinopel zu entfernen.

* * *

Am 11. Oktober morgens um zehn Uhr begab sich Oer in die enge Gasse, in der die armenische Kirche von Pera gelegen ist. Es herrschte dort nicht mehr als das übliche Treiben. Außergewöhnlich war nur, daß vor dem Eingange zur Kirche einige zwanzig bewaffnete Soldaten unter dem Befehl eines jungen Offiziers Aufstellung genommen hatten, und man an den verschlossenen Fenstern der Häuser zahlreiche aufmerksame, bleiche Gesichter sehen konnte, die auf die Straße hinabblickten.

Gegen elf Uhr erschienen vereinzelt und in kleinen Gruppen etwa ein Dutzend Herren, von Kawassen gefolgt, die sich schon dadurch als die Dragomane der Botschaften zu erkennen gaben. Sie wechselten einige Worte mit dem diensthuenden Offizier und traten darauf durch die Thür,

die sich ihnen geöffnet hatte, in den Vorhof der Kirche, wo, wie auf der Straße, eine kleine Truppe Soldaten mit Gewehr bei Fuß Wache hielt. — Oer schloß sich den Dragomanen an, ohne von irgend jemand daran verhindert zu werden. Er vernahm im Vorhof dumpfes Lärmen wie von vielen menschlichen Stimmen, das, sobald die breiten Kirchenpforten geöffnet worden waren, in markerschütterndes Heulen und Schreien ausartete.

Die armenische Kirche hat zwei ungleiche Abteilungen: eine nur wenige Fuß tiefe Vorhalle ist durch ein hohes eisernes Gitter von der eigentliche Kirche getrennt. Das Gitter ist aus weit auseinanderstehenden Eisenstäben gebildet, durch die man von der Vorhalle aus alles, was im Schiff der Kirche vorgeht, ebenso genau sehen kann, als wenn man sich selbst darin befände.

Ein dichter, ekelhafter Gestank quoll Oer entgegen. — Das Geschrei, Geheul, Gezeter, Gejammer der Eingeschlossenen schien sich beim Eintreten der Fremden noch zu verdoppeln, und der Anblick, den die Heulenden und Jammernden boten, war abscheulich. Man mußte sich in einer Versammlung tausend Tobsüchtiger wähnen. Einige Weiber namentlich, in zerfetzten Kleidern, mit aufgelösten Haaren, wütend flammenden Blicken, die elende, jammernde Kinder in den Armen hielten und geifernden Mundes, wahnsinnigen Megären gleich, tobten, waren geradezu entsetzlich anzusehen. Oer biß die Lippen zusammen und verharrte anscheinend unbewegt auf seinem Posten. Er steckte den Kopf durch das weite Gitter und suchte spähenden Auges unter den Schauergestalten, die sich wie im Veitstanz vor ihm bewegten, ein bekanntes

Gesicht zu entdecken. Neben ihm fanden eifrig und eilig gepflogene Verhandlungen zwischen den Dragomanen und den Abgesandten der Eingeschlossenen statt, die sich von der Kirche in die Vorhalle begeben hatten. Die Bedingungen wurden festgestellt, unter denen die Räumung der Kirche stattfinden sollte: Niederlegen der Waffen, sodann ungehinderter Abzug. Die Dragomane leisteten namens der Großmächte Gewähr dafür, daß keinem der Abziehenden ein Leid geschehen würde. Die Armenier glaubten es, sie mußten es glauben. Der Aufenthalt in der Kirche war eine unerträgliche Marter geworden, — und sie wurden diesmal nicht getäuscht.

Von all dem sah und hörte Oer nichts, sein Blick schweifte noch immer von einem Ende der Kirche zum andern — und endlich hatte er gefunden, was er suchte.

In geringer Entfernung von ihm, an der linken Seite der Kirche, standen, gegen die weißgetünchte Mauer gelehnt, zwei mächtige Gestalten in dem festen, dunkelbraunen Hamalanzuge, der allen Unbilden der Witterung zu trotzen vermag. Sie bewegten sich nicht und schauten, die Lippen zusammengepreßt, kalten Blickes auf das wilde Wogen der scheußlichen Menge vor ihnen. Oer erkannte die beiden: es waren Männer aus Yakima. Sein Blick heftete sich unverwandt auf sie, und als ob die Männer dies physisch empfunden hätten, als ob der Blick sie magnetisch angezogen hätte, begegneten sich plötzlich die Augen der beiden Unglücklichen und die ihres alten Lehrers. Da ging eine merkwürdige Veränderung in den beiden kalten Gesichtern vor. Es war, als habe eine schmerzstillende Hand sie sanft berührt, eine unbeschreiblich schöne Be-

ruhigung löste plötzlich die Starrheit der kalten Züge, und ein warmer, sonniger Blick traf Oers Herz aus zwei dankbaren Augenpaaren. Das berührte ihn so tief, daß ein zitternder Seufzer, ein verhaltenes Schluchzen seine Brust hob und senkte. Er trat langsam zurück, aber er sah noch, wie die beiden Gestalten sich von der Mauer loslösten und dem Zuge anschlossen, der sich langsam nach dem Ausgangsthor hin vorwärts bewegte.

Der fanatisierte Türke ist ein wildes, ungebärdiges Geschöpf; im Zustande der Ruhe ist er allem, was innere Aufregung verraten könnte, abhold und blickt verächtlich auf das laute, lebhafte Volk der Griechen und Levantiner. — Die Räumung der Kirche vollzog sich, sobald die Armenier die Straße betreten hatten, wie etwas Alltägliches. Die bleichen, elenden Gestalten blieben auf der Thorschwelle, die das furchtbare, aber sichere Asyl, das sie verließen, von der freien, gefährlichen Straße trennte, eine Sekunde lang stehen, scheue Blicke um sich werfend, und wandten sich dann, als sie alles still und ruhig sahen, die einen nach links, die anderen nach rechts ihren vor neun Tagen verlassenen Wohnungen zu. Wenige Minuten später waren sie in dem bunten Treiben der großen Verkehrsadern von Pera untergetaucht und spurlos verschwunden.

* * *

Bolton war mit den Packen seiner Koffer beschäftigt, als Oer ihn bald darauf aufsuchte.

„Ja, ich reise nun baldmöglichst ab," sagte er, die

fragenden Blicke beantwortend, die Oer um sich warf. „Das Stück ist vorläufig ausgespielt. — Sie sollten mich nach Bukarest begleiten. Eine kleine Seereise würde Ihnen wohlthun, und Sie könnten Giragos die Hand drücken."

„Ist Giragos in Sicherheit?" fragte Oer schnell.

„Ja, ich hatte vor einer Stunde ein Telegramm von ihm. Ich habe es Wanian gezeigt, aber den hat die Furcht unzurechnungsfähig gemacht. Möglicherweise hat er es gar nicht verstanden, dann wiederholen Sie es ihm!"

„Wie ist Giragos entkommen?"

„Das weiß ich nicht. Ich vermute, wie er gekommen war: in einem Boote bis zur bulgarischen Küste, und von dort zu Fuß."

„Grüßen Sie ihn von mir! Gern hätte ich ihn gesehen."

„Nun, so begleiten Sie mich. Sie können in vier Tagen wieder zurück sein. Ich garantiere Ihnen, daß Sie nichts versäumen."

„Wanian hat mich gebeten, ihn nicht allein zu lassen."

„Das will ein Mann sein! Ein altes Weib ist nicht hilfloser. — Und den hat man an die Spitze des hiesigen Comités berufen! Man hätte kaum eine schlechtere Wahl treffen können. Ich denunciere nicht gern, aber Wanian muß ich zur Anzeige bringen. Hier gebrauchen wir eine erste Kraft. Er ist eine Schwäche erster Klasse. Ich habe es ihm übrigens gesagt, und er erkennt selbst, daß er ungenügend ist. Er wird seinen Nachfolger freudig begrüßen, der ihn aus einer Lage befreit, in der er sich zu Tode ängstigt und nichts nützt." Bolton schwieg und

blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann sagte er langsam, geschäftsmäßig: „Sie haben sich wahrscheinlich schon gefragt, wie ich zu meinen armenischen Sympathieen und zu meinem Einfluß in armenischen Angelegenheiten gekommen bin?"

Der machte ein zustimmendes Zeichen.

„Ich will es Ihnen sagen. Die Geschichte ist übrigens in wenigen Worten erzählt. Ich habe mich für die armenische Sache interessiert, nachdem ich sie zufällig kennen gelernt hatte. Später habe ich mich dann dafür erwärmt und sie gründlich kennen gelernt. Und weil ich ein einsamer Mann bin, für keine Person im besonderen zu sorgen habe — auch nicht für mich selbst, — so habe ich angefangen, zunächst zum Zeitvertreib, möchte ich sagen, mir wegen der armenischen Sache Sorge zu machen. Im Laufe der Zeit ist dies eine Art Beschäftigung für mich geworden, zuletzt meine Hauptbeschäftigung. Ich habe die armenische Sache adoptiert — wie ein Kind, — und wie ein Kind ist sie mir immer lieber geworden; auch ihre Fehler, die ich wohl erkennen mußte, haben sie mir nicht entfremdet. Es ist mir eine Freude gewesen, Geld für sie auszugeben, und sie hat sich dafür dankbar gezeigt. Sie war an harte Behandlung gewöhnt; mein freundliches Entgegenkommen war erstaunlich für sie. Sie hat mir dafür eine große Zuneigung geschenkt und mich schließlich bei allen wichtigen Unternehmen um Rat gefragt. Daher meine Kenntnis vieler Einzelheiten und ein gewisser Einfluß, den ich auf die Leitung der armenischen Angelegenheiten ausübe, ein Einfluß, dessen Berechtigung von den Comités anerkannt und von keinem ihrer Mitglieder

in Frage gestellt wird. — So, nun kennen Sie das Geheimnis. Es ist ganz einfach, wie Sie sehen. — Und weshalb ich Ihnen das alles sage? Das ist ebenfalls ganz einfach, aber Sie würden schwerlich darauf kommen, wenn Sie es nicht von mir erführen: weil Sie mir Vertrauen einflößen, weil Sie mir gefallen, weil ich mich auch für Sie sorge. — Sie sind traurig, junger Freund. Was fehlt Ihnen? Kann ich Ihnen helfen?"

„Sie sind sehr gütig, lieber Herr Bolton," sagte Oer gerührt. „Ich danke Ihnen."

„Nun, was fehlt Ihnen? Kann ich helfen?"

Oer schwieg.

„Haben Sie Geldsorgen?"

„Nicht die geringsten."

„Ja, weiter darf ich heute mit meinen Fragen wohl kaum gehen. Vielleicht haben Sie später einmal Vertrauen zu mir. Wenn ich Ihnen helfen kann, so thue ich das gern. Vergessen Sie es nicht!"

„Sie sind sehr gütig, Herr Bolton," wiederholte Oer. „Auch habe ich volles Vertrauen zu Ihnen aber ich wüßte in der That nicht, um welchen Dienst ich Sie heute bitten könnte."

„Das soll mich nicht verhindern, Ihnen zu sagen, daß Sie mir vielleicht noch gefällig sein können."

„Bitte, sprechen Sie, Herr Bolton."

„Ihre Anwesenheit in Deutschland ist vorläufig nicht nötig?"

„Durchaus nicht."

„Konstantinopel mißfällt Ihnen nicht allzu sehr?"

„Nun, vergnüglich finde ich es gerade nicht, aber es

würde mir augenblicklich schwerlich anderswo besser gefallen als hier."

„Entspricht das Gehalt, das Sohagian Ihnen auszahlt, Ihren Ansprüchen?"

Ich finde, es ist höher, als ich es verdiene. Ich thue ja in der That nichts dafür."

„Davon wollen wir nicht sprechen. Sie haben Sohagian bereits Dienste erwiesen, die mit Geld nicht zu bezahlen sind. — Wenn ich nicht irre, so haben Sie sich bis Juli gebunden?"

„Ja, auf ein Jahr. Das wird im Juli ungefähr ablaufen."

„Wenn ich Ihnen im Juni schreiben sollte, daß ich Ihre Dienste für weitere drei oder sechs Monate in Anspruch nehmen möchte, würden Sie darein willigen?"

„Ich glaube, das kann ich Ihnen versprechen. Nur möchte ich mich heute, beinahe dreiviertel Jahr im voraus, nicht fest binden."

„Das genügt mir. Wenn ich nur auf Ihren guten Willen rechnen kann, mir gefällig zu sein."

„Das können Sie, Herr Bolton."

„Nun, dann sage ich Ihnen heute nicht ‚Lebewohl', sondern ‚Auf Wiedersehen', wahrscheinlich hier, vielleicht in Amerika."

Drittes Kapitel.

Es war Winter geworden, ein milder, naſſer Winter, der den Aufenthalt in den ſchmutzigen Straßen von Konſtantinopel höchſt unangenehm machte. — Oer befand ſich noch in Pera. Er hatte dem Wunſch der Seinen, zu Gabrielens Hochzeit nach Huysburg zu kommen, nicht entſprochen, und dieſe hatten ihn nicht zu ſehr mit Bitten gequält. Für ſeinen Vater war es genug geweſen, von ihm zu hören, Sohagian wünſche, daß er in Konſtantinopel bleibe. Dienſt ging vor Vergnügen! Das war für den alten Soldaten eine Regel, an der er nicht rütteln wollte.

Gabriele und Walter Georg hegten keinen Zweifel darüber, daß Heinrich unter den augenblicklichen Verhältniſſen ein Zuſammentreffen mit Anna Harmen vermeiden wollte. „Ich mag ihm nicht mehr zureden, uns zu beſuchen," ſagte Gabriele. „Anna wird ihm keine Freude machen. Sie ſcheint ihn ganz vergeſſen zu haben."

„Gebrechlichkeit und ſo weiter!" warf Walter Georg ein.

„Als ob die der Männer geringer wäre als die der Frauen! Aber das ſoll ſich nicht auf Heinrich beziehen. Der iſt treu wie Gold."

„Natürlich, aber er müßte doch einen Gegenſtand

haben, an dem er seine goldene Treue bewähren könnte. — Was ist er Anna schuldig? Nicht mehr als sie ihm: nichts. — Das gute Mädchen hat drei oder vier Monate lang den Kopf hängen lassen. Das war sehr rührend. Jetzt richtet sie ihn wieder in die Höhe. Daran finde ich nichts zu tadeln. Sollte sie, ohne verheiratet gewesen zu sein, wie eine trauernde Witwe durchs Leben gehen? Sag' selbst, Gabriele!"

„Du willst von mir hören, daß du recht hast. Das finde ich aber nicht. Ich kann nicht begreifen, wie man jemand lieb haben und ihn dann nach drei Monaten vergessen kann."

„Es ist ein Unterschied zwischen lieb haben und lieb haben!" meinte Walter Georg. Und über dies Thema kam es zwischen den beiden Verliebten zu langen Auseinandersetzungen, die darin gipfelten, daß sie selbst sich in der That wirklich lieb hätten, und daß sich darin niemals etwas ändern könne, daß dagegen Anna vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn sie aufhörte, Heinrich, der sie verlassen und nichts gethan habe, um sie dauernd an sich zu fesseln, gleich einem verlorenen Geliebten zu betrauern, und daß niemand daran denken werde, Heinrich der Untreue zu zeihen, wenn er dem ihm von Anna gegebenen vernünftigen Beispiele folgte.

„Aber das thut er nicht," sagte Gabriele. „Ich kenne ihn."

Der skeptische Walter Georg meinte dazu, das bliebe abzuwarten. Vorläufig sei er noch nicht wie Anna, die von einer Schar liebenswürdiger Verehrer umringt sei, auf die Probe gestellt worden.

„Nun, die kleine Amerikanerin, die wir bei Harmens antrafen, war doch sicherlich ein Mädchen zum Verlieben."

„Ja, sie ist sehr nett, aber Heinrich hat sie kaum kennen gelernt."

„Du sagtest mir doch, sie habe sich in Heinrich verliebt?"

„Nun ja, wie alle Mädchen. — Das hat nichts zu bedeuten."

„Und die wunderbar schöne Varvaria, mit der er drei Monate in Yakima zusammen gelebt hat?"

„Ach, Varvaria — in die kann sich doch ein vernünftiger Mensch ebensowenig verlieben wie in ein schönes Bild."

Gabriele stimmte dem bei. Und da der Tag der Vermählung nahegerückt war, hatten die beiden über so vieles zu sprechen, was ihnen wichtiger war als die Herzensangelegenheit anderer, daß des Freundes und Bruders in ihren Unterhaltungen vorläufig nicht mehr gedacht wurde.

Die kluge, gute Tante Margarete, die mit ihren alten Augen besser in jungen Herzen zu lesen verstand als Gabriele und Walter Georg, machte sich ihre eigenen Gedanken, über die sie mit niemand sprach, nicht einmal mit ihrem Bruder, dem sie sonst alles anvertraute. Herzensgeheimnisse, die sie überrascht zu haben glaubte, waren der alten Dame heilig. — Sie war die einzige im Schlosse, der gegenüber Varvaria die eisige Zurückhaltung abgelegt hatte, aus der sie den anderen gegenüber niemals heraustrat. — Bei einem ersten längeren Spaziergange hatte die Gräfin etwas ermüdet den Arm des

jungen Mädchens genommen. Diese Vertraulichkeit mußte Barbaria wohl eigentümlich erfreut haben, denn sie sagte mit einer Herzlichkeit in der Stimme, die die Gräfin überraschte: „Stützen Sie sich fest auf mich, Madame . . . Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Arm genommen haben."

„Sie sind ein gutes Kind," antwortete die Gräfin, und nach einigen Minuten, wie sie nun so bequem weiterschritt am Arme des jungen Mädchens, fügte sie hinzu: „Sie haben mir noch nichts von Yakima erzählt. — Wie lebten Sie dort eigentlich, und wie lebte mein Neffe? Er hat uns zwar einige Male geschrieben, aber ich habe mir daraus kein klares Bild von seinem Leben machen können. Sprechen Sie mir von ihm!"

Das that Barbaria. Und seitdem verging kaum ein Tag, ohne daß die alte Frau und das junge Mädchen sich lange Zeit über Heinrich unterhalten hätten, und eine jede von ihnen fand in der anderen eine aufmerksame Zuhörerin.

Das war es, worüber sich die kluge Frau ihre eigenen Gedanken machte. Davon erfuhr Heinrich nichts. Die alte Gräfin Huysburg durfte sich erlauben, ohne ihrer gesellschaftlichen Stellung zu schaden, von vielen sogenannten Standesverurteilen frei zu erscheinen, aber ein fremdes, fremdartiges Mädchen von gänzlich unbekannter Abstammung, mochte sie noch so schön und gut sein, konnte den Ansprüchen nicht genügen, die sie an die zukünftige Gemahlin ihres Neffen, Lieblings, Erben, des Trägers ihres Familiennamens, auf den sie stolz war, stellte. — Comtesse Anna Harem, ja, das wäre eine gute Partie für Heinrich von der Oer gewesen! Aber

Barbaria mit einem Namen, den die alte Gräfin niemals zuvor gehört und noch immer nicht behalten hatte, Barbaria durfte niemals eine Verwandte ihres Hauses werden. — Sie fing an das schöne, liebe Kind zu bedauern, weil sie wähnte, daß es geheim und hoffnungslos liebte, aber als sie zu dieser Erkenntnis kam, hatte Barbaria bereits die ganze Lebensgeschichte Heinrichs aus dem Munde der Gräfin gehört und bei dieser Gelegenheit erfahren, daß er gut, edel und treu sei. — Von dem Tage an, wo die Gräfin den Seelenzustand Barbarias erkannt zu haben glaubte, hörte sie jedoch auf, über Heinrich zu sprechen, so daß dessen Name bald wieder gänzlich aus ihren Unterhaltungen mit dem jungen Mädchen verschwand. Barbaria gab in keiner Weise zu erkennen, wie sie dies empfinden mochte, und blieb nach wie vor die aufmerksame, stets bereite Gesellschaft ihrer alten Gönnerin, so daß diese mit der Zeit an der Richtigkeit ihrer Vermutungen wieder zu zweifeln begann. Doch hielt sie es für besser, die Gespräche mit Barbaria nicht von neuem auf ihren Neffen zu lenken, und in ihren Briefen an Heinrich erwähnte sie des armenischen Gastes immer nur beiläufig und kurz. In einem ihrer Briefe hieß es jedoch: „Barbaria sagte mir heute, sie werde mich nun bald verlassen, um mit ihrem Bruder, der sie abholen würde, nach Amerika zurückzukehren. Das liebe Kind! Ich werde es sehr vermissen."

Als der Brief abgegangen war, bereute sie, diese Zeilen geschrieben zu haben, aber das dauerte nur wenige Tage, dann dachte sie nicht mehr daran. Der Gedanke, daß Heinrich das fremde Mädchen lieben könne, lag ihr fern; wußte

sie doch durch Gabriele, daß Heinrich noch immer um Anna Harmen trauere.

Heinrich las diese Zeilen aufmerksam und verschiedene Male durch und wiederholte sie sich auf dem einsamen Spaziergange, den er an jenem Januartage machte.

Es war die Zeit der langen Abende, und glücklicher Weise fühlte sich Oer nicht mehr verpflichtet, sie zu Hause in Gesellschaft Wanians zu verbringen. Der arme Mann war bereits in den ersten Tagen des Monats November von der Unruhe und Ängstlichkeit, die in Konstantinopel an ihm zehrten und eine Jammergestalt aus ihm gemacht hatten, befreit worden. Er war mit einem englischen Paß, auf dem kein Visum fehlte, nach London abgereist. Beim Abschied von Oer hatte er große Rührung gezeigt und diesen gebeten, ihm seine Fehler und Schwächen zu verzeihen und ein freundliches Andenken zu bewahren. An seine Stelle war ein Mann von etwa dreißig Jahren getreten, dessen armenischer Name Margos Bartev einen englischen Anklang hatte, und den man wohl für einen der sehr brünetten Engländer halten konnte, wie man sie nicht selten in Großbritannien antrifft. Er war hager von Gestalt, mittlerer Größe, glatt rasiert, trug die dichten schwarzen Haare ganz kurz geschoren und hatte scharf gezeichnete energische Gesichtszüge. Oer, der alte Kavallerist, verglich ihn im Geiste mit einem gut trainierten Rennpferde. Er hatte bei seiner Ankunft in Pera ein von Sohagian ausgestelltes kurzes Einführungsschreiben an Oer abgegeben: „Der Überbringer ist mein Vertrauensmann Margos Bartev. Ich empfehle ihn Ihrer Güte zur freundlichen Aufnahme an. Er tritt an Wanians Stelle, den

der bedauernswerte Zustand seiner Gesundheit nötigt, sich einer längeren Kur zu unterziehen."

Iknadios Wanian war während der letzten Wochen seines Zusammenseins mit Oer für diesen der Gegenstand eines Mitleidens geworden, das nicht ganz frei von Verachtung war. Oer hatte thatsächlich nicht gewußt, daß es überhaupt so furchtsame Männer gäbe wie Wanian, und es machte ihn ungeduldig, wenn er diesen die Schlösser und Ketten an den eisernen Thüren und Fensterladen abtasten und untersuchen, um sich von deren Sicherheit zu überzeugen, und bei jedem Geräusch von der Straße oder im Hause erbleichen und zusammenzucken sah. Der Unglückliche mußte Qualen ausstehen, aber, daß er sich diese schuf, erschien Oer jämmerlich.

Margos Bartev flößte kein Mitleid ein. Er war unausgesetzt beschäftigt, aber erschien niemals aufgeregt, geschweige denn ängstlich. Er verließ das Haus zu früher Stunde, manchmal vor Grauen des Tages, und kehrte gewöhnlich erst nach Einbruch der Nacht wieder heim. Er hatte sich bald nach seiner Ankunft wegen seiner Abwesenheit vom Hause auf das artigste bei Oer entschuldigt: „Wanian Effendi," sagte er, „hat während der letzten Wochen nur eine geringe Thätigkeit entfalten können, und ich muß versuchen, das, was er versäumt hat, nachzuholen und wieder gutzumachen. Wir hatten in Athen beinahe jede Fühlung mit Konstantinopel verloren. — Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie Herr in diesem Hause sind. Sollte irgend etwas nicht nach Ihrem Wunsche sein, so würde ich es als eine Vergünstigung betrachten, wenn Sie mich davon in

Kenntnis setzen und mir ermöglichen wollten, Abhilfe zu schaffen."

Der hatte keinen Wunsch zu äußern. Er fand im Hause alles, was er zu seinem Lebensunterhalt gebrauchte, und wurde von den Leuten still und ehrerbietig bedient. Daß ihm die Zeit manchmal sehr lang wurde, da er viel allein war und ihm keine besondere Beschäftigung oblag, daran konnte Herr Margos Bartev nichts ändern. — Der war ein tüchtiger, strebsamer Offizier gewesen und hätte wohl auch ein guter Landwirt werden können, aber allgemeiner Wissensdrang verzehrte ihn nicht, und er konnte sich nicht entschließen, ohne einen bestimmten Zweck im Auge zu haben, ein ernstes Studium vorzunehmen oder sich auch nur systematisch mit dem Erlernen der schwierigen türkischen Sprache zu beschäftigen. — Den Vormittag verbrachte er mit fleißigem Briefschreiben und aufmerksamem Lesen einiger deutscher Zeitungen, auf die er sich abonniert, hatte. Das Frühstück nahm er zu Hause ein. Später ging er zur Post, um seine Briefe zu holen, und einen Teil des Nachmittags verbrachte er gewöhnlich im Klub wo er einige Mitglieder der fremden Botschaften und Gesandtschaften oberflächlich kennen gelernt hatte. Dann machte er lange Spaziergänge nach dem Hafen, nach Stambul, wo der Park des alten Seraï, und namentlich Seraï Burnu, die äußerste Spitze, mit der herrlichen Aussicht auf den Bosporus, das Marmara-Meer und das Goldene Horn, auf Pera und Galata und auf die asiatische Küste, sein Lieblingsaufenthalt war. Am Ende seiner ziellosen, langen Wanderungen fand er sich meist in Nischantasch vor dem gastlich geöffneten Thore des Konaks

Edhem Paschas. Mit diesem und Naïm Bey speiste er jetzt häufig zur Nacht, in dem sicheren Gefühl, dem Vater sowohl wie dem Sohne ein lieber Gast zu sein.

Es kam Oer nicht in den Sinn, Bartev aus seinen Beziehungen zu den beiden vornehmen Türken ein Geheimnis zu machen, nicht etwa, daß er sich für verpflichtet gehalten hätte, dem armenischen Hausgenossen Rechenschaft von seinem Thun und Lassen abzulegen, sondern einfach, weil er es bei der ersten Gelegenheit für eine Pflicht der Höflichkeit erachtet hatte, Bartev vorher zu benachrichtigen, daß er bei der Abendmahlzeit nicht erscheinen werde. „Ich möchte heute abend einer Einladung Edhem Paschas folgen bei ihm zu speisen."

„Bei Edhem Pascha?" fragte Bartev etwas erstaunt.

„Ja. Naïm Bey, sein Sohn, ist ein ehmaliger Regimentskamerad von mir. Er hat mich seinem Vater vor längerer Zeit vorgestellt, aber ich wollte der freundlichen Einladung, die der Pascha damals an mich richtete, nicht folgen, solange Wanian Effendi hier war."

„Aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?"

„Wanian war etwas ängstlich, wie Sie wissen, und ich glaubte zu bemerken, daß meine Gesellschaft ihn beruhigte. Da verbrachte ich die Abende zu Hause."

„Das war sehr rücksichtsvoll von Ihnen. — Es freut mich, daß Sie Edhem Pascha kennen gelernt haben. Er ist ein gerechter Mann und steht deshalb bei Türken und Nichttürken in hohem Ansehen. Seine Feinde, meistens Beamte, deren Korruption er aufgedeckt hat, wollen ihn herabwürdigen, indem sie ihn ‚Deli' nennen. Damit schaden

sie Edhem Pascha nicht, dessen Persönlichkeit über Spott erhaben und dessen Charakter unantastbar ist."

„Deli? Was bedeutet das?" fragte Oer.

„‚Deli-fishengh' nennt man einen Mann, der wie ein Kind sich bei dem, was er sagt und thut, von seinen ersten Impulsen leiten läßt, und dessen Worten und Thaten keine besondere Bedeutung beizulegen ist. Ein Deli darf sich deshalb ungestraft vieles erlauben, was normalen Menschen verboten ist. — Der Sultan selbst, sagt man, soll in dieser Beziehung die volkstümliche Nachsicht üben."

„Danach wäre Deli ein Mann, der während des ganzen Jahres Fasching-Freiheit genießt?"

Das verstand Margos Bartev augenscheinlich nicht, denn er blickte Oer fragend an. Dieser hielt es für unnütz, Aufklärung zu geben. Und darauf fuhr Bartev fort: „Weiß der Pascha, daß Sie in einem armenischen Hause wohnen?"

„Selbstverständlich."

„Das würden Ihnen nur wenige Türken verzeihen. Edhem Pascha ist ein furchtloser und gerechter Herr. Es freut mich sehr, daß Sie in guten Beziehungen zu ihm stehen. Das kann vielleicht auch nützlich sein."

„Wieso?" fragte Oer schnell.

„O, nicht daß wir ihn benutzen könnten. Das ist ausgeschlossen. Daran denke ich nicht; aber der Umstand, daß Sie bei ihm verkehren — was die Polizei weiß, — macht das Haus, das Sie bewohnen, zu einem sicheren Aufenthalt."

„Nun, das war es wohl von jeher."

„Wanian Effendi fürchtete das Gegenteil."

„Herr Wanian war ängstlich."

„Ja, er war zu ängstlich, aber ganz grundlos waren seine Befürchtungen nicht. Von einer fanatisierten türkischen Volksmasse darf man das Schlimmste erwarten."

„Augenblicklich scheint sie ja vollkommen friedlich gesinnt."

„Ja augenblicklich. Das kann sich jeden Tag ändern. Die Berichte aus den Provinzen lauten erschrecklich."

„Sollte eine neue Kundgebung in Konstantinopel geplant werden?" fragte Oer etwas besorgt.

„Vorläufig nicht, die Versicherung kann ich Ihnen geben. Sie können unbesorgt sein."

„Ich bin für meine Person keineswegs besorgt," antwortete Oer etwas unwirsch. „Mich sollten nur die armen Leute dauern, die man bei einer solchen Gelegenheit opfern würde."

„Man wird sich besser vorsehen, als es im Oktober geschehen ist."

„Verlassen Sie sich nur nicht wieder auf fremde Hilfe!"

„Nein, wir sind einmal getäuscht worden. Wir verlassen uns nur noch auf uns selbst." Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Herr von Oer, Sie bleiben uns getreu, — wir rechnen auf Sie?"

Die letzten Worte waren in einem fragenden Tone ausgesprochen worden, der Oer verdroß, und er antwortete etwas scharf: „Ich habe Herrn Sohagian versprochen, bis Juli hier zu bleiben, es sei denn, daß er anders bestimmt. Wenn Ihnen das genügt, so können Sie auf mich rechnen, denn ich nehme an, daß Sie nicht fürchten, ich könnte

von dem, was man mir anvertraut hat, oder was ich hier sehe und höre, etwas verraten."

„Durchaus nicht, durchaus nicht. — Sie scheinen meine Frage mißverstanden zu haben. Ich bin nicht so genau, wie Sie augenscheinlich annehmen, von den Einzelheiten Ihres Übereinkommens mit Sohagian Effendi unterrichtet. Wanian Effendi war, so denke ich mir, beauftragt, es mir zu sagen, aber in der Angst, in der er schwebte, hat er das wohl vergessen. Ich weiß jetzt, daß Sie bereit sind, bis Juli bei uns auszuharren. Meine einzige Besorgnis war, Sie könnten Konstantinopel früher verlassen wollen. Ich danke Ihnen, mich beruhigt zu haben."

Der fragte sich an jenem Tage und fragte sich seitdem noch oftmals, welchen Wert er eigentlich für die Armenier haben könnte, womit er die ehrerbietige Dankbarkeit verdiente, deren Versicherung er aus Howians und Sohagians Briefen und aus Wanians und Bartevs Worten, ja, auch aus einigen Äußerungen Boltons wiederholt empfangen hatte. Er fand keine Antwort. — Er empfing regelmäßig jeden Monat einen Brief von der Ottomanischen Bank in Galata, der die Anzeige enthielt, sie habe im Auftrage ihres Londoner Hauses seinem Konto 83 Pfund Sterling und einige Shilling und Pence, genau ein Zwölftel der ihm als Gehalt zugesicherten tausend Pfund, gutgeschrieben. Er hatte in den Papieren, die Sohagian ihm in New York übergab, eine Generalvollmacht und einen Kreditbrief für fünfhundert Pfund vorgefunden, ohne daß er in die Lage gekommen wäre, von dem einen oder dem andern dieser Schriftstücke Gebrauch zu machen. Es war von

Reisen gesprochen worden, die er zu unternehmen haben werde, — und nun saß er seit Monaten still, und alles, was man von ihm zu verlangen schien, war, daß er bis zum Ende seines Kontrakts in Wanians Hause stillsitzen solle. Das behagte Oer nicht. Er wollte das Geld, das er empfing, verdienen, und eines Morgens schrieb er in diesem Sinne an Ohannes Howian in Berlin einen langen Brief, in dem es zum Schlusse hieß: „Es kommt mir vor, als würde mir das Geld, das ich hier einnehme, geradezu geschenkt. Ich thue nichts dafür. Solange ich Sohagian nützen kann, stehe ich bis zum Ende meines Kontrakts zu seiner Verfügung, aber wenn er meiner nicht mehr bedarf, so darf er sich kein Gewissen daraus machen, die Lösung unseres Abkommens zu beantragen. Ich werde ihm keine Schwierigkeiten in den Weg legen. — Es ist mein Wunsch, das Geld, das ich empfange, thatsächlich zu verdienen. Teilen Sie dies, bitte, Herrn Sohagian mit."

Darauf erhielt Oer zunächst ein Telegramm: „Antwort erfolgt in wenigen Tagen," und dann gleichzeitig vier Briefe in demselben Umschlag von Artin, Sohagian, Bolton und Giragos. Sie besagten alle so ziemlich dasselbe: Niemand wolle ihm etwas zumuten, was unter seiner Würde sei. Er könne in Konstantinopel der Sache, der er sich angenommen habe, große Dienste erweisen, und der Augenblick, dies zu thun, sei bereits nahegerückt. Er möchte nicht ungeduldig werden. — Giragos schrieb: „Es würde mich tiefer schmerzen, als ich sagen kann, wollten Sie Ihre Beziehungen zu uns abbrechen," und Bolton: „Sie haben mir versprochen mir gefällig zu sein, wenn

ich Sie darum ersuchte; nun bitte ich Sie: bleiben Sie ruhig auf Ihrem Posten."

Diese Briefe beruhigten Oer nicht, aber er fühlte sich verpflichtet, der dringenden Bitte seiner neuen Freunde zu folgen. „Sehr wohl," schrieb er an Artin zurück. „Ich werde also hier bleiben. Benachrichtigen Sie die anderen hiervon." Und für Giragos fügte er einige besondere Zeilen bei, in denen er sagte, daß er keinen Augenblick daran gedacht habe, die Beziehungen zu seinem lieben Wirte aus Yakima abzubrechen. Die stünden außerhalb aller geschäftlichen Fragen, wie er sie in seinem Briefe an Howian im Auge gehabt habe.

* * *

Seitdem waren nahe an drei Monate vergangen. Oers Leben war während dieser Zeit äußerlich in einförmiger Ruhe dahingeflossen, aber in seinem Innern hatten sich langsam große Veränderungen vollzogen. — Was Walter Georgs Reden nicht vermocht, als er die Wärme der Sympathieen seines Freundes für die armenische Sache abzukühlen bemüht war, — die ruhigen, sachlichen Auseinandersetzungen Edhem Paschas hatten es gethan. Oer hatte sich nicht etwa die amtliche türkische Auffassung der armenischen Frage angeeignet, aber er stand den Dingen jetzt mit dem Bestreben vollständiger Unparteilichkeit kritisch gegenüber. — „Die Sache hat natürlich auch ihre türkische Seite," hatte Bolton gesagt. — Von dieser Seite hatte Oer, bis er Bujukdere verlassen, kein Wort vernommen. Er kannte sie nur aus den armenischen Beschreibungen

als eine grausame, ungerechte, ruchlose. Er war nach Pera gekommen voll von den erschütternden Klagen Howians, der tiefen Entrüstung Boltons und den Eindrücken von Yakima. Die heldenmütigen Bestrebungen Giragos' und seiner Genossen hatten ihn mit Bewunderung und die Schwester des Helden hatte sein Herz mit großer Liebe gefüllt. — Um Varvarias Zuneigung zu gewinnen, wäre ihm kein Opfer zu groß erschienen, hatte er von Kämpfen und Siegen der armenischen Sache geträumt. — Er blieb seinen Freunden in unerschütterlicher Treue ergeben, aber die leidenschaftslosen Reden des Pascha hatten seine Glut abgekühlt, seinen Blick erweitert und die von seinen armenischen Freunden angefachte und genährte helle Flamme der Entrüstung erheblich herabgedämpft. Die armenischen Klagen hatten sein Herz tief bewegt; jetzt erwog sein Verstand die kühlen Erläuterungen des Pascha. Gleich einem gewissenhaften Richter war er bemüht, sich weder von der einen noch der anderen Strömung fortreißen zu lassen, sondern die Wahrheit zu erkennen. Er war kein Türkenfreund geworden, aber er hatte aufgehört, armenischer Parteigänger zu sein.

Bei den ersten Unterhaltungen, die Oer mit dem Pascha gehabt, oder richtiger den Belehrungen, die der alte Muselman dem jungen, fremden Gast erteilt hatte, war dieser durch den vollkommenen Freimut seines Wirtes gefesselt worden. Oer hatte bis dahin angenommen, daß es in dem Reiche des Sultans, des gewaltigen Autokraten, freie Äußerung der Meinung überhaupt nicht geben könne. — Die Reden und die Haltung des Pascha bewiesen ihm das Gegenteil. Zwar zog dieser die Person des

Sultans, von dem er nie anders als von „Seiner Majestät“ sprach, höchst selten in die Unterhaltung, aber über viele Akte der Regierung und Handlungen hoher und höchster Staatsbeamten, deren vollständige Abhängigkeit vom Sultan ein offenes Geheimnis war, äußerte er sich rückhaltlos tadelnd, und dies nicht etwa geheimnisvoll unter vier Augen, sondern anscheinend unbekümmert um die Zahl seiner Zuhörer.

Als Oer darüber Naïm Bey seine Verwunderung aussprach, sagte dieser: „In Gegenwart von Fremden spricht der Pascha nicht. Im Kreise der Hausfreunde legt er sich keinen Zwang auf. Dabei handelt er jedoch nicht unvorsichtig. Von den Gästen, die Sie an seinem Tische sehen, ist keiner, der eines Verrates an seinem Wirte fähig wäre.“

„Aber,“ antwortete Oer darauf, „wie kann Ihr Herr Vater meiner so sicher sein? Er kennt mich ja kaum.“

„Wären Sie imstande, ihn zu verraten?“ fragte Naïm lächelnd.

„Nein, sicher nicht.“

„Nun, das hat der Pascha eben erkannt; sonst würden Sie kein vertrauliches Wort von ihm gehört haben.“

Während der Zeit von Oktober bis Januar hatte Oer jede Woche zwei-, auch dreimal bei Edhem Pascha gespeist und dabei Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß türkische Besuche in der That lange Besuche sind. Der Pascha liebte die Unterhaltung. Er sprach langsam, klar, mit vollkommener Ruhe. Seine Reden waren weder geistreich, witzig, noch humoristisch zu nennen; alles was er sagte, machte den Eindruck nicht des Erfundenen, sondern einer

Wiedergabe des Erlebten. Er schien aus einem unergründlichen Bronnen persönlicher Erfahrung zu schöpfen. Man mußte annehmen, daß das, was er erzählte, Wahrheit war. Man konnte ihm nicht widersprechen, wenn man ihn nicht einer Unwahrheit zeihen wollte. — Niemals in seinem Leben hatte Oer solch autoritären Reden gelauscht wie denen des Pascha, und vieles davon hatte sich in sein Gedächtnis fest eingegraben, was um so gründlicher geschehen war, als der Pascha sich stets bereit gezeigt hatte, auf Wunsch seines Gastes gewisse Fragen wiederholt zu behandeln. Auf diese Weise hatte Oer sich nach und nach ein klares Bild davon machen können, wie sich die armenische Frage im Kopfe eines klugen und vorurteilsfreien Muselman wiederspiegelte.

* * *

Der Pascha hatte seine Auseinandersetzungen mit der Bemerkung begonnen, daß ihm der armenische Volksstamm im großen und ganzen nicht sympathisch sei, und zur Begründung seiner Abneigung die Vorwürfe wiederholt, die den Armeniern nicht nur von Türken, sondern auch von Griechen, Levantinern und Russen, die in regem Verkehr mit ihnen stehen, gemacht werden. Das war für Oer nichts Neues gewesen. Er hatte dasselbe von Howian und Giragos und kürzlich auch von Naïm Bey gehört. Dieser hatte von Ausnahmen gesprochen — es gäbe auch ganz ordentliche Armenier. — Dasselbe hatte der Pascha gethan, und zwar, wie es seine Art war, in behaglicher, ausführlicher Weise.

„Einer meiner besten und ältesten Freunde ist ein Armenier, Parcegh Effendi, den Sie täglich im Klub antreffen können, wo er den spielenden Parteien stundenlang aufmerksam zuschaut, ohne sich selbst am Spiele zu beteiligen. Er erfreut mich häufig durch seine Besuche, und im Sommer ist er nicht selten mehrere Tag lang mein lieber Gast. Er ist ein vornehmer, kluger, gebildeter Mann, von reichen Erfahrungen, von den besten Manieren, und er weiß die Würde seines Alters und seiner Stellung zu wahren. Er ist absolut zuverlässig. Man kann ihm alles anvertrauen. Seine Hände sind rein. Er ist seinen Freunden opferfreudig zugethan. Darüber vergißt man gern gewisse armenische Charaktereigentümlichkeiten, von denen er nicht frei ist. — Ich belächle sie und scherze mit ihm darüber. Darauf bleibt er mir nie eine schlagfertige Antwort schuldig. — Er ist nämlich ein wahres Füllhorn von Ängstlichkeiten aller Art: er fürchtet sich vor Menschen und Tieren, vor Hitze und Kälte, vor Armut und Sorgen, vor Krankheit und Tod. — O, vor dem Tode hat er eine entsetzliche Angst. Wenn man ihn peinigen will — was bei mir selbstverständlich ausgeschlossen ist —, so hat man nur von seinem Alter zu sprechen. — Diese gründliche Feigheit, die er ebensowenig wie eine nervöse europäische Frau zu verbergen sucht, ja, auf die er sich etwas einzubilden scheint, ist echt armenisch. Meinem guten alten Parcegh verzeihe ich sie gern, ja, ich bemerke sie nicht mehr als die Ängstlichkeit eines Hasen, aber als nationale Eigentümlichkeit trägt sie viel dazu bei, das armenische Volk verächtlich zu machen. — Ohne Mut kein Mann: — Der Armenier ist kein Mann: ‚Adam deil'."

„Halten Sie alle Armenier für feige?"

„Behüte. Ich habe waghalsige Männer unter ihnen gefunden, aber die große Mehrheit der Armenier ist furchtsam. — Es giebt auch feige Türken, — die meisten sind todesmutig. ‚Jeder türkische Soldat ist ein Löwe', sagte Chasi Osman Pascha, als man ihn ‚den Löwen von Plewna' nannte. — Fragen Sie Ihre Generale, die unsere Leute im Kampfe gesehen haben. Doch davon ein anderes Mal. Bleiben wir vorläufig bei den Armeniern. — Haben Sie Parceghs Freund Zetrak kennen gelernt?"

„Man hat ihn mir gezeigt. Er soll ein abenteuerliches Leben geführt haben."

„Das hat er. Bestimmtes kann kein Mensch darüber wissen, denn er ist nicht ganz glaubwürdig, aber er besitzt gewisse Eigentümlichkeiten, die man nur selten bei den Armeniern findet, und die ihn mir bis zu einem gewissen Grade sympatisch machen. Er soll gutmütig sein, er ist gastfrei. Er erscheint keineswegs furchtsam. Er ist verschwenderisch, ein leidenschaftlicher Spieler. Man sagt mir, er habe schon verschiedene Male große Reichtümer besessen und sei dann wieder bettelarm geworden. — Wenn Sie Parcegh, der ihn seit seiner frühesten Jugend kennt, darüber fragen wollten, so würde er Ihnen antworten, er habe ähnliches gehört. Zuverlässiges weiß Parcegh über Zetrak nicht viel mehr als ich. Der Mann ist undurchsichtig wie eine bleierne Platte. Er hat meines Wissens nichts gethan, was mein Mißtrauen gegen ihn rechtfertigen könnte, aber ich kann ihm nicht trauen. Diesen Konak wird er niemals als mein Gast betreten. Er ist nicht aufrichtig, nicht wahr, und trotz seiner nicht-

armenischen Eigentümlichkeiten — er soll mutig sein, und sicherlich ist er nicht geldgierig — erkenne ich in ihm einen richtigen Armenier, weil er niemand Vertrauen einflößt, obgleich man ihm nichts positiv Schlechtes nachsagen kann."

Diese Charakteristik Zetraks machte Oer nachdenklich. Es kam ihm nicht in den Sinn, einen Vergleich anzustellen zwischen dem verdächtigen Zetrak und Howian oder Giragos, die ihm volles Vertrauen einflößten, aber ungerufen kam ihm der Gedanke, daß ihm die beiden, ebenso wie Wanian und Bartev, geheimnisvoll geblieben waren, trotzdem sie ihm vieles anvertraut hatten. Dabei erinnerte er sich auch einiger Äußerungen, die Walter Georg in Yakima gemacht hatte: „Gewisse Völkerschaften lernt man nicht kennen. Die Armenier werden uns immer fremd bleiben."

Oer hatte sich niemals bemüht, Menschenkenntnis zu erwerben. Er würde erstaunt aufgeblickt haben, wenn jemand ihm gesagt hätte, daß diese Kenntnis besondere natürliche Veranlagung verlangt oder nur durch nachdenkliches Studium erworben werden könnte. Er glaubte nicht eine solche besondere natürliche Veranlagung zu besitzen, und er war ganz sicher, niemals über den Charakter Keßners, Walter Georgs, des alten Grafen Harmen oder anderer Berliner Freunde nachgedacht zu haben, doch standen sie alle als vertraute Gestalten vor ihm. Vertraute Gestalten waren ihm die Armenier, die er kennen gelernt hatte, nicht geworden, wogegen er sich, wenn er nachdenken wollte, ein klares Bild von Bolton und Walsh hätte machen können, obgleich er mit diesen in weniger

intimen Beziehungen gestanden hatte als mit Howian und Giragos. Walter Georg hatte Bolton als einen Idealisten erkannt, nachdem er eine halbe Stunde mit ihm gesprochen hatte, von Varvaria dagegen gesagt, sie sei ihm absolut fremd. — Dieses Fremdartige, Undurchsichtige bezeichnete nun Edhem Pascha als etwas charakteristisch Armenisches. Unliebenswürdig konnte Der dies Geheimnisvolle nicht nennen, da er die geheimnisvolle Varvaria mit heißer Liebe in sein Herz geschlossen hatte. Aber sie war unheimlich — im Sinne des Nichtvertrauten —, und doch war sein Sehnen, mit ihr vertraut zu werden.

Der Pascha hatte die Gewohnheit, seine Reden durch kürzere oder längere Pausen zu unterbrechen, während deren er sich dann, die Augen halb geschlossen, mit seinem Nargileh zu beschäftigen pflegte. Die Stille, die bei solchen Gelegenheiten eintrat, wurde nur selten von seinen Zuhörern gestört. Im allgemeinen besitzt der Orientale in hohem Grade die im Westen nur selten geübte angenehme Kunst des harmlosen Schweigens.

Der Pascha legte die schwere Bernsteinspitze des Nargileh bedächtig beiseite und sprach weiter: „Neben Parcegh und Zetrak könnte ich Ihnen noch viele mir persönlich bekannte Armenier nennen, die gewisse nichtarmenische Eigenschaften besitzen, aber es interessiert Sie vielleicht mehr, daß ich Sie mit einem typischen Armenier aus den oberen Klassen der Gesellschaft bekannt mache. — Thamitsche Effendi ist ein großer, schwerfälliger, häßlicher Mann mit groben Gesichtszügen von fahler Farbe. Seine kriechende Höflichkeit trotzt jeder Kränkung. Er besitzt ein umfassendes Wissen. Ich halte ihn für klüger —

nein, die Bezeichnung nehme ich zurück, — für verschmitzter, will ich sagen, als seine gesammte kosmopolitische Umgebung aus Abendländern, Türken, Syrern, Griechen und Levantinern bestehend, in der es von schlauen, gewitzten Männern wimmelt: denn Klugheit besteht sicherlich unter anderm auch darin, daß man Vertrauen einzuflößen und sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen weiß.

„Thamitsche wird in allen Kreisen, in denen er sich bewegt, mit Mißtrauen und seitens der Jüngeren verächtlich behandelt; die Älteren, von dem Ruhebedürfnis des Orients Gesättigten, die jeder Aufregung, auch der der Entrüstung, abhold sind, sich grundsätzlich oder dank natürlicher Veranlagung nicht ärgern wollen, halten sich möglichst fern von ihm und weisen seine süßliche Freundlichkeit, sein unterwürfiges, falsches Lächeln mit kühler Zurückhaltung von sich, die jedermann, mit Ausnahme Thamitsches, als eine tiefe Kränkung empfinden würde. An der öligen, dicken Haut des Mannes aber gleitet das und ähnliches ab wie Wasser von einer Spiegelscheibe. Verächtliche Worte, verächtliche Blicke, scheues Abrücken von seiner Seite, wenn er sich dreist an einen Tisch setzt, nichts kann ihn erkennbar kränken oder einschüchtern. Seine freche Gefühllosigkeit geht bis zum Äußersten, so daß man ihn manchmal sogar für mutig halten könnte. — Das ist er nicht. Ein drohender Finger macht ihn kalkweiß zurückweichen, und vor einem kläffenden Hunde flüchtet er sich schreiend in das erste offene Thor.

„Der Grundzug seines Charakters ist Habsucht, Geldgier, unverhohlener Geiz. Er ist jeder Niedrigkeit fähig, um Geld zu erwerben. — Viele halten ihn für einen Falsch-

spieler, obgleich man ihn niemals auf der That ertappt hat, aber jedermann sieht ihm, wenn er die Karten langsam mischt und anscheinend unbeholfen austeilt, auf die Finger, und jedes neue Klubmitglied, an dem man eine gewisse Vorliebe für Kartenspiel erkennt, wird bald von verschiedenen wohlwollenden Seiten vor ihm gewarnt: ‚Lassen Sie sich nicht von Thamitsche in eine Ecke nehmen. Spielen Sie nur an dem großen Mitteltisch im Spielzimmer mit ihm.‘

„Thamitsche spielt regelmäßig, nicht übertrieben hoch, aber mit anhaltendem Glück, und muß im Laufe des Jahres eine ganz erhebliche Summe gewinnen. Ist er im Verlust, so zieht er sich bald von der Partie zurück und verläßt dann eiligen Schrittes nicht nur den Spielsaal sondern das Haus, als fürchte er, seine leidenschaftliche Liebe für das Spiel könnte ihn fortreißen, an einem Unglückstage — er ist natürlich abergläubisch, wie alle wirklichen Spieler — weiter zu spielen und in große Verluste zu geraten. Wenn er als ein geschlagener Mann so eilig davon huscht, folgt ihm nicht selten höhnendes Gelächter der Jüngeren.

„Er ist der unbeliebteste Mann im Klub, aber er ist eines seiner ältesten Mitglieder. Er gerät niemals in einen Streit und bietet seinen Gegnern überhaupt nicht die schwächste Handhabe, seine Ausweisung aus der Gesellschaft zu beantragen. — Thamitsche ist bestechlich, das ist offenkundig. Er schämt sich dessen nicht. Er findet es gerecht, daß er für jede Dienstleistung bezahlt werde. Er ist ein Wucherer, aber da er als solcher strafbar wäre, so weiß er sein Handwerk zu verbergen. Er ist der geheime

Socius notorischer Wucherer, von denen er keinen Verrat zu fürchten hat.

„Thamitsche ist verheiratet. Seine Frau soll sehr schön sein. Sein Familienleben ist unbekannt. Wahrscheinlich ist es ein glückliches, denn der Familiensinn ist bei dem Armenier im allgemeinen stark ausgeprägt. — Er verkehrt ausschließlich mit seinen eigenen und seiner Frau nächsten Verwandten. Er bewohnt im Winter ein altes großes Haus in einer dunklen Straße von Pera, dessen Thüren und Fenster allen Fremden verschlossen bleiben, und im Sommer einen Konak in Kandili auf dem asiatischen Ufer des Bosporus, inmitten eines weitläufigen, von hohen Mauern umgebenen Parkes, in den kein fremder Gast jemals den Fuß gesetzt hat. — Selbst unter seinen Landsleuten hat er keinen Freund, keinen Vertrauten. Er ist ein einsamer Mensch.

„An den revolutionären armenischen Umtrieben hat er sich offenkundig nicht beteiligt, aber es heißt, er sei zu verschieden Malen schon das ängstliche Opfer von Erpressungen seitens Abgesandter des revolutionären Comités geworden. Wenn in seiner Gegenwart über die armenischen Angelegenheiten gesprochen wird, so erscheint er taub und stumm.

„Thamitsche ist in seiner Art vollkommen das Urbild des antipathischen Armeniers und, wie alle Typen, eine Seltenheit, aber Abarten von ihm, mehr oder weniger häßlich, finden Sie zu Hunderttausenden unter den Armeniern, und ganz frei von seinen Eigentümlichkeiten, die uns abschrecken und, wenn sie in großer Anzahl hervortreten, unerträglich sind, kenne ich keinen Armenier. — Auch

mein lieber guter Parcegh ist furchtsam, wie es nur ein Armenier sein kann."

„Sie entwerfen da ein erschreckliches Bild von den Armeniern," sagte Oer traurig.

„Es ist nicht gehässig. Es ist die getreue Wiedergabe dessen, was die Jahre meinem Geiste eingegraben haben."

„Aus meinen eigenen persönlichen Erfahrungen," sagte Oer bescheiden, „hatte ich mir eine freundlichere Ansicht über die Armenier gebildet." Und in ruhiger Weise, ohne Personen oder Ortsnamen zu nennen, sprach er von seinen Beziehungen zu den beiden Howians, zu Giragos, den vierzig Ackerbauern und auch von dem amerikanischen Armenierfreunde Bolton. Er beschrieb die Gastfreundschaft, die man ihm geboten hatte, die Freudigkeit, mit der sich viele Armenier aus lauterem Patriotismus dem Tode geweiht hätten, den hohen sittlichen Ernst der Männer, mit denen er zusammengetroffen war. Er wollte, er konnte das nicht für Lug und Trug halten. Die flammende Begeisterung, mit der die Armenier von ihrer Aufgabe gesprochen, hätte ansteckend auf ihn selbst zurückgewirkt. Die Unbilden, über die sie geklagt, wären auch ihm unverdient hart erschienen. Er hätte nicht anders gekonnt, als die armenischen Forderungen für gerecht zu halten.

Oer hatte mit natürlichem Takte vermieden, Äußerungen zu thun, die das türkische Gefühl seines Wirtes gekränkt haben könnten. Dieser war Oers Rede mit wohlwollender Aufmerksamkeit gefolgt, ohne sie durch Wort oder Zeichen zu unterbrechen.

„Ja," antwortete er, als Oer schwieg, „vieles von dem, was Sie sagen, ist richtig, und alles ist richtig em-

pfunden. Es steht aber nur in scheinbarem Widerspruch zu dem, was Sie vorher von mir gehört haben. Von den Unbilden, die die Armenier erdulden, habe ich überhaupt noch nicht gesprochen. Das soll, wenn Sie mir Gehör schenken, später geschehen. — Einstweilen nur einige Worte von Ihren armenischen Freunden: diese bilden Ausnahmen der Regel, Ausnahmen, wie mein Freund Parcegh auch eine ist, — nur nach einer andern Richtung hin. — Als Sie mich vorhin fragten, ob ich alle Armenier für feige halte, erwiderte ich: ‚Keineswegs, ich habe waghalsige Armenier gekannt.‘

„Der Zufall hat Sie in die Mitte einer größeren Anzahl Männer gerade dieser Art geführt, und da es die ersten Armenier waren, die Sie kennen lernten, da Sie keine Vergleiche mit andern ihres Stammes anstellen konnten, so war es natürlich, daß Sie den Armenier für tapfer, den Feigling unter ihnen für eine Ausnahme hielten. — Das war ein Irrtum, den es mir nicht schwer werden dürfte aufzuklären. — Es giebt nur wenig mutige Armenier, aber wenn nur einer auf hundert furchtsame käme, so würden diese tapferen, wenn vereint, noch immer eine ansehnliche Armee bilden, denn die armenische Gesamtbevölkerung wird, wenn ich nicht irre, auf etwa drei Millionen geschätzt, von denen wohl die Hälfte auf die Türkei allein kommt.

„Seit den ersten Ausbrüchen der armenischen Unruhen, gegen die man mit großer Härte vorgegangen ist — vielleicht vorgehen mußte, um die Rebellion zu lokalisieren —, hat eine große armenische Auswanderung stattgefunden. Unter den Emigranten befanden sich viele Männer, die gegen

Kurden, Tscherkessen und Türken tapfer gekämpft hatten, und von denen die Mehrzahl derer, die dem Tode entgangen waren, als sie den Aufstand blutig unterdrückt sahen, in das Ausland entflohen, da sie wußten, daß ihrer, als Verdächtiger, in der Türkei der Tod oder schwere Gefangenschaft harrte.

„Diese Männer, wenn es auch nur tausend sein sollten, haben sich im Auslande wiedergefunden. Sie waren vom Schicksal furchtbar heimgesucht worden. Sie dürsteten nach Rache, sie klagten ihr Leid, — und ihre Klagen fanden williges Gehör. Männer und Frauen, deren Menschenfreundlichkeit Anerkennung verdient, deren Unkenntnis der Verhältnisse, der Möglichkeit zu helfen, großes Unheil angerichtet hat, zeigten sich eifrig bemüht, das armenische Unglück zu lindern, traten zusammen, gründeten Hilfsvereine, und so entstanden bald zahlreiche Mittelpunkte, wo sich die Vertriebenen versammelten und offenkundig zu Verschwörern gegen die türkische Regierung wurden.

„Bereits einige Jahre nach dem Berliner Kongreß hatten sich in Europa Vereinigungen von Armeniern gebildet, die von dem Beispiel Bulgariens verlockt, die Herstellung eines autonomen armenischen Reichs ins Auge faßten. Ihre Thätigkeit wurde im Abendlande von der öffentlichen Meinung kaum bemerkt; erst nach der Massenemigration, die den sogenannten ‚armenischen Greueln' folgte, traten die eigentlichen armenischen revolutionären Comités in Thätigkeit, die wahnwitzig das unerreichbare Ziel verfolgten, der armenischen Sache gewaltsam den Sieg über die osmanische zu erringen. — Es war natürlich,

daß bei dieser Bewegung die Kühnsten und Gewandtesten der Verschwörer in den Vordergrund geschoben und bald darauf von ihren Gesinnungsgenossen als Leiter der revolutionären Bestrebungen anerkannt wurden. — Unter diesen Männern wird es in der That kaum einen Feigling geben, und wenn der Zufall Sie, mein lieber Gast, mit einigen von ihnen zusammengeführt hat, so ist Ihre Ansicht von deren todesmutigem Patriotismus sicherlich eine gerechtfertigte; ein Irrtum wäre es aber, wenn Sie von der geringen Minorität, die Sie kennen gelernt haben, auf den Geist der Gesamtheit der Bevölkerung Schlüsse ziehen wollten."

Edhem Pascha ging bei den Unterhaltungen mit seinem Gaste keineswegs systematisch zu Werke; die methodische Gruppierung dessen, was er sagte, vollzog sich nach und nach von selbst in Oers Geiste, aber der Pascha hatte in der That damit angefangen, von dem armenischen Volkscharakter zu sprechen. Die sogenannte armenische Frage ließ er längere Zeit vollständig unberührt. Das war ein zu heikles Thema, um selbst von dem freimütigen Türken einem Ausländer gegenüber behandelt werden zu können.

Wenn der Pascha ein „Deli" genannt werden durfte, so erschien er jedenfalls als ein vorsichtiger. — Aber es war Oers liebenswürdige Gabe, jedermann Vertrauen einzuflößen. Dies gelang ihm auch gegenüber Edhem Pascha, ohne daß er sich deswegen zu bemühen gehabt hätte. Doch lenkte der Pascha das Gespräch auf das politische Gebiet nicht früher, als nachdem er aus verschiedenen an sich unbedeutenden Anzeichen, aus kurzen Äußerungen

Oers, aus dessen Anstand, Blicken und Thun erkannt hatte, daß er in ihm einen wohlerzogenen Ehrenmann vor sich sah, der einer Indiskretion, geschweige denn eines Vertrauenbruches, unfähig war.

Viertes Kapitel.

Die Jahreszeit näherte sich der Tag- und Nachtgleiche. Die Mandelbäume zeigten bereits ihre lieblichen Blüten, und vom Marmara-Meer kamen an hellen Tagen milde Lüfte als willkommene Frühlingsboten heraufgezogen; aber der Winter hatte seine Rechte noch nicht aufgegeben und sandte in kurzen Zwischenräumen Schneefälle und eisige Winde vom Schwarzen Meere als Mahnung, daß er vorläufig noch am Bosporus regiere. — Den schönen, klaren nordischen Winter mit seinen Freuden im Freien kennt Konstantinopel nicht. Die kalte Jahreszeit, die dort im November beginnt und oftmals bis April andauert, bringt der Stadt viel dunkle, regnerische Tage, die sie des größten Teils ihrer Schönheit berauben.

An einem hellen Märztage verließ Oer, bald nachdem er mit Bartev ein schweigsames Frühstück eingenommen hatte, sein kaltes, düsteres Haus, um sich an dem sonnigen Bilde der Stadt und des Meeres, das die Stunde ihm bot, erfreuen zu können. In der Pera-Straße vor dem Klub begrüßte er Parcegh Effendi, dem er in letzter Zeit, nachdem er aus dem Munde Edhem Paschas so viel Freundliches über ihn vernommen hatte, nähergetreten war.

Der feine, kleine Armenier mit dem weißen Gesicht, das die sanften Augen freundlich erwärmten, hielt Oer, der vorbeieilen wollte, durch den artigen Gruß der Orientalen und ein liebenswürdiges Lächeln fest. — „Herr von Oer," sagte er mit mildem Vorwurf in der Stimme.

Oer blickte ihn fragend an.

„Wie können Sie so unvorsichtig sein?"

„Wieso, Parcegh Effendi?"

„Sie sind leicht angekleidet, als wäre der Sommer schon bei uns eingezogen."

„Es ist sonniges Wetter. Ich will einen Spaziergang machen. Ich gehe schnell. Das hält mich warm."

„Ein Grund mehr, Herr von Oer, vorsichtig zu sein. Dies ist die schlechteste Jahreszeit. Sie kommt geladen mit Erkältungen, Fieber, Influenza und anderen ähnlichen Übeln. — Sehen Sie mich an!" Er war in einen weiten, leichten Pelz gehüllt und trug Überschuhe, obgleich die Straße vollkommen trocken war. — „Folgen Sie dem Rate eines alten Peroten, gehen Sie vor Mai niemals ohne warmen Überrock aus!"

„Vielen Dank, Parcegh Effendi, aber nun bin ich einmal unterwegs und will meinem Glück vertrauen, daß mir der Tag keinen Schaden bringt."

„Ich werde Sie bei Edhem Pascha verklagen. — Nun, angenehme Promenade, Effendi."

Oer schritt die breite rue Kabristan — die Friedhofsstraße — hinab, die nach Galata führt, und befand sich nach einer Viertelstunde in dem deutschen Postamt. — „Meine Briefe, bitte."

„Der Orientzug hat Verspätung. Die Mariţa ist

ausgetreten. Die Briefe werden frühestens zwischen vier und fünf Uhr verteilt werden können."

Der entfernte sich mit freundlichem Gruß. Auf der Straße sah er nach der Uhr. „Da habe ich also an drei Stunden Zeit zu einem ordentlichen Spaziergang," sagte er sich, und er schritt weiter: nach dem Hafen, über die Brücke nach Topkapu, wo er längere Zeit an seinem Lieblingsplatze, der Seraïsspitze, Halt machte, und von dort am Meere und den Ruinen der Stadtmauer entlang, wobei er die ihm wohlbekannten, häßlichen armenischen Viertel von Kum-Kapu und Jeni-Kapu zu seiner Rechten liegen ließ, bis er sich nach zweistündigem Marsch anschickte, den Rückweg nach Pera durch das Straßenlabyrinth des östlichen Teils von Stambul anzutreten.

Die Sonne war inzwischen durch dichte, niedrig hängende, weiße Wolkengebilde verschleiert worden. Die Luft hatte sich erheblich abgekühlt. Das bemerkte der schnell Dahinschreitende nicht einmal; aber als er auf dem großen, freien Platz vor dem Kriegsministerium, dem Seraskierat, angelangt war, fühlte er sich von einem eisig kalten, scharfen Windstoß getroffen, und gleichzeitig näßten einige noch vereinzelt fallende Schneeflocken seine Wangen. Er schritt nun hastig weiter; schon auf der Hafenbrücke jedoch, noch ehe er Galata erreicht hatte, wurde er von einem heftigen Schneetreiben überholt. — In kurzer Zeit fühlte er sich bis auf die Haut durchnäßt.

Vor der Post standen zahlreiche Boten der Banken und Kaufhäuser von Galata und Pera, um die Briefe in Empfang zu nehmen, die für die Geschäfte, in denen sie angestellt waren, angekommen sein mochten. Der nahm

ruhig am äußersten Ende der langen Reihe Aufstellung. Es war nicht seine Art, Bevorzugung zu wünschen. Plötzlich fühlte er sich unsanft an der Schulter berührt und beiseite geschoben. Ein starker Mann, an seiner Uniform als Kawaß einer Botschaft zu erkennen, stand hinter ihm und versuchte, sich gewaltsam vorbei zu drängen. Oer wußte seine Rechte zu wahren. Er schlug die Hand, die sich auf seine Schulter gelegt hatte, ungestüm in die Höhe und stand dem Kawassen mit zornfunkelnden Augen gegenüber. Der Mann, der bei ähnlichen Gelegenheiten immer nur mit griechischen und armenischen Boten zu thun gehabt hatte, denen gegenüber er ungestraft hochmütig und rücksichtslos auftrat, erkannte sofort, daß er diesmal mit seiner Rohheit an die falsche Adresse gekommen war. Er grüßte flüchtig, murmelte einige Worte, die Oer nicht verstand, und verließ den Platz hinter diesem.

Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis Oer zum Postschalter vorgedrungen war, wo ihm der beschäftigte, aber keineswegs aufgeregte Beamte ohne weiteres — denn Oer war an der Post wohlbekannt — die für ihn eingetroffene Sendung übergab. Sie bestand nur aus einigen wenigen deutschen Zeitungen und einem Briefe. — Die Dämmerung war bereits eingebrochen, und der Schnee fiel in dicken Flocken, doch konnte Oer sich durch ein flüchtigen Blick auf die Adresse überzeugen, daß der Brief von seinem Vetter Keßner kam.

Als Oer den Teil der breiten Straße zwischen Galata und Pera erreicht hatte, wo vor dem Municipalitätsgebäude die Friedhofsstraße in die Rue Okdschi Musa

mündet und ein großer, uralter, seit vielen Jahren nicht mehr benutzter, mit mächtigen Cypressen bestandener türkischer Friedhof gelegen ist, schien es ihm, als ob die weiße Schneeluft sich plötzlich verfinsterte. Er hob das Haupt und sah Tausende und Abertausende dunkler unheimlicher Vögel, die sich in niedrigem, pfeilschnellem Fluge über den Spitzen der Cypressen kreuzten und, einem zerfetzten, durchlöcherten, vom Sturm gepeitschten Laken gleich, sich über den Todtenacker ausbreiteten. Die mit Schnee beladenen Bäume erschienen schwarz unter der dichten Masse von Vögeln, die auf ihren Ästen lagerten.

In Pera nennt man dies eigentümliche Schauspiel, das man im Winter jeden Abend unmittelbar nach Sonnenuntergang beobachten kann, den „Nachtreigen der Krähen von Kabristan."

„Unglücksvögel," sagte Oer vor sich hin. Ein fröstelnder Schauer, ein eigentümliches Unbehagen wie Furchtgefühl überlief ihn. Er steckte die Hände in die Taschen der durchnäßten leichten Joppe, mit der er vor vier Stunden bei hellem Sonnenschein ausgezogen war, drückte die Arme fest gegen die Seiten und eilte im Geschwindschritt seiner Wohnung zu.

In seinem Zimmer war es behaglich warm. Der aufmerksame Mardyros hatte dort trockene Wäsche und Kleider für seinen Herren bereit gelegt und trat jetzt mit einem großen Krug heißen Wassers in das Zimmer. Nachdem er diesen auf den Toilettentisch gestellt hatte, wandte er sich, die Hände über den Gürtel gekreuzt, zu Oer und fragte leise: „Befehlen der Herr etwas?" — Oer machte ein stummes Zeichen der Verneinung, worauf Mardyros

sich geräuschlos, die Thür vorsichtig hinter sich schließend, wieder zurückzog.

Oer kleidete sich hastig um und setzte sich dann in der Nähe des Ofens nieder. Er hatte Keßners Brief in die Hand genommen, aber noch bevor er ihn geöffnet, erschien Mardyros wieder, um zu melden, daß die Abendmahlzeit angerichtet sei.

Bartev erwartete seinen Gast im Eßzimmer. Während der Mahlzeit erzählte Oer von seinem Spaziergang, der ein so unerwartet kaltes und nasses Ende gefunden hatte, worauf Bartev, der, wie viele Armenier, einen Schatz harmloser Hausmittel besaß, ihm anempfahl, vor dem Schlafgehen noch ein großes Glas heißer Limonade zu trinken und sich ordentlich zudecken zu lassen.

Bald nach dem Essen zogen sich die beiden in ihre Gemächer zurück. Das erste, was Oer that, sobald er sich allein befand, war, Keßners Brief zu öffnen. Gleich nachdem er die Augen darauf geworfen hatte, machte er eine schnelle Bewegung des Erstaunens und blickte einige Sekunden verwundert vor sich hin. Ein friedliches Lächeln überzog sein Gesicht. „Ist es möglich!" murmelte er. Dann nahm er den Brief wieder auf und las ihn aufmerksam bis zum Ende durch.

Keßner schrieb ohne Umschweife, er habe Comtesse Anna lieb gewonnen und beabsichtige, den Grafen Harmen um die Hand seiner Tochter zu bitten, halte es aber für seine Pflicht, sich, bevor er entscheidende Schritte thue, der Zustimmung seines Freundes Oer zu vergewissern. „Du hast mich, als Du Berlin verließest, zum Vertrauten Deiner Gefühle gemacht. Deine Ansprüche sind älter als

meine. Du hast das Recht, sie geltend zu machen, wenn sich in Deinen Gefühlen nichts geändert hat. Ich trete dann zurück. Kannst Du mir aber freie Bahn lassen, so will ich mein Glück versuchen."

Nach einigen Minuten klingelte Oer. Mardyros trat in das Zimmer. „Ist das Telegraphenamt noch geöffnet?"

„Ja, Herr."

„Warten Sie." Oer schrieb: „Ich wünsche Euch beiden von ganzem Herzen alles Gute. Heinrich." — „Tragen Sie das auf das Telegraphenamt," sagte er sodann, sich an Mardyros wendend, der unbeweglich in der Nähe der Thür stehen geblieben war.

Oer trat wieder an das Fenster. Es schneite noch immer in großen, flaumigen Flocken, die sich auf die Dächer der armenischen Vorstadt zu Oers Füßen lagerten und die ganze Landschaft mit einer leichten, weißen Decke überzogen. Aus hohen Fernen dämmerte in schwachem Schimmer ein bleicher, kalter Mond. — Die Straßenhunde hatten sich verkrochen. Das Straßenleben war verstummt. Es war geisterhaft still rings umher. Auf dem Bosporus leuchteten matt einige Schiffslaternen und vom asiatischen Ufer her die drei blutroten, großen Feuer des Leanderturmes. Hinter diesem war alles in undurchdringliche, geheimnisvolle Dunkelheit gehüllt. — Oer seufzte leise. Eine große Mattigkeit überkam ihn. Er entkleidete sich und begab sich zur Ruhe.

Mardyros schien draußen an der Thür gelauscht zu haben und den Bewegungen Oers gefolgt zu sein, denn kaum hatte sich dieser auf seinem Lager ausgestreckt, als der Diener mit einem großen Glase voll dampfender

Limonade in das Zimmer trat. Oer nahm es ihm ab und leerte es langsam. Mardyros stand mit zu Boden geschlagenen Augen unbeweglich dabei. — Kein Diener stört weniger und bedient geräuschloser als ein armenischer. Nachdem Mardyros das geleerte Glas zurückgenommen hatte, trug er mehrere schwere Decken dabei, die er gewandt über Oers Lager ausbreitete. Dann kam die übliche leise Frage: „Befiehlt der Herr etwas?" — und als Oer dies durch ein Zeichen verneint hatte, zog sich der Mann zurück.

Oer verbrachte eine unruhige Nacht. Er warf sich im Halbschlafe im Bette hin und her. Wirre Träume verfolgten ihn. Die Unglücksvögel von Kabristan schossen dicht über ihn dahin, so daß er sich ängstlich duckte, um nicht von den unheimlichen Tieren gestreift zu werden; Anna Harmen erschien und wiederholte die Worte, die er schon einmal im Traume von ihr gehört hatte: „Sie haben Glück bei den Frauen." Dabei lächelte sie freundlich. Auch die Gestalten Keßners, Giragos', Boltons tauchten auf und verschwanden wieder. Oer suchte nach Varvaria unter den schattenhaften Traumbildern, — sie erschien nicht. — Gegen Morgen erst schlief er fest ein. Er erwachte eine Stunde später als gewöhnlich, und als er sich erheben wollte, bemerkte er, daß ihm jede Bewegung schwer wurde, der Rücken und die Schultern schmerzten. — „Ein Hexenschuß," sagte er verdrießlich. „Nun, ich versäume nichts, wenn ich ihn zu Hause kuriere. Bartev wird wohl ein Mittel dagegen wissen." Er erkundigte sich nach diesem, als Mardyros bald darauf in das Zimmer trat.

„Bartev Effendi ist um acht Uhr ausgegangen," antwortete Mardyros.

„Wann pflegt er zurückzukommen?"

„Das ist unbestimmt, Effendi."

Oer hatte sich in das wohlgeheizte Wohnzimmer begeben. Er verspürte keine Lust auszugehen. Nach dem Frühstück, das er, wie es häufig geschah, auf seinem Zimmer eingenommen hatte, schrieb er zwei Zeilen an das Kaiserliche Postamt in Galata, das er bat, dem Überbringer, seinem Diener Mardyros, die etwa für ihn eingetroffenen Briefschaften und Zeitungen aushändigen zu wollen. Den Zettel übergab er Mardyros mit leicht verständlicher mündlicher Weisung. „Ich verstehe," sagte dieser und entfernte sich.

Die armenischen Briefe aus Berlin waren nach Wanians Abreise selten geworden. Der letzte, von Ohannes Howian unterzeichnet, war vor einem Monat angekommen und hatte die Mitteilung enthalten, Oers freundliche Vermittelung würde während der nächsten Zeit nicht mehr in Anspruch genommen werden. Er möge sich also seiner Freunde wegen vorläufig nicht zur Post bemühen. Sollten sie ihm schreiben, so würde er rechtzeitig durch ein verständliches Telegramm darauf aufmerksam gemacht werden.

Als Mardyros gegangen war, machte Oer es sich am warmen Ofen auf einem niedrigen Sessel so bequem wie möglich. Mardyros würde in einer Stunde etwa von der Post zurückkehren, bis dahin wollte er sich die Zeit mit Lesen vertreiben. Zum Schreiben hatte er keine Lust. Keßners Brief konnte einige Tage unbeantwortet bleiben. Er hatte ja bereits erfahren, daß Oer ihm die gewünschte

freie Bahn ließ. Es war Oer angenehm, weiterer Erklärungen überhoben zu sein.

Er hatte das erste Buch zur Hand genommen, das auf dem Tisch lag. Als er es öffnete, bemerkte er, daß er eine schlechte Wahl getroffen hatte; aber jede Bewegung wurde ihm schwer, und so ließ er den Band zur Erde fallen, bog sich in den Sessel zurück und schloß die Augen. — Nach einer Weile vernahm er Bartevs schnellen, energischen Tritt auf der Treppe, ganz verschieden von dem der übrigen leise auftretenden Hausbewohner. Er öffnete die Augen, aber er fühlte sich in der Unbeweglichkeit am warmen Feuer wohl und blieb sitzen. Er hatte Bartev nichts Besonderes zu sagen. Unwillkürlich folgte er jedoch jeder Bewegung seines Wirtes.

Wanians Haus bestand aus einem Untergeschoß, in dem sich die Küchenräumlichkeiten und die Gesindestuben befanden, einem Hochparterre, mit den Empfangsräumlichkeiten und dem Eßsaal, und einem ersten Stockwerk, in dem die Wohn- und Schlafzimmer der Herrschaften gelegen waren. — Darüber hinaus war Oer nicht gekommen. An dem einen Ende des Ganges, in dem er manchmal bei schlechtem Wetter auf- und abmaschierte, hatte er eine schmale Thür bemerkt, die nach dem Bodenraum führen mußte. Er schien nicht benutzt zu werden, wenigstens hatte er die Thür niemals geöffnet gesehen.

Oer hörte jetzt, daß Bartev den Gang hinabschritt, die Thür öffnete und eine kurze Treppe hinaufstieg, und gleich darauf vernahm er laute Schritte über seinem Haupte. — Sämtliche Zimmerdecken in dem alten Hause waren aus dunklen eichenen Bohlen, durch starke

Querbalken von demselben Holze verstärkt. Es waren gute Schallleiter. — Eine Kiste oder ein Schrank wurde geöffnet und demselben mehrere harte Gegenstände entnommen, die auf den Boden gesetzt und gleich darauf wieder aufgehoben und in die Kiste oder den Schrank zurückgestellt wurden. Dann ward der Behälter wieder geschlossen. Bartev zeigte sich nicht bemüht, Geräusch zu vermeiden. Seine Schritte klangen laut auf der Bodentreppe und in dem Gange bis zur Thür seiner Wohnung, derselben, die Wanian bis zu seiner Abreise innegehabt hatte.

Oer blickte unzufrieden vor sich hin. Er glaubte zu erkennen, daß er, ohne ähnliches beabsichtigt zu haben, ein Geheimnis überrascht hatte. Es war seine ganz regelmäßige Gewohnheit gewesen, täglich sogleich nach dem Frühstück zur Post und von dort spazieren oder in den Klub zu gehen. Die frühen Nachmittagsstunden hatte er noch nicht ein einziges Mal im Hause verbracht. Bartev kannte die Gewohnheiten seines Gastes und hatte sich unbeobachtet glauben müssen, als er auf den Boden gegangen war. — Diesen Irrtum wollte Oer sofort aufklären. — Er erhob sich, so schnell sein Zustand es erlaubte, verließ sein Zimmer und klopfte an Bartevs Thür. — Eine kurze, unverständliche Antwort, in unwirschem Tone ausgestoßen, kam zurück.

„Ich bin es!" rief Oer. „Darf ich eintreten?"

Ein Stuhl wurde hastig bei Seite geschoben, die Thür geöffnet, und darin erschien Bartev, das Gesicht verstört, wie Oer es nie gesehen hatte. „Bitte, was befehlen Sie?" sagte Bartev fassungslos, ohne den Eingang freizugeben.

„Entschuldigen Sie, ich bedauere, daß ich störe. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich zu Hause bin."

„Ja . . . ja . . . wollen Sie nicht eintreten . . . oder nein . . . ich komme lieber zu Ihnen, bei mir ist es kalt . . . ich folge Ihnen sogleich . . . ich will nur diese Papiere ordnen . . . es sind . . . es sind Pläne von Sohagians Besitzungen, die ich auf seinen Wunsch in Augenschein nehmen wollte."

Ein Tisch, der Thür unmittelbar gegenüber, war mit zahlreichen Schriftstücken bedeckt, die sicherlich soeben einer mittelgroßen Kiste aus Eisenblech, einer sogenannten „Dispatch Box", wie viele englische Geschäftsleute sie zur Aufbewahrung von Dokumenten zu benutzen pflegen, entnommen worden waren. Oer konnte nicht umhin, dies zu bemerken. Er wandte sich sogleich ab. „Beeilen Sie sich nicht! Ich habe Ihnen nichts Besonderes zu sagen. Bei Ihnen ist es in der That kalt. Ich gehe in mein Zimmer. Kommen Sie und wärmen Sie sich dort!"

„Ja wohl. — Ja wohl." Er begleitetete Oer über den schmalen Flur und wollte die Thür zu dessen Zimmer für ihn öffnen, was Oer jedoch verhinderte.

„Ich komme sogleich, Herr von Oer." Er war noch nicht vollkommen Herr seiner Aufregung geworden, doch sprach er etwas ruhiger.

Einige Minuten später trat Bartev in Oers Zimmer. Er hatte seine Fassung wiedergewonnen. „Wie kommt es, wenn ich fragen darf," sagte er gelassen, „daß ich zu dieser ungewöhnlichen Stunde die Freude habe, Sie anzutreffen?"

Oer erzählte, er habe bei dem feuchten Wetter nicht ausgehen wollen, da er etwas erkältet sei, und er habe

deshalb Mardyros zur Post geschickt, um seine Briefe zu holen. „Ich denke mir, daß, wenn ich mich vierundzwanzig Stunden lang ruhig verhalte, die kleine Unpäßlichkeit morgen wieder vorüber sein wird."

„Das hoffe ich. Ich habe ganz rücksichtslos über Ihrem Kopf gepoltert. Ich fürchte, daß Sie gestört worden sind."

„Durchaus nicht."

„An dem Lärm sind die Zimmerdecken schuld, auf die Wanian stolz ist, weil sie guten Schutz gegen Ratten und Mäuse gewähren sollen. Leider wird das Haus dadurch in störender Weise hellhörig. Das haben Sie im Eßzimmer nicht gemerkt, weil im ersten Stockwerk überall Teppiche liegen. — Der Boden ist so glatt wie ein Tanzsaal . . . Ich erhielt heute früh einen Brief von Sohagian," fuhr Bartev mit gut gespielter Harmlosigkeit fort. „Er läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Er wünscht gewisse Nachrichten über seine Besitzungen in Armenien zu haben. Die werden augenblicklich schwer zu beschaffen sein, es sei denn, daß ich mich selbst an Ort und Stelle begebe. Nun, ich will mein Bestes thun. Er schreibt mir, er werde in nächster Zeit mit seinen Kindern und in Gesellschaft von Bolton, Giragos und dessen Schwester nach Amerika zurückkehren."

„Ich möchte an Giragos schreiben," sagte Oer. „Können Sie mir sagen, wo ihn Briefe von mir treffen würden?"

„Sicherlich unter Ohannes' Adresse."

Darauf erkundigte Bartev sich angelegentlich nach Oers Befinden, bis das Gespräch durch Mardyros unterbrochen wurde, der Oer Zeitungen und ein Telegramm brachte.

„Ich lasse Sie mit Ihrer Post," sagte Bartev.

„Eine Sekunde," bat Oer. „Ich erwarte ein Telegramm von Ohannes." Aber die Depesche enthielt nur fünf Worte von Keßner: „Herzlichen Dank, alter Freund." — „Ein Vetter zeigt mir seine Verlobung an," sagte Oer, sich wieder an Bartev wendend.

„Nun, da sei es mir erlaubt, zu gratulieren," meinte dieser lächelnd, und gleich darauf empfahl er sich.

Oer wurde einige Tage in seinem Zimmer festgehalten. Während der Zeit empfing er die Besuche des artigen Parcegh Effendi, Walshs und Naïm Beys, die ihn im Klub, wo er ein regelmäßiger Gast war, vermißt hatten und nun nach der Ursache seines Ausbleibens fragten. Als Oer die gewünschte Auskunft gegeben hatte, sagte der kleine Armenier, einen bescheidenen Triumph feiernd: „Ich hatte Sie gewarnt," — und Naïm Bey bestellte Grüße des Pascha, der auf das Vergnügen rechnete, Oer bald wiederzusehen.

Während der kurzen Krankheit blieb auf dem Boden alles mäuschenstill. Nach einigen Tagen konnte Oer sein altes regelmäßiges Leben wieder aufnehmen, das Spaziergänge, Spazierritte mit Naïm Bey und Walsh, Besuche bei Edhem Pascha, Zeitunglesen und harmlose Unterhaltungen im Klub, Lesen und Briefeschreiben zu Hause in einförmiger, aber trotzdem ermüdender Weise ausfüllten. Die andauernde Unthätigkeit und das viele Denken und Grübeln und Träumen über die abwesenden Geliebten und Freunde nagten an Oer. Er sehnte sich nach Thätigkeit.

Ende des zweiten Buches.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

CONSTAN

Ejub

Hassköi

GOLDENES HORN

PERA

Englische Botschaft

Armenische Kirche

Hotel Royal

Petits Champs

Galata-Ser.

Grande Rue

GALATA

Alte Brücke

Ottomanische Bank

Mumhöner

Karaköi

Credit Lyonnais

Neue Brücke

Sirkedschi

Staatsschulden-Verwaltung

Kriegsministerium

STAMBUL

Hohe Pforte

Jeni-Kapu

Patriarchat

Mayr Egekhelsi

Kum-Kapu

Psamatia

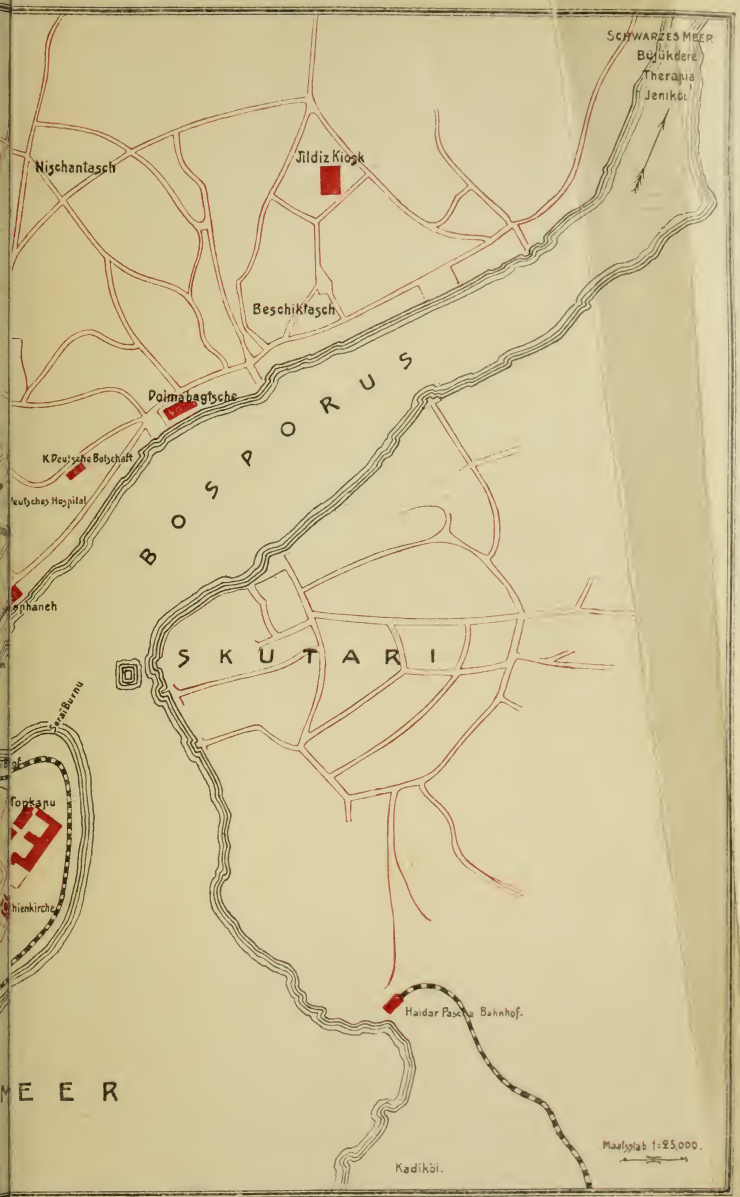
Sulu Monastir

Steg

Jedikulé

MARMARA - ME

NTINOPEL.


SCHWARZES MEER
Bujükdere
Therapia
Jeniköi
Nischantasch
Jildiz Kiosk
Beschiktasch
Dolmabagtsche
K. Deutsche Botschaft
Deutsches Hospital
BOSPORUS
SKUTARI
Haidar Pascha Bahnhof.
Kadiköi.
Maafstab 1:25,000.

XII 05. 2 Vol. 12. – NFK